# Natur und Staat.

## Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre V.

## Prinzipien der natürlichen und sozialen Entwicklungsgeschichte des Menschen

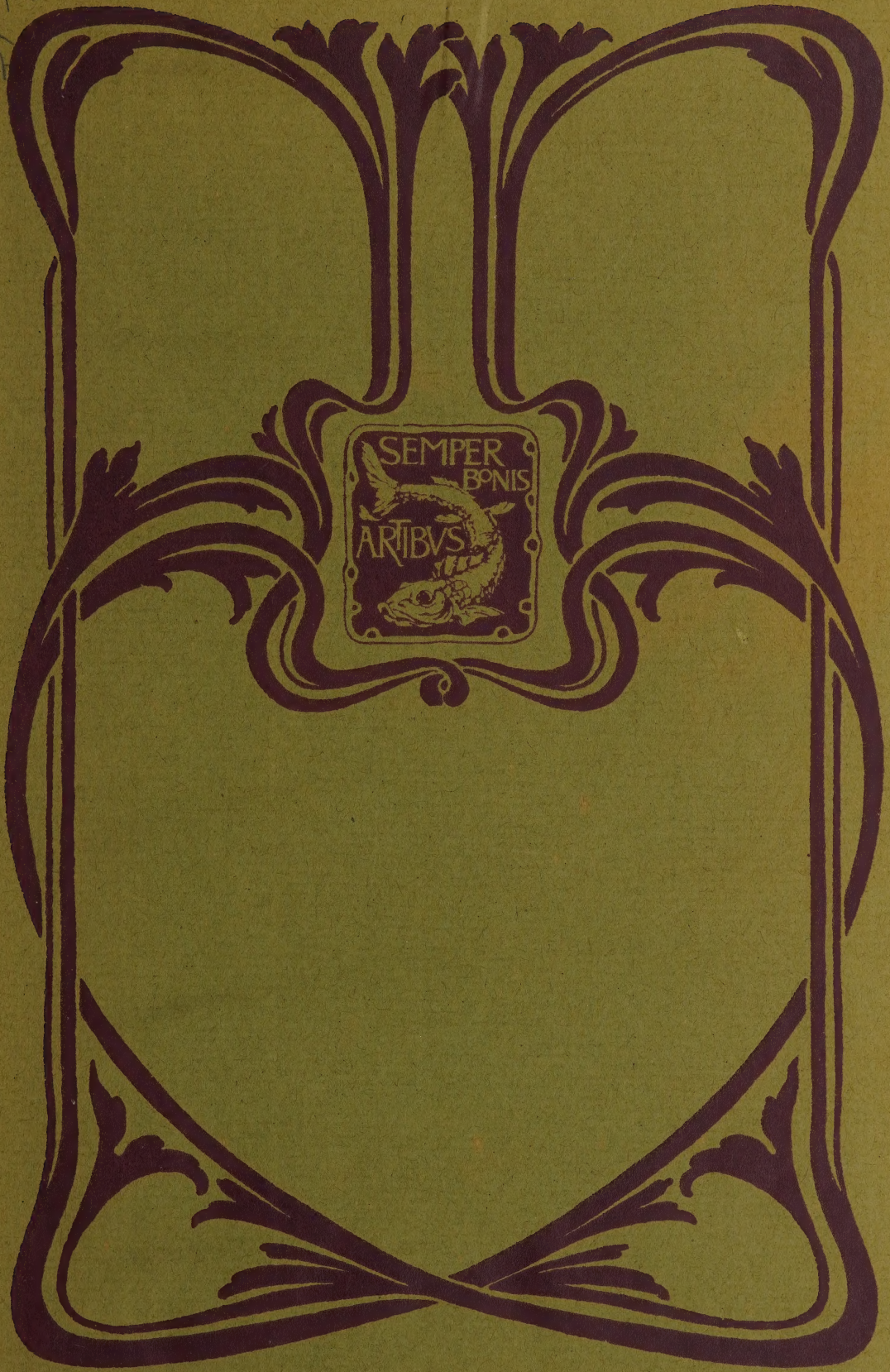
von

Curt Michaelis

Jena, Verlag von Gustav Fischer
1904

RUDOLF HEGER
Buchhandlung u. Antiquariat
·WIEN·
I., WOLLZEILE 2.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH


SEMPER
BONIS
ARTIBVS

# Natur und Staat,

## Beiträge zur naturwissenschaftlichen Gesellschaftslehre.

Eine Sammlung von Preisschriften.

Herausgegeben von Prof. Dr. H. E. Ziegler in Verbindung mit Prof. Dr. Conrad und Prof. Dr. Haeckel.

Fünfter Teil.

Enthaltend:

Prinzipien der natürlichen und sozialen Entwicklungsgeschichte des Menschen von Curt Michaelis in München.

Verlag von Gustav Fischer in Jena
1904.

573.2
M582p

# Prinzipien der natürlichen und sozialen Entwicklungsgeschichte des Menschen.

## Anthropologisch-ethnologische Studien

von

**Curt Michaelis**
in München.

*Εὐνομία — βάθρον*
*πολίων ἀσφαλές.*
Pindar Ol. XIII, 6.

Verlag von Gustav Fischer in Jena
1904.

Alle Rechte vorbehalten.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Tamara Steininger

meiner toten Braut.

# Vorwort.

Dem Verfasser liegt die Anmaßung fern, auf den folgenden Seiten etwa die zahllosen Probleme gelöst zu haben, aus denen sich die Entwicklungsgeschichte des Menschen zusammensetzt. Oft genügte es mir, die Richtung anzudeuten, in welcher die Lösung der Probleme von seiten der Naturwissenschaft zu suchen ist. Ein ungeheures Gebiet war dabei zu durchstreifen, die Phylogenie des Menschen, sowie die Völkerkunde und die Geschichte heranzuziehen. Infolgedessen war es mir unmöglich, in eine Besprechung der praktischen Konsequenzen einzutreten, die sich aus der Entwicklungsgeschichte für die moderne Gesetzgebung ergeben; ich mußte mich auf diesem Gebiete mit gelegentlichen Andeutungen begnügen.

Es liegt mir noch als liebe Pflicht ob, Dank abzustatten den Herren der Münchener Universitätsbibliothek, vor allem Herrn Dr. G. A. Wolff, der mit unermüdlicher Bereitwilligkeit meine zahlreichen Wünsche zu befriedigen suchte, und ebenso meinem Freunde Dr. Alexander Böhm, Prosektor am Anatomischen Institut, dessen umfassender Gelehrsamkeit ich so vielfache Anregung verdanke.

München, April 1904.

# Inhaltverzeichnis.

## Erster Teil.

### Entwicklungsgeschichtliche Fundamentalbegriffe.


Seite

§ 1. Die Selektionstheorie . . . . . 1
§ 2. Die Stellung des Menschen in der Natur . . . . . 6
§ 3. Das Individuum . . . . . 11
§ 4. Die Arbeitsteilung . . . . . 15
§ 5. Die Vererbung erworbener Eigenschaften . . . . . 16
§ 6. Hirn und Seele . . . . . 19
§ 7. Die Ich-Vorstellung . . . . . 25
§ 8. Die Tradition . . . . . 28


## Zweiter Teil.

### Die Vererbung.

#### Erstes Kapitel.

#### Propädeutik der Vererbungslehre.


§ 9. Der Tod . . . . . 30
§ 10. Die Fortpflanzung . . . . . 33
§ 11. Die Sexualcharaktere . . . . . 34
§ 12. Die Schönheit . . . . . 37
§ 13. Die Zeugung . . . . . 39
§ 14. Die Fruchtbarkeit . . . . . 42
§ 15. Der neue Mensch . . . . . 43


#### Zweites Kapitel.

#### Die Tatsachen der Vererbung.


§ 16. Die Rassen . . . . . 45
§ 17. Die Vererbung von Volkseigentümlichkeiten physiologischer Natur . . . . . 47
Körpergröße . . . . . 49
Schädel . . . . . 50
Sinnesvermögen . . . . . 53
Gliedmaßen . . . . . 54
Haare . . . . . 56

Seite
§ 18. Die Vererbung von Volkseigentümlichkeiten psychologischer Natur . . . . . 57
Amerika . . . . . 57
Afrika . . . . . 58
Asien . . . . . 59
Europa . . . . . 62
§ 19. Rassenstolz, Rassenhaß, Rassenkampf . . . . . 69
§ 20. Die Sklaverei . . . . . 74
§ 21. Rassenmischung . . . . . 76
Skelet . . . . . 79
Schädel . . . . . 80
Pigmentierung . . . . . 81
Haar und Bart . . . . . 81
Anpassung bei Rassenmischung . . . . . 82
Fortschritt durch Rassenmischung . . . . . 83
Rückschritt durch Rassenmischung . . . . . 84
Folgerungen . . . . . 86
§ 22. Die familiare Vererbung pathologischer Zustände . . . . . 87
§ 23. Inzucht . . . . . 93
Folgen der Inzucht . . . . . 94
Gründe der Inzucht . . . . . 94
§ 24. Die familiare Vererbung künstlerischer Fähigkeiten . . . . . 97
Italienische Maler . . . . . 98
Deutsche Maler . . . . . 99
Niederländische Maler . . . . . 100
Bildhauer . . . . . 102
Architekten . . . . . 102
Schauspieler . . . . . 102
Musiker . . . . . 103
Schriftsteller . . . . . 103
§ 25. Die familiare Vererbung geistiger Fähigkeiten . . . . . 105
Allgemeines . . . . . 105
Theologen . . . . . 107
Juristen . . . . . 107
Philologen . . . . . 107
Historiker . . . . . 108
Naturforscher . . . . . 108
Geographen und Forschungsreisende . . . . . 108
Mediziner . . . . . 109
§ 26. Die familiare Vererbung des Charakters . . . . . 113
§ 27. Das Verbrechertum . . . . . 116

Drittes Kapitel.

**Die Gesetze der Vererbung.**

§ 28. Pangenesis und Keimplasmatheorie . . . . . 118
§ 29. Haeckels Perigenesis . . . . . 122
§ 30. Ein Exponent der familiaren Vererbung . . . . . 124
§ 31. Der Atavismus . . . . . 127

# Dritter Teil.

## Die Anpassung.

### Erstes Kapitel.

### Zur Lehre von den geographischen Provinzen.

§ 32. Die Anpassung . . . . . 131
§ 33. „Mutter Erde“ . . . . . 134
§ 34. Die geographische Provinz . . . . . 136
§ 35. Typische Konfigurationen und ihre Wirkungen . . . . . 140
§ 36. Die Anpassung an die geographische Provinz . . . . . 144
§ 37. Die Behausung . . . . . 147
§ 38. Stabilität des Typus . . . . . 151
§ 39. Die Heimat . . . . . 153
§ 40. Wechsel der geographischen Provinz . . . . . 155

### Zweites Kapitel.

### Prinzipien der Gesellschaft.

§ 41. Mann und Weib . . . . . 159
§ 42. Die Liebe . . . . . 163
§ 43. Die Ehe . . . . . 165
§ 44. Das Kind . . . . . 171
§ 45. Die Familie . . . . . 175
§ 46. Der Geselligkeitstrieb . . . . . 180
§ 47. Die Gesellschaft . . . . . 184
§ 48. Kasten und Stände . . . . . 187
§ 49. Zur Ethik . . . . . 195
§ 50. Das natürliche Rechtsprinzip . . . . . 198
§ 51. Der Staat . . . . . 201
§ 52. Religiöse und naturwissenschaftliche Weltanschauung . . . . . 203

Erster Teil.

# Entwicklungsgeschichtliche Fundamentalbegriffe.

## § 1.

### Die Selektionstheorie.

Phantastische Schöpfungsmythen, Erzeugnisse naiver Naturanschauung, waren lange Zeit hindurch die einzigen Antworten, die der grübelnde Menschengeist auf die Fragen nach dem Warum, Woher, Wohin der Erscheinungen zu geben hatte. Diese Mythen waren ihm von Kindheit an vertraut; sie waren ihm lieb wegen ihres poetischen Inhaltes; sie waren ihm ehrwürdig wegen ihres hohen Alters; und — last not least — sie schmeichelten seinem Stolz. Durch ihre Einfügung in die Fundamente der Religionen, durch dogmatische Stabilisierung wurde dann der Weg zu wahrer Erkenntnis völlig verbaut. Wehe dem, der es wagte, diese Schranken zu überschreiten! Noch vor dreihundert Jahren büßte Giordano Bruno den Versuch mit dem Scheiterhaufen. Dabei war es weniger das Neue einer Lehre, was die orthodoxen Priester ärgerte und reizte, als die Furcht vor Ausbreitung des Zweifels am Alten. Denn die Zweifelsucht ist die ansteckendste Krankheit des Menschen.

Der methodische Fehler naiver Naturanschauung liegt darin, daß man den Artbegriff wegen seiner scheinbaren Unveränderlichkeit als von Uranfang gegeben nahm und das bunte Spiel der Einzelerscheinungen mit mehr oder weniger Zwang ihm einzuordnen suchte, um ein System zu erhalten oder das System zu retten. Aber nur die Individuen existieren realiter; die Kenntnis der Art ist in concreto nur am Individuum zu erlangen. Die Empirie allein konnte der Schlüssel zur Wahrheit werden.

Charles Darwin war es, der von Erfahrungen der Praxis und ihren Folgesätzen ausgehend die Lösung für das Rätsel fand.

Indem er die Lehre von Malthus auf das ganze Tier- und Pflanzenreich anwandte, gelangte er zu dem Satze, daß die Zahl der möglichen (potentiellen) organischen Individuen, welche aus den erzeugten Keimen hervorgehen könnten, viel größer ist als die Zahl der wirklichen (aktuellen) Individuen, welche zum Leben gelangen und sich fortpflanzen. Infolgedessen entsteht ein Kampf ums Dasein, entweder zwischen den Individuen einer Art oder zwischen denen verschiedener Arten, oder schließlich zwischen der Art und den Lebensbedingungen, denen sie unterworfen ist. Haeckel hat für „Kampf ums Dasein" die Definition „Mitbewerbung um die nötigen Existenzbedürfnisse" gesetzt.

Im Kampf ums Dasein geht ein großer Teil der Individuen, meist schon in frühester Lebenszeit, zu Grunde. Nur einzelne bevorzugte Individuen gelangen wirklich zur Entfaltung und zur Fortpflanzung. Wiederholt sich dieser Prozeß am gleichen Orte mehrere Generationen hindurch, so erhalten sich und häufen sich jene Vorzüge, die den Individuen zum Sieg im Kampf ums Dasein verhalfen. Und weil infolge der Wechselbeziehungen aller Teile jedes Organismus zu einander die Abänderung eines Teiles die des andern notwendig nach sich zieht, so entsteht ein Komplex abgeänderter Individuen, eine neue Art.

Der Kampf ums Dasein wirkt also züchtend und umbildend. Er wirkt aus der Zahl der möglichen Individuen eine Auswahl oder Selektion besonders gearteter, die als aktuelle Individuen zur Nachzucht gelangen. Es ist das derselbe Vorgang wie bei der künstlichen Züchtung, nur daß bei dieser der auf seinen Vorteil bedachte Wille des Menschen planmäßig verfährt.

Die natürliche Züchtung wirkt sehr langsam, viel langsamer als die künstliche. Denn bei dieser verwendet der Mensch nur die bevorzugten Individuen zur Fortpflanzung; er ist imstande, sie völlig zu isolieren. Dem schnellen Entstehen des Produktes einer künstlichen Zuchtwahl entspricht aber auch ein schnelles Vergehen; die neu erzeugte Form schlägt leicht in die ältere zurück.

Bei der natürlichen Zuchtwahl hingegen pflanzen sich mehr oder weniger Individuen neben den bevorzugten fort. Ferner schlägt bei Kreuzung, d. h. bei geschlechtlicher Verbindung der neuen Abart mit der ursprünglichen Stammform, die Nachkommenschaft leicht in die letztere zurück. Eine Isolierung ist nur bei Wanderung der neuen Abart möglich. Daraus ergibt sich das Erfordernis längerer Zeiträume für die Entstehung neuer Arten. Um so konstanter erhalten sich dann aber dieselben auch.

Im Kampf ums Dasein wirken zwei Ursachen: die Vererbung und die Anpassung. Beide sind mechanische Naturprozesse, d. h. sie beruhen auf molekularen Bewegungserscheinungen der organischen Materie. Sie hängen aufs innigste mit den Tätigkeiten der Fortpflanzung und der Ernährung zusammen.

## Vererbung.

Homolog ist in naturwissenschaftlichem Sinne nur, was zugleich auch homogen (gleichen Ursprungs) ist; d. h. die Homologien müssen in entwicklungsgeschichtlicher Abhängigkeit von einander stehen. Das ist der Fall, wenn die Träger homologer Eigenschaften entwicklungsgeschichtlich auseinander hervorgegangen sind. Der Prozeß des Hervorgehens eines organischen Individuums aus dem andern heißt Fortpflanzung.

Fortpflanzung ist nichts als ein Wachstum des Organismus über sein individuelles Maß hinaus. Indem gleichsam dieser Überschuß abgestoßen wird, zeigt sich das Kind in einer gewissen Gleichheit mit dem Elter. Von dieser Gleichheit sagen wir, sie sei durch Vererbung entstanden.

Die Idee der Vererbung ist altbekannt. Schon Strabo[1]) erklärte aus ihr die *πάθη συγγενικὰ καὶ ἄλλαι ὁμοιότητες*. Und trotz ethischer Vermummung klingt sie in uralten Sagen vom Vatermördergeschlecht des indischen Königs Bimbisara oder der griechischen Tantaliden deutlich hindurch. Freilich ward meist das Hauptgewicht auf die Mutter gelegt, in matriarchalischer Epoche sogar unter völliger Ableugnung einer Verwandtschaft des Kindes mit dem Vater, woraus sich als Rechtsgrundsatz das partus sequitur ventrem ergab. Ja, die Araber gingen in einseitiger Übertreibung so weit, die natürliche Beschaffenheit des Sohnes vom Bruder der Mutter abzuleiten, so daß in Damaskus das Sprichwort[2]) umging: Wenn jemand sittlich zugrunde geht, gehört er zu zwei drittel seinem chal (Mutterbruder). Eine gewisse Bestätigung scheint diese Volksanschauung übrigens durch die Beobachtung von Constantin Ikow[3]) zu erhalten, daß das Weib anthropologisch immer den Kindern näher stehe.

„Das Gesetz der Vererbung ist das Analogon des physikalischen Gesetzes der Trägheit oder der Beharrung. Wie eine fortschreitende Bewegung in ihrer Richtung und ihrer Geschwindigkeit beharrt, so behält auch die durch eine Abstammungslinie verlaufende, insbesondere die von den Eltern auf die

1) Strabo XV, 1, 24. „Leidenszustände und andere Ähnlichkeiten bei Blutsverwandten."

2) Wilken, Matriarchat, S. 44 sqq.

3) Archiv für Anthropologie, 15, 372.

Kinder übergehende Bewegung ihre Beschaffenheit bei[4])." Theoretisch wäre demnach die Vererbung nur die einfache Wiederholung des Gleichen durch das Gleiche. Aber die Erscheinungen des Lebens beugen sich nicht einer so mathematischen Regelmäßigkeit, bemerkt Ribot mit Recht. Es treten stets Verschiedenheiten ein. Diese beruhen auf der Anpassung, von der unten die Rede sein wird.

Der Charakter der Vererbung ist demnach ein rein konservativer. Nägeli will ihr zwar auch einen progressiven einräumen durch die Annahme einer neuen idioplasmatischen Konstitution des Keimes. Gesetzt aber, es wäre möglich, die Wirkung der Anpassung einmal ganz auszuschalten, so würde nach seiner eigenen Theorie, daß bei der zweigeschlechtigen Fortpflanzung alle idioplasmatischen Eigenschaften ohne Ausnahme vererbt werden, der Keim des Enkels nichts sein als die Summe der idioplasmatischen Eigenschaften der vier großelterlichen Personen. Wo da das neue herkommen soll, was da als neues hinzugekommen ist, sagt Nägeli nicht; es sei denn, daß er die spezifische Färbung, welche die Keime durch Latenz dieser Eigenschaften beim Sohne, jener beim Enkel erhalten, als neues faßt. Von progressiver Vererbung kann man daher nur uneigentlich reden im Sinne Haeckels, als Vererbung erworbener, nämlich durch Anpassung erworbener Eigenschaften.

## Anpassung.

Die Anpassung, die zweite wirkende Ursache im Kampf ums Dasein, variiert den Organismus des Individuums durch die Einwirkungen der umgebenden Außenwelt. Die neuen Eigenschaften, die durch Anpassung erzeugt sind, stehen den ererbten als erworbene gegenüber. Wir haben mit Nägeli bei ihnen zwei Arten zu unterscheiden: die vergänglichen nicht vererbbaren einerseits und die bleibenden, die durch Vererbung auf die Nachkommen übergehen, andererseits. Die Ernährung, zu der die Anpassung in innigster Beziehung steht, ist dabei als physiologisches Korrelat des individuellen Selbsterhaltungstriebes, im weitesten Sinne bei subjektiver Betrachtung gefaßt, als pars pro toto, nämlich der Reaktion des Individuums auf die Einwirkungen der umgebenden Außenwelt.

Ein Beispiel nur möge hier die Wirksamkeit der Anpassung erläutern! Der eigentümliche Gang der Itälmenen, berichtet Steller[5]), ist eine Folge des hohen Graswuchses in Kamtschatka. Da das Gras anderthalb Mann hoch aufschießt, so ist begreiflich, daß der Itälmene, der hindurchzu-

4) Nägeli, Theorie der Abstammungslehre, S. 273.

5) Steller, Kamtschatka, Frankfurt und Leipzig 1774, S. 368.

schreiten gezwungen ist, einen äußerst schmalen, nur fußbreiten Weg tritt. Die hohe Verehrung der Ahnen als schützenden Göttern der Familie, die sich im Schamanismus zum systematischen Kultus ausgewachsen, gestattet dem nachfolgenden Wanderer wie den nachgeborenen Geschlechtern nicht, des Weges Breite zu verändern oder gar einen andern vorhandenen, wenn auch viel besseren Weg einzuschlagen. So bildete sich eine Gangart heraus, die man im Scherz wohl „überwendlich" zu nennen pflegt; die Füße sind beständig einwärts gekehrt und die Beine krumm.

Eine Kombination der seltsamsten Bedingungen, über deren Fremdartigkeit man anfangs den Kopf zu schütteln geneigt ist, Ahnenkult und Graswuchs — erscheint als Ursache einer noch fremdartigeren Wirkung, der spezifischen Gangart eines Volkes.

---

Der Grundgedanke der Entwicklungstheorie, die Umbildung, war schon 1801 von Lamarck ausgesprochen und in der Philosophie zoologique ausgeführt worden. Bekanntlich war es in Deutschland neben Oken vor allem Goethe, der die Abstammungslehre vertrat. Das Spezifikum der Darwinschen Selektionstheorie ist aber, daß diese Umbildung unter der Wirkung des Kampfes ums Dasein und der daraus sich ergebenden natürlichen Zuchtwahl, sowie unter der Wirkung der geschlechtlichen Zuchtwahl stattgefunden habe.

Für die Deszendenztheorie hat nicht nur die Palaeontologie[6]), sondern auch die Systematik, die vergleichende Anatomie und die Embryologie[7]) genügend Belege geliefert.

Was die letztere speziell betrifft, so war sie von Karl Ernst v. Baer durch seine Keimblättertheorie für die Wirbeltiere festgelegt worden. Alexander Kowalewski erbrachte den Beweis, daß die Keimblättertheorie auch für die Wirbellosen zu gelten habe. Ernst Haeckel formulierte daraufhin seine Gastraeatheorie und indem er sofort scharf den ursächlichen engen Zusammenhang zwischen Phylogenie und Ontogenie erkannte, sprach er als biogenetisches Grundgesetz den Satz aus: „Die Ontogenesis ist eine kurze und schnelle Rekapitulation der Phylogenesis, bedingt durch die physiologischen Funktionen der Vererbung (Fortpflanzung) und Anpassung (Ernährung)."

---

6) E. Koken, Deszendenzlehre und Palaeontologie, Jena 1902.

7) Heinr. Ernst Ziegler, Über den derzeitigen Stand der Deszendenzlehre in der Zoologie, Jena 1902.

## § 2.

## Die Stellung des Menschen in der Natur.

„Mit der Auflösung des Firmamentes in optische Täuschungen mußte das in einen Winkel des Alls verwiesene Menschengeschlecht dem Stolze entsagen, sich als Ziel der Weltordnung zu fühlen; und solcher Wahn konnte nur im Stillen von solchen fortgenährt werden, die in doppelter Buchführung ein besonderes Konto für die biblische Kosmogonie nebenher führten, etwa von unbewußt durch die Jugendeindrücke biblischer Erziehung beeinflußten Philosophen[1])."

Es war das große Verdienst des Nicolaus Kopernikus von Thorn, den geozentrischen Irrtum beseitigt zu haben. Viel länger, durch die Dogmen der Kirche geschützt, erhielt sich der anthropozentrische. Erst Darwin erkannte und begründete den harmonischen Zusammenhang aller großen und allgemeinen Erscheinungsreihen der organischen Natur, Huxley wies dem Menschen seine Stellung in der Natur an und Haeckel entwarf den Stammbaum des Menschengeschlechtes. Dadurch war die Anthropologie zu einem speziellen Teile der Zoologie geworden.

Der Mensch war nun nicht mehr das urplötzlich auf das Schöpferwort eines erträumten Demiurgos fertig erstehende Produkt seiner Willkür; sondern stellte nur die höchste Stufe in der Reihe der Vertebraten dar, aus der er sich in langen Zeiträumen entwickelte. Lamarck hatte unter Vertebraten die vier oberen Tierklassen Linnés zusammengefaßt: Fische, Amphibien, Vögel, Säugetiere. Alle Merkmale, durch die sich die letzteren von den übrigen Wirbeltieren unterscheiden, besitzt auch der Mensch. Seine nächsten Verwandten unter ihnen sind die Affen, und zwar speziell die Ostaffen (Catarrhinae). Er stammt von einer Reihe ausgestorbener Ostaffen ab; die jüngeren Ahnen dieser Reihe gehörten zur Gruppe der schwanzlosen Menschenaffen mit fünf Kreuzwirbeln; die älteren zur Gruppe der geschwänzten Hundsaffen mit drei oder vier Kreuzwirbeln[2]).

Trotz des Baues des Menschen, der ein deutliches „Zeugnis für seine Vergangenheit" (Wiedersheim) ist, wollte man seine Verwandtschaft mit dem Tierreich nicht gelten lassen, weil sichtlich im Stammbaume zwischen dem Menschen und seinen Vorfahren eine allzugroße Lücke klaffte. Da entdeckte Eugen Dubois 1894 in Mittel-Java Reste eines Anthropoiden,

1) Bastian, Schöpfung oder Entstehung, S. 298.

2) Haeckel, Über unsere gegenwärtige Kenntnis vom Ursprung des Menschen. (Deutsche Rundschau, 25. Jahrg., S. 183.)

des Pithekanthropus erectus, in dem er eine Zwischenform erkannte. Haeckel schloß sich dieser Anschauung in seinem Vortrage auf dem Zoologenkongreß in Cambridge an. Durch die Arbeiten von Schwalbe[3]) ist die Frage in gleichem Sinne endgiltig entschieden worden. Schwalbe zog zur Vergleichung den Neandertalschädel heran. Er wies nach, daß letzterer in vielfacher Beziehung den Schädelformen der Affen näher stehe als denen des Menschen, so daß der homo Neandertalensis als Art vom rezenten Menschen abzutrennen ist und dem ältesten Diluvium an der Grenze der Tertiärzeit zuzuteilen sei. Der Pithekanthropusschädel nun steht in den meisten Charakteren tiefer als der Schädel der Neandertalrasse; er nähert sich der oberen Grenze der Affen oder auch fällt ganz in dieselbe hinein. Er ist also tatsächlich als Zwischenform zwischen Affen und Neandertalrasse zu fassen. Dabei ist zu beachten, daß der Abstand zwischen dem rezenten Menschen und der Neandertalrasse aber ein weiterer ist als der Abstand sowohl der Neandertalrasse vom Pithekanthropus als auch des Pithekanthropus von den höchsten Affen. Virchows pathologische Deutung des Neandertalschädels ist durch Walkhoffs Untersuchungen mittelst Röntgenstrahlen endgiltig beseitigt[3a]).

Damit ist natürlich noch nicht gesagt, daß der rezente Mensch ein direkter Nachkomme von Pithekanthropus und homo Neandertalensis sein muß. Wenigstens aber wird in morphologischer Hinsicht durch beide die Kluft überbrückt, die den Menschen von den höheren Affen trennte. Schwalbe[3b]) behauptet mit Recht, daß die Entwicklung eines menschlichen Schädels bei einem Quadrupeden aus statischen Gründen undenkbar ist. Daraus folgert er, daß die Ausbildung der unteren Extremität in der rein menschlichen Form früher erreicht werden mußte, als die Fortbildung des Gehirns und Schädels zu der Höhe, wie sie der jetzige Mensch erkennen läßt. „Dann aber wird die Organisation eines Wesens verständlich, wie des Pithekanthropus, der im Bau des Oberschenkelbeins nahezu rein menschliche Formen zeigt, in der Entwicklung des Hirnschädels aber eine ungleich niedrigere Stufe der Ausbildung, die sich in der an anthropoide Affen erinnernden Form und in der noch minderwertigen Kapazität des Hirnschädels ausspricht."

Welchen Weg also die Abstammung des Menschen vom Affen im Besonderen genommen hat, ist, speziell infolge unserer mangelhaften Kenntnis der fossilen Affen, noch zweifelhaft. Es ist heute volkstümlich, an die An-

3) Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. 1899, I, 1; Verhandl. d. anatom. Ges. in Bonn 1901, S. 44 ff.

3a) Sitzungsber. d. mathem.-phys. Kl. d. kgl. bayer. Ak. d. Wiss., XXXII, 1902, S. 305 ff.

3b) Schwalbe, Die Vorgeschichte des Menschen, Braunschweig 1904, S. 28.

thropomorphen (Orang-Utang, Schimpanse, Gorilla) als unsere Ahnen zu denken. Aber „jetzt lebende Formen sind stets die Endglieder von Reihen, deren Anfangsglieder in früheren Erdperioden gelebt haben. Die zum Menschen führende Reihe kann also wohl an der Wurzel mit der zu den jetzt lebenden Menschenaffen hinweisenden zusammenhängen; aber aus Formen, welche, wie die jetzt lebenden Anthropomorphen, sich einseitig entwickelt, sich dem intensivsten Baumleben angepaßt haben, kann der Mensch nicht entstanden sein" (Schwalbe). Daß aber dennoch zwischen ihnen eine wahre „Blutsverwandtschaft" besteht, ist in neuester Zeit durch eigenartige physiologische Experimente festgestellt worden. Es fand sich nämlich, daß das Blutserum eines Tieres auf die roten Blutkörperchen eines zoologisch nicht verwandten Tieres lösend wirkt. Verwandte Arten zeigen diese Eigenschaft nicht, und zwar um so weniger, je näher sie verwandt sind (Friedenthal). Grünbaum aber lieferte dann direkt experimentell den Nachweis, daß „der Mensch ein Tier aus der Gruppe der Primaten ist, das eng mit den höheren Affen der gegenwärtigen Epoche verbunden ist"[3c]).

Es ist nun nicht nötig, hier alle Übereinstimmungen aufzuzählen, die dem Menschen und dem Tiere gemeinsam sind; ebensowenig jene nebensächlicheren Abweichungen, die ihn vom Tier unterscheiden. Nur drei Eigenschaften, die ihm mit (fast) spezifischer Ausschließlichkeit zukommen, seien genannt! Die Angewöhnung des aufrechten Ganges zog eine höhere Differenzierung und Vervollkommnung der Extremitäten nach sich; die Hände überkamen dabei die Funktion des Greifens und Betastens; die Füße die des Stehens und Gehens. Mit der Ausbildung einer artikulierten Sprache ging die Differenzierung des Kehlkopfes Hand in Hand. Beide Abänderungen zogen schließlich eine Differenzierung des Gehirns nach sich, die Wiedersheim als „unbegrenzte Bildungsfähigkeit" desselben definiert hat.

Diese letztere, die unbegrenzte Bildungsfähigkeit des Gehirnes[4]) allein hat den Menschen zu dem gemacht, was er geworden ist, zum homo sapiens. Sie wurde erworben unter Verlust einer großen Reihe sonstiger Vorteile im Lauf langer geologischer Zeiträume, wie des Haarkleides, daß ihn vor den Unbilden der Witterung schützte, einer beweglicheren Muskulatur, eines an Ausdehnung größeren Darmrohres u. s. w., von deren einstigem Vorhandensein nur noch die rudimentären Organe oder sogenannten Rückschlagsbildungen Zeugnis geben.

---

3c) Elias Metschnikoff, Studien über die Natur des Menschen. Eine optimistische Philosophie, Leipzig 1904, S. 69.

4) Wiedersheim, Der Bau des Menschen, 1887, S. 112.

Noch, scheint es, sind die Ahnungen von dieser Abstammung oder wenigstens von den verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Mensch und Tier im naiven Bewußtsein der Völker nicht ganz verklungen, wenn auch allzuoft durch tendenziöse Mythen verdunkelt oder entstellt. Unter den Eingeborenen am Kap Palmas (Benin) geht eine Überlieferung[5]), daß die Chimpansen einstmals Mitglieder ihres eigenen Stammes waren, daß sie aber wegen ihrer entarteten Gewohnheiten von aller menschlichen Gesellschaft verstoßen und infolge ihres hartnäckigen Beharrens bei ihren gemeinen Neigungen allmählich auf ihren gegenwärtigen Zustand und zu ihrer jetzigen Organisation herabgesunken wären. Und auf Samoa[6]) soll der Himmel so dicht auf der Erde gelagert haben, daß selbst die Stampfarbeit der Frauen behindert war, so daß die Menschen gebückt gehen mußten (in pithekischer Reminiszenz). Die Sprache der Turkotataren nimmt die Begriffe: leben und grünen, sterben und welken als Identitäten (gegen die bildliche Übertragung bei uns). Und statt homologer termini verwendet das Türkische[7]) den vom menschlichen Organismus entlehnten Ausdruck kol (eigentlich: Arm, Hand) ohne weiteres für den tierischen Vorderfuß und put oder ajak (eigentlich: Fuß) für den Hinterfuß.

Ja, dem unbefangenen Beobachter drängen sich diese verwandtschaftlichen Beziehungen bei Betrachtung naiver Völker von selbst auf. Es sei gestattet, hier die ergötzliche Schilderung der Botokuden wiederzugeben, die Avé Lallemant[8]) von ihnen gegeben. Er war mit ihnen in den Urwäldern Brasiliens zusammengetroffen; aber vergeblich blieb seine Mühe, sich mit ihnen in Relation zu setzen. „Ich wollte z. B. gern einige Wörter von ihnen erfahren, wies auf die Sonne und sagte: „Tupan!“ Dann hielt ich ihnen mit dem Tone eines Fragenden meine Hand hin. Ich wollte auf diese Weise den denkenden Menschen in dem Botokuden herausfordern, mir zu sagen, wie er Hand in seiner Sprache nenne. Statt dessen aber kam mir ein gutmütiger Affe entgegen. Ein Botokude zeigte genau, wie ich selbst getan hatte, auf die Sonne, hielt mir seine Hand hin mit demselben Ausdrucke des Fragens wie ich selbst und sah mich dann mit großer Zufriedenheit an. Und mochte ich weiter versuchen, was ich wollte, immer gelang es mir nur, sie Orangutang spielen zu machen. Einem Botokuden, der neben mir saß, fühlte ich zählend den Puls. Als ich damit fertig war, nahm er, ganz genau wie ich getan, ganz mit derselben Miene, wie ich sie wohl gemacht hatte, meine Hand,

5) Huxley, Zeugnisse, S. 51.
6) Bastian, Kulturländer des alten Amerika III, 2, 50.
7) Vambery, Primitive Kultur des turkotatarischen Volkes, S. 56 u. 58.
8) Avé Lallemant, Reise durch Nord-Brasilien, Leipzig 1860, I, 296.

legte seine Finger forschend an meine Handwurzel, ließ sie dort eine halbe Minute ernst und beobachtend, ganz wie ein promovierter Doktor, liegen und sah mich dann, nachdem er alles wunderhübsch nachgemacht hatte, mit dem Ausdrucke vollkommener Selbstzufriedenheit an . . ."

---

Mit der Erkenntnis dieser Stellung des Menschen in der Natur fiel naturgemäß und endgültig der anthropozentrische Irrtum (Haeckel). Hervorgerufen worden war derselbe durch die Überfülle von Vorzügen, die dem Menschen scheinbar vor allen anderen Organismen mit gewisser Ausschließlichkeit eigentümlich waren. Die Überlegenheit an Machtmitteln (nicht an Macht selbst), der aufrechte Gang, der Gesang, die Sprache, die Fähigkeit des Denkens — alles dies schien den Menschen so in den Mittelpunkt des Weltalls zu rücken, daß dieses selbst nur um seinetwillen zu existieren schien. Man vergaß aber dabei, daß graduelle Unterschiede über ein gewisses Maß hinaus sich als qualitative Differenzen bemerkbar machen[9]), und faßte all die obenerwähnten Vorzüge (natürlich mit Ausnahme der erst in der Epoche der Menschheit von dieser erworbenen) als spezifische Qualitäten, da sie doch in Wirklichkeit nur graduell überaus hoch gesteigerte Potenzen von Fähigkeiten sind, die bei andern Organismen in minimaler Entwicklung oder in völliger Latenz verharren. So ist, um nur eins herauszugreifen, z. B. der Gesang (außer den Vögeln) nicht auf den Menschen beschränkt; Darwin erzählt vom Gibbon, daß seine Stimme eine richtige Oktave in halben Tönen auf- und abzusteigen vermag, und Lockwood[10]) berichtet von einem singenden Neger.

Eine besondere Bestätigung schien der anthropozentrische Irrtum noch durch den Kosmopolitismus des Menschen zu erhalten. Und der naive Glaube, daß im engen Gesichtskreis des Menschen die „Welt" umfaßt sei, verführte kriegsgewaltige Pharaonen und Perserkönige zu der oft immerhin verzeihlichen Anmaßung, daß sie Herren der Welt seien, wie ja auch wir noch von den großen Monarchien des Altertums als Weltmonarchien[11]) sprechen. Der Mensch aber war ursprünglich ebensowenig kosmopolitisch, wie Tier und Pflanze[12]). Die Tatsachen der Tiergeographie sprechen direkt dagegen; und Decandolle behauptete schon von den Pflanzen: das mittlere Ausbreitungsgebiet der Arten sei um so kleiner, je besser organisiert, je höher

---

9) Ed. von Hartmann, Zersetzung des Christentums, S. 4.

10) The American Naturalist, Vol. V, Dezember 1871, S. 761 (nach Darwin).

11) Ferd. Gregorovius, Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte, München 1890, S. 4.

12) Rauber, Urgeschichte des Menschen II, 126.

entwickelt, oder mit einem Worte je vollkommener die Klasse ist, zu der eine Art gehört.

Der anthropozentrische Irrtum war von schwerwiegendster Bedeutung hinsichtlich der Frage nach der Weiterentwicklung des Menschengeschlechts. Die Schemengestalten erträumter Götter wurden als ideales Richtungsziel aufgestellt; und derselbe Mensch, der den Gott nach seinem Bilde erschaffen hatte, suchte im Urwahn, daß Gott ihn nach seinem Bilde geschaffen, sich diesem Richtungsziel zu nähern, ohne an Mephistos ironische Warnung zu denken: Dir wird gewiß einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange!

Indische Fakire glaubten diese Annäherung durch Bewegungslosigkeit und Eliminierung der Ernährung zu erreichen; der katholische Klerus durch das Cölibat. Mantegazza sieht in der Jungfrau den positiven Anfang zum „Engel", für den er eine völlige Trennung der Organe der Liebe und der Absonderung postuliert. Und der Papst darf sich, als Stellvertreter seines Gottes, unfehlbar dünken wie dieser selbst.

Wen aber der Eigendünkel noch nicht völlig verblendet, wer die Unerreichbarkeit jener Ziele fühlte, der schuf sich in sentimentaler Träumerei religiöse Utopien, die bald unter der Erde (als Elysium), bald über derselben (als himmlisches Jerusalem), bald im Uranfang alles Menschentums (als Garten Eden oder aetas aurea), bald an seinem Ende (als neue Welt jenseits der Götterdämmerung der Edda) liegen sollten und in deren Ausmalung und Betrachtung er Ersatz fand für den Fehlschlag seiner Hoffnungen hinsichtlich seiner selbst.

Bedeutungsloser, weil individueller, sind die ethischen Utopien, die seit Plato die Köpfe oft der besten Männer beschäftigten und in den sogenannten Staatsromanen sich literarisch niederschlugen. Nur eine solche ist hier zu nennen, die durch den fortdauernden Versuch ihrer Verwirklichung tief in unser ganzes modernes Leben einschneidet: Der sozialdemokratische Zukunftsstaat.

## § 3.

## Das Individuum.

Der anthropozentrische Irrtum ist nur der hervorragendste Teil jener Weltanschauung, die in den ersten Kapiteln der biblischen Genesis[1]) gelehrt

1) Wenn Fleischmann (Die Descendenztheorie, Leipzig 1901, S. 15) sich über diese Hineinziehung der Religion ärgert, so ist das Privatsache. Die Zudringlichkeit war stets bisher auf Seiten der Religion resp. der Kirche, die nicht nur die Wissenschaft, sondern die gesamte Menschheit in all ihrem Tun und Treiben, selbst den Staatsgedanken sich untertänig zu machen suchte.

wird. Danach sind alle großen Gruppen organischer Wesen die in einem bestimmten Augenblick urplötzlich erstehenden Abbilder archetypischer Vorstellungen eines Gotteshirnes. Die innere Notwendigkeit ihrer Gestaltung, die ihnen damit zugeschrieben wird, ließe bei Ausübung der ihnen von Gott erteilten Fortpflanzungsfähigkeit logischerweise nur eine ewige Wiederholung des unabänderlichen Urtypus zu, zumal Gott selbst sahe, „daß es gut war". Die Wirklichkeit aber steht damit in krassestem Widerspruch. Philosophischerseits verstieg man sich von einer objektiven Teleologie bis zur absoluten Zweckmäßigkeit als Weltprinzip; leider übersah man dabei, daß die Zweckmäßigkeit immer nur subjektiv sein kann; wäre sie es nicht, so wäre jede Weiterentwicklung und damit jeder Fortschritt unmöglich gemacht. Auch die prästabilierte Harmonie (Leibniz) hilft da nicht weiter.

Da man nun die Wucht der Tatsachen nicht ableugnen kann, andererseits aber doch z. B. Dipsomanie, Kretinismus oder Lepra nicht als im Urschöpfungsgedanken Gottes schon enthalten ansehen darf, so blieb nur der metaphysische Rettungsanker des Sündenfalles, der als „Erbsünde" zu einer Art psychischen Krankheit gestempelt wurde. Die Ursache der Sünde war nach Origenes die Freiheit des Willens; Adrian Beverland[2]) faßte sie direkt als jene konkrete Tätigkeit, ohne die nun einmal eine Fortpflanzung und damit auch Vererbung unmöglich ist. Obwohl sein Buch de peccato originali kirchlicherseits verdammt wurde, hat er nicht so ganz Unrecht. Warum hielte sonst die Kirche mit solcher Zähigkeit am Cölibat fest, in dem sich die Sonderstellung des Priesters vor der übrigen Menschheit ja hauptsächlich dokumentiert?

Doch wir kommen hier nicht weiter; es wäre Zeitvergeudung, die Verschiedenheit der Folgesätze zu diskutieren, da schon die Fundamentalsätze sich widersprechen. Der unserige lautet: Entstehung durch Entwicklung auseinander. Wenn wir also alle „Universalien" als nomina im Sinne Roscellins ablehnen müssen, so bleibt uns nichts übrig, als vom Einzelwesen, als dem einzigen Konkreten in der Erscheinungen Flucht anzufangen.

„Physiologisches Individuum oder Leistungsindividuum oder Lebenseinheit nennen wir diejenige einheitliche Formerscheinung, welche vollkommen selbständig längere oder kürzere Zeit hindurch eine eigene Existenz zu führen vermag, eine Existenz, welche sich in allen Fällen in der Betätigung der allgemeinsten organischen Funktion äußert, der Selbsterhaltung . . . sehr häufig vermag es außerdem sich fortzupflanzen und auch andere Lebens-

2) Die Münchener Universitätsbibliothek bewahrt ein Exemplar des „peccatum originale", mit eigenhändigen Zusätzen und Abstrichen (wohl für eine spätere Auflage).

funktionen zu vollziehen“ [3]). So Haeckel. Ähnlich Verworn [3a]): „Ein organisches Individuum ist eine einheitliche Masse lebendiger Substanz, welche unter bestimmten äußeren Lebensbedingungen selbsterhaltungsfähig ist.“ Der Begriff der Unteilbarkeit, der früher als Wesen des Individualbegriffs galt, mußte bei vorschreitender naturwissenschaftlicher Empirie fallen gelassen werden. Denn, um nur ein Beispiel zu erwähnen, der Süßwasserpolyp Hydra regeneriert sich, in Stücke zerschnitten, zu so vielen Hydren als Stücke da waren. Also nicht auf die Unteilbarkeit kommt es an, sondern auf die Ungeteiltheit, positiv ausgedrückt: die Einheit. Morphologisch würde nun als die einfachste Einheit solcher Art in der organischen Welt, ausgestattet mit dem Triebe und der Fähigkeit der Selbsterhaltung, die Zelle erscheinen, die Brücke deshalb mit Recht „Elementarorganismus“ genannt hat. Verworn aber nennt sie ein „Individuum erster Ordnung“. Individuen zweiter Ordnung sind dann die Gewebe, als Verbände von Individuen erster Ordnung. Individuen dritter Ordnung repräsentieren die Organe, als Verbände von verschiedenen Arten Individuen zweiter Ordnung. In der vierten Ordnung stehen die Personen, als Verbände von verschiedenen Individuen dritter Ordnung; zur vierten Ordnung gehört der Mensch. Als Verbände von Individuen vierter Ordnung erscheinen endlich die Individuen der fünften: die Staaten, z. B. die Ameisen- oder Bienenstaaten.

Insofern nun aber jedes Individuum einer höheren Ordnung im letzten Grunde stets aus Individuen der ersten Ordnung, der Zellen, zusammengesetzt ist, ergibt sich, daß das Gesamtleben eines solchen aus den Lebenstätigkeiten aller seiner Zellen sich zusammensetzt, aber nicht im Sinne einer „etwa beliebig teilbaren Summe, sondern eines einheitlichen und darum im allgemeinen unteilbaren Produktes“ [4]). Denn die Lebensäußerung einer Muskelzelle z. B., Bewegung durch Zusammenziehung, ist noch lange keine Lebensäußerung des ganzen Individuums. Mit anderen Worten: die Lebenserscheinungen eines Individuums sind nicht die unmittelbare Tätigkeit seiner Kraftquellen, mögen diese nun in Form von Zellen, Geweben, Organen oder Personen gefaßt sein, sondern sie sind die durch den Gesamtorganismus bestimmt vorgezeichneten und bedingten Arbeitsleistungen jener Kräfte (Goette).

Fassen wir zusammen! Ein Individuum ist eine nicht absolut unteilbare, wohl aber ungeteilte, d. h. einheitliche Masse organischer Materie, ausgestattet mit dem Triebe und der Fähigkeit, diese Einheit zu erhalten (Selbst-

3) Haeckel, Generelle Morphologie I, 266.

3a) Verworn, Allgemeine Physiologie, 3. Aufl., Jena 1901, S. 59.

4) Al. Goette, Über den Ursprung des Todes, Hamburg 1883, S. 9.

erhaltung); seine Lebenstätigkeit ist das Produkt der Arbeitsleistungen seiner morphologischen Elemente. Qualität und Quantität der Lebensfähigkeit eines Individuums hängen also von der Qualität und Quantität der Arbeitsleistungen seiner morphologischen Elemente ab. Diese aber sind bedingt durch das Prinzip der Arbeitsteilung, so wie sie sich im Laufe der Phylogenese entwickelt hat.

Für eine historische Betrachtung folgt aus dem Vorgesagten zweierlei: wir können ein Individuum als Organismus und einen Organismus als Individuum betrachten. Das Individuum als Organismus ist bedingt durch das Prinzip der Arbeitsteilung; seine spezifische Wertung ergibt sich aus der mehr oder weniger günstigen Art der Arbeitsteilung unter die Komponenten seines Organismus, Zellen, Gewebe, Organe, Personen.

Die spezifische Wertung eines Organismus als Individuum, d. h. seine Stellung im Haushalt der Natur, dagegen resultiert aus den beiden Faktoren der Selektionstheorie; die Vererbung bestimmt sein Verhältnis zur Vorwelt, die Anpassung das zur Mitwelt.

Fassen wir jenes erste Verhältnis ins Auge! Die Vererbung weist dem Individuum zuerst seine Stelle innerhalb irgend einer der großen Gruppen organischer Wesen an mit gleichzeitiger Zuteilung zu einer der systematischen Unterordnungen (Gattung, Art, Familie). Wir können dies die phyletische Seite der Vererbung nennen. Daneben tritt eine andere Seite der Vererbung, die wir als individuelle bezeichnen wollen. Jedes Ei stößt bei seiner Reifung die Hälfte seiner Ahnen-Idioplasmen aus[5]), so daß die Keimzellen einer und derselben Mutter nicht die gleichen Vererbungstendenzen enthalten, man müßte denn die gewagte, grundlose und unwahrscheinliche Annahme machen wollen, es würden bei allen Eiern die entsprechenden Ahnenplasmen zurückbehalten. Wenn nun aber bei dem einen Ei diese, bei dem andern jene Gruppe von Ahnenplasmen ausgestoßen wird, so kann kein Ei in bezug auf die in ihm enthaltenen Vererbungstendenzen dem andern völlig gleich sein. Alle müssen vielmehr verschieden sein; und demgemäß können auch die Kinder z. B. eines menschlichen Ehepaares niemals völlig ähnlich sein[6]).

Die phyletische Seite der Vererbung steht in einer eigentümlichen Beziehung zur Ontogenese. Der innige Zusammenhang der Tierspezien durch gemeinschaftliche Abstammung in genealogischen Reihen legte die Vermutung nahe, daß er sich auch während der Entwicklung der Individuen nachweisen lasse. Das ist in der Tat der Fall; und Haeckel stellte mit Recht

5) Weismann, Aufsätze über Vererbung, S. 458.

6) Identische Sprößlinge (wenn es solche überhaupt gibt), die eine scheinbare Ausnahme machen, sind immer Zwillinge, die höchst wahrscheinlich aus einem Ei stammen.

das Gesetz auf: die Keimesentwicklung ist im wesentlichen ein Auszug der Stammesentwicklung.

Ebenso unterscheiden wir eine phyletische und individuelle Anpassung. Erstere ist die Anpassung der Spezies an ihre Lebensverhältnisse, also das im Laufe der phyletischen Entwicklung (meist durch Selektion) entstandene Zusammenpassen der Organisation, der Lebensweise und der äußeren Umstände. Die individuelle Anpassung ist die Anpassung des Individuums an seine Umgebung und seine Lebensverhältnisse.

Eigenschaften, die aus einer Anpassung resultieren, charakterisieren sich den ererbten gegenüber als erworbene. Durch neu erworbene Eigenschaften kann sich ein Individuum von allen andern seiner Art, die die Stammform rein bewahren, als Varietät absondern.

## § 4.

## Die Arbeitsteilung.

Varietäten sind beginnende Arten. Man gestatte mir, hier Darwins Beispiel als ein allgemeinverständliches zu wiederholen[1]). Gesetzt, ein vierfüßiges Raubtier, dessen Zahl in einer Gegend schon längst zu dem vollen Betrage angewachsen ist, den die Gegend zu ernähren vermag, vervielfältigte sich (bei Fortdauer der natürlichen Verhältnisse der Gegend) weiter, so können sich diese Nachkommen nur am Leben erhalten, wenn sie in der Weise abändern, daß sie eine andere Art der Ernährung erwerben. Die Nützlichkeit der durch Anpassung so erworbenen Eigenschaft gibt dann den Ausschlag im Kampf ums Dasein. Individuen, deren erworbene Eigenschaften sich als minder günstig charakterisieren, unterliegen und erlöschen. Bei nur geringer Entfernung von der Stammform liegt außerdem die Gefahr der Kreuzung nahe, durch die sie in die ursprüngliche Stammform zurückschlagen. Günstige Eigenschaften dagegen werden durch Selektion erhalten und gesteigert. Es tritt allmählich eine völlige Änderung in der Lebensweise, Organisation und Konstitution der abgeänderten Individuen ein — es entsteht eine neue Art. Und je weiter überhaupt die Abkömmlinge einer Spezies in Lebensweise, Organisation und Konstitution auseinandergehen, um so besser werden sie geeignet sein, viele und sehr verschiedene Stellen im Haushalt der Natur einzunehmen und somit an Zahl zuzunehmen. Mit andern Worten: die größte Summe von Leben wird vermittelt durch die größte Differenzierung der Struktur.

Der Vorteil einer Differenzierung der Eingeborenen einer Gegend ist derselbe, welcher für einen individuellen Organismus aus der physiologischen Teilung der Arbeit unter seine Organe entspringt. Das Prinzip einer Tei-

1) Darwin, Entstehung der Arten, 2. Aufl., Stuttgart 1863, S. 127.

lung der Arbeit zwischen den Zellen vielzelliger Organismen hat dieselben von Stufe zu Stufe zu immer komplizierteren Gestaltungen geführt. Es hat überhaupt die Entstehung vielzelliger Tiere aus den einzelligen bewirkt. „Im Laufe der phyletischen Entwicklung der Organismenwelt, sagt Weismann[2]), muß zunächst der Fall eingetreten sein, daß mehrere einzellige durch Teilung auseinander hervorgegangene Individuen sich nicht sofort trennten, sondern gemeinsam weiterlebten, zunächst noch als völlig gleichwertige Elemente, von denen jedes alle tierischen Funktionen, also auch die Fortpflanzung beibehielt. In einer solchen Gemeinschaft aber bewirkte dann später Arbeitsteilung eine verschiedene Differenzierung der einzelnen Zellen, z. B. in der Weise, daß nur bestimmte Zellen noch die Ernährung und die Ortsbewegung vermittelten, bestimmte andere Zellen ausschließlich die Fortpflanzung."

Wo aber Arbeitsteilung eine Differenzierung der Individuen einer Art herbeiführte, ist außer dem im ersten Beispiel dieses Paragraphen als Folge angezogenen Falles, nämlich der Bildung neuer Arten mit absolut selbständigen Individuen, auch der Fall möglich, daß die Individuen nur eine beschränkte Selbständigkeit erworben haben, so daß sie auf ein räumliches Zusammenleben angewiesen sind (in Stöcken, Staaten oder dergleichen). Unter diesen haben die Siphonophoren eine besondere Berühmtheit erlangt wegen ihrer besonders hohen Arbeitsteilung (Freßindividuen, Schwimmindividuen, Geschlechtsindividuen u. s. w.). Bei den Korallenstöcken dagegen fehlt die Arbeitsteilung. Da „jede einzelne Korallenperson ebensogut für sich existieren könnte und nur zwangsweise, durch das Band des körperlichen Zusammenhanges, dem Stocke angehört, so hat sie durchaus kein Interesse an der Ausbildung des letzteren; und mit der Arbeitsteilung fehlt ihr die Fähigkeit zu höherer Entwicklung[3])."

Darwin hat diese ganze Erscheinung Divergenz des Charakters genannt. Ihre Folge ist ein Polymorphismus, eine außerordentliche Formbiegsamkeit, die bei den Kalkschwämmen[4]) z. B. einen derartigen Grad erreicht, daß nicht einmal die Speziesform rein auf die nächsten Nachkommen vererbt wird.

## § 5.

## Die Vererbung erworbener Eigenschaften.

Bei alledem war vorausgesetzt, daß sich erworbene Eigenschaften tatsächlich vererben. Wir kommen damit zu einer vielumstrittenen Frage. Weis-

2) Weismann, Aufsätze über Vererbung, S. 83.
3) Haeckel, Arabische Korallen, S. 18 sq.
4) cf. Haeckel, Die Kalkschwämme, Berlin 1872.

mann leugnet die Vererbung; im 23. und 24. seiner Vorträge über Deszendenztheorie gibt er eine umfassende Übersicht dessen, was sich dagegen sagen läßt. Trotzdem scheint die Frage noch lange nicht spruchreif. Ist sie das aber, so hat vorläufig auch jene Hypothese ein gutes Recht, welche die Vererbung erworbener Eigenschaften als möglich annimmt. Das Recht auf Hypothesen hat sich ja auch Weismann[1]) nicht nehmen lassen.

Die ganze Frage geht im letzten Grunde auf die Frage zurück[2]): Was ist Entwicklung? Ist sie Präformation oder Epigenesis? Die Naturwissenschaft des 17. und 18. Jahrhunderts stand im Großen und Ganzen auf dem Standpunkt der Präformation; und das ist begreiflich. Man sah den Embryo zum Individuum, die Knospe zur Blüte heranwachsen, indem kleinere Teile auf dem Wege der Ernährung in größere umgewandelt werden. Caspar Friedrich Wolff war der erste, der 1759 in seiner Theoria generationis die Epigenesislehre vertrat. Es sei gestattet, bei dieser Frage noch zu verweilen.

Zunächst müssen wir nun fragen, was wird überhaupt vererbt, um einen unrichtigen Sprachgebrauch zu rektifizieren. Zeige ich jemand den Keim eines Huhnes oder eines beliebigen andern Tieres und wollte auf seine Frage, was das sei, antworten: ein Huhn, so würde er mich mit Recht auslachen. Die Antwort muß lauten: es ist ein Keim, der die Fähigkeit besitzt, unter bestimmten Bedingungen sich zu einem Huhn zu entwickeln. Diese Fähigkeit allein, nicht die Huhnschaft (sit venia verbo!) ist von den Eltern auf den Keim vererbt. Was vom Ganzen gilt, gilt auch von seinen Teilen. Hervorstehende Backenknochen, Langarmigkeit oder ähnliches wird nicht vererbt, sondern einzig die Fähigkeit, solche Eigenschaften zu entwickeln. Der Keim ist eben nicht aktuell ein verkleinertes Abbild der Eltern; er ist es nur virtuell. Es liegt nun theoretisch kein erdenklicher Grund vor, warum nicht auch erworbene Eigenschaften auf den Keim Einfluß ausüben sollen. Wenn dieser tatsächlich ein virtuelles Abbild des Vaters oder der Mutter ist, so muß auch die Fähigkeit, eine erworbene Eigenschaft zu reproduzieren, auf ihn übergehen. Selbstverständliche Voraussetzung für eine Vererbung ist dabei, daß die Abänderungen des Vaters oder der Mutter vor dem Zeugungsakte erfolgt sind, so daß sie im Momente desselben in ihren Keimplasmen vorhanden sein können und zwar als „abnorme Moleküle, wodurch dann die Teilungsprozesse im Ei entweder in morphologischer oder in chemischer Beziehung abnorm verlaufen[3])." Eine derartige Beeinflussung

1) Weismann, Vorträge über Descendenztheorie, Jena 1902, II, 68.
2) Oscar Hertwig, Zeit- und Streitfragen der Biologie, Jena 1894, Heft I.
3) Kollmann, Entwicklungsgeschichte des Menschen, S. 644.

des Keimes gibt übrigens auch Weismann[4]) zu, wenn er ihr auch jeden Anteil am Zustandekommen erblicher individueller Charaktere direkt abspricht.

Um zu rekapitulieren, der Keim enthält nicht Eigenschaften, sondern nur Fähigkeiten, Eigenschaften zu entwickeln und zwar Eigenschaften zweierlei Art: solche mit intakter Richtungstendenz und solche, deren Richtungstendenz durch oktroyierte Ablenkung zweifelhaft geworden ist. Die Entwicklung der ersteren kann nicht zweifelhaft sein; auf ihnen beruht jenes Erscheinungsbild, das man als „Konstanz der Rasse" definiert hat. Bei der Entwicklung der zweiten Art aber, nämlich der Eigenschaften mit zweifelhafter Richtungstendenz, ist eine doppelte Möglichkeit gegeben: es wird die Richtung eingeschlagen, die ihrer ursprünglichen Tendenz entspricht oder diejenige ihrer Ablenkung. Wollten wir nämlich annehmen, daß durch die Ablenkung die ursprüngliche Richtungstendenz ganz und gar vergessen sei, so wären die Erscheinungen des Atavismus, der Kreuzung u. s. w. absolut unerklärbar. Der Grund freilich, warum diese oder jene Richtung eingeschlagen wird, ist noch völlig unbekannt. Ich stimme hier mit Kollmann[5]) überein, der die Nichtvererbung erworbener Eigenschaften wohl mit Recht auf den Widerstand zurückführt, der aus der Konstanz der Rasse resultiert.

Erworbene Eigenschaften können erst nach langen Reihen von Generationen, die unter gleichen Lebensbedingungen der Gegend standen, wie Darwin ausdrücklich hervorhebt, als befestigt gelten; dann aber erhalten sie sich auch konstant, selbst bei Änderung der Lebensbedingungen. Was soll nun demnach das von Weismann[6]) nach Nägeli zitierte Beispiel, daß Alpenpflanzen, aus dem botanischen Garten in München auf mageren Kiesboden rückverpflanzt, in die ursprüngliche alpine Form zurückschlugen, selbst dann, wenn die Art mehrere (sic!) Generationen hindurch in fetter Gartenerde kultiviert worden war.

Nach unserer Theorie mußte das eintreten. Die abgeänderten Individuen wurden durch die Rückverpflanzung dem Zwange erneuter Anpassung ausgesetzt. An und für sich wäre da eine neue Variation denkbar. Da aber die Urform einstmals sich als Resultat gerade dieser Anpassung konstituiert hatte und ihre Richtungstendenz noch nicht vergessen war, so konnte gar kein anderer Fall eintreten, als der tatsächlich eingetretene: es fand keine neue Anpassung statt, sondern es erfolgte der Verlust der erworbenen Eigenschaften, eine Erscheinung, die sich hier bei der besonderen Lage der Verhältnisse mit dem „Rückschlag" der gewöhnlichen Terminologie deckt.

4) Weismann, Aufsätze über Vererbung, S. 329.
5) Kollmann, ebenda.
6) Weismann, Aufsätze über Vererbung, S. 327.

Die ganze Frage der Vererbung erworbener Eigenschaften wird noch besonders durch das Gesetz der Korrelation kompliziert. Die erworbene Eigenschaft zieht beim Vater z. B. korrelative Abänderungen nach sich, welche sich als virtuelle Fähigkeiten auch im Keim bemerkbar machen. Es wäre denkbar, daß die Korrelate vererbt werden, während die erworbene Eigenschaft im Nachkommen, sei es durch Ausstoßung des betreffenden Ahnenplasmas, sei es durch Einschlagen der ursprünglichen Richtungstendenz, nicht in Erscheinung tritt.

„Das Studium eines Gegenstandes beruht in der Darlegung gesetzlicher Verknüpfung, die sich durch die Erscheinungen hindurchzieht und sie verbindet, in der Aufsuchung einer Kausalität, als Zentrum einigender Verbindung[7])." Bei der geradezu minimalen Empirie in unserer Frage kann die Wissenschaft nur Theorien, d. h. Lehrsätze mit innerer Wahrscheinlichkeit aufstellen, deren Güte sich durch ihre Fruchtbarkeit erprobt.

Hermann Paul[8]) hat die Forderung gestellt: einfache Grundgedanken, keine komplizierten Hypothesen! Er bedenkt dabei aber nicht, daß der einfache Grundgedanke immer erst die zusammenfassende Konsequenz vieler spezieller Gesetze sein kann, die aus der unendlichen Kompliziertheit der Daseinserscheinungen gezogen werden müssen, wenn anders diese Daseinserscheinungen nicht dem „einfachen Grundgedanken" zuliebe einem schematischen Zwange unterworfen werden sollen, der dann aber jede empirische Forschung nutzlos und ihren Ertrag illusorisch macht.

## § 6.

## Hirn und Seele.

Da wir die unbegrenzte Bildungsfähigkeit des Hirnes als Hauptspezifikum des Menschen erkannten, so werden wir, bevor wir den Begriff des menschlichen Individuums zu erfassen suchen können, uns erst noch mit diesem Hirn und seiner Funktion zu beschäftigen haben.

Aus dem anthropozentrischen Irrtum heraus hatte sich jene Anschauung gebildet, die den scheinbaren Dualismus von Leib und Seele als wirklichen nehmen zu müssen glaubte; um der Fiktion einer ewigen Persönlichkeit Gottes dann weiterhin einen gleichwertigen Teil im Menschen entgegenstellen zu können, der die Behauptung, daß der Mensch Gottes Ebenbild sei, rechtfertigte, wurde der Seele sogar auch ewige Dauer verliehen. Jedes Bemühen um Erkenntnis dessen, was die Seele eigentlich sei, war aber damit von

7) Bastian, Schöpfung oder Entstehung, S. 16.

8) Prinzipien der Sprachgeschichte. Vorrede zur 2. Auflage.

vornherein aussichtslos und deshalb überflüssig. Wenn dennoch die Forschung einsetzte, um wenigstens angenäherte Werte für ihre Fragen zu erhalten, so sah man sich durch die Widersprüche der Resultate um nichts gefördert. Zudem machte der Wohnplatz der Seele im Körper große Schwierigkeit; die Araber[1]) z. B. identifizieren sie mit dem Blut; die Turkotataren nahmen sie als im Atem[2]) enthalten an. Die utopischen Verbleibsorte, die man für sie nach dem Tode ihres Besitzers ausklügelte, hat Bastian zusammengestellt, bei dem man sich auch an den drastischen Abbildungen über die naiven Anschauungen des Mittelalters bezüglich der Seele informieren kann, die wohl Goethe bei der Niederschrift von Fausts Tode vorgeschwebt haben.

Eine dunkle Ahnung der Einheitlichkeit von Leib und Seele findet sich indessen auch schon in früheren Zeiten hier und da; so wenn die Buddhisten alle körperlichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften des Menschen unter dem (freilich hier falschen) Begriff âtman[3]) zusammenfaßten. Und obwohl schon Hippokrates die enge Beziehung zwischen Seele und Hirn erkannt hatte, gelang es doch erst Spinoza, den Dualismus zu beseitigen, als er auf spekulativem Wege eine monistische Weltanschauung begründete. Die moderne Pathologie hat endlich die ersten Beweise für die Identität beider geliefert. Damit mußte die Psychologie zu einem Teil der Physiologie werden, obwohl natürlich die spekulative Psychologie mit ihrem schlimmsten Bastard, dem Spiritismus, wie auch die autonome Psychologie ewig fortspuken werden.

Als Spezifikum aller psychischen Erscheinungen wird das Bewußtsein angegeben. Das Bewußtsein oder besser das Bewußtwerden ist nun aber nicht etwa eine besondere Kraft; die Ideenassoziation mit ihren Empfindungen und Vorstellungen ist das Bewußtsein selbst[4]).

Trifft ein Reiz einen vielzelligen Tierkörper, so schlägt er bei der Erregung im Innern des Tieres allemal die Bahn des geringsten Widerstandes ein, so daß er also immer auf demselben Wege fortschreitet. Diese Leitungslinien, denen damit die Ausführung einer bestimmten Verrichtung in Permanenz übertragen wird, differenzieren sich in ihrer Struktur notwendig von ihrer Umgebung. So entstehen die Nervenfasern als besondere anatomische Gewebe. Die Nervenfasern vermitteln durch ihre Erregung die

1) Kremer, Studien zur vergleichenden Kulturgeschichte, Wien 1889, S. 35.
2) Vambery, Primitive Kultur, S. 57.
3) Kern, Buddhismus I, 450.
4) Ziehen, Physiologische Psychologie, 4. Aufl., S. 21.

Umsetzung eines sensiblen Reizes in einen motorischen Effekt. Je höher das Tier entwickelt ist, desto komplizierter gestaltet sich natürlich der Vorgang, indem die Vermittlung nicht mehr direkt geschieht, sondern durch Schaltorgane oder Ganglienzellen, die ihrerseits sich wieder in sensible und motorische Ganglienzellen sondern.

Ramón y Cajal zeigte durch seine Untersuchungen vermittelst der Methode Golgis, daß die Leitbahnen keine Kontinuität besitzen, daß da, wo man früher Anastomosen zwischen den Ausläufern der Ganglienzelle angenommen hatte, in Wirklichkeit nur ein Kontakt besteht, so daß also weder die Protoplasmafortsätze, noch die Nervenfortsätze von zwei verschiedenen Ganglienzellen mit einander verschmelzen. Die Leitbahnen bestehen also aus sich nur berührenden Stücken. Jedes dieser Stücke ist aber eine histologische Individualität, für die Waldeyer den Namen Neuron, Rauber den Namen Neura gewählt hat. Das Neuron setzt sich zusammen aus einer Nervenzelle, ihrem Achsenzylinderfortsatz (Neurit) und ihren Protoplasmafortsätzen (Dendriten); Neurit und Dendriten endigen frei in feinen Endbäumchen (Telodendrion). Der Neurit bekleidet sich auf seinem weiteren Verlaufe mit einer Markscheide und entsendet stets Kollateralen; bei bedeutenderer Länge kann auch der Stamm eines Dendriten eine Markscheide erhalten. Nach Ramóny Cajal leitet der Neurit von der Zelle des Neuron fort (zellulifugal bei Kölliker), der Dendrit leitet zur Zelle hin (zellulipetal). Aus solchen isolierten Neuronen setzen sich die Leitbahnen vom Hirne durchs Rückenmark zur Muskulatur und von einem sensiblen Organe durchs Rückenmark zum Hirn zusammen. In gleicher Weise vermitteln Neuronen die Verbindung verschiedener Regionen der Centra untereinander, bewirken den Anschluß der sensiblen an die motorische Sphäre im Grau des Rückenmarkes und verknüpfen den Sympathikus mit dem cerebrospinalen System.

Der Kernpunkt der Neuronenlehre ist der Gedanke, daß Ganglienzelle und Nervenfaser eine einzige Zelle repräsentieren. Dementsprechend gehen sie auch bei Wirbeltieren entwicklungsgeschichtlich aus der Differenzierung einer einzigen Zelle, des Neuroblasten, hervor.

In schroffen Gegensatz zur Neuronenlehre hat sich Apáthy gestellt. Die feine Längsstreifung des Achsenzylinders weist auf die Zusammensetzung der Nervenfaser aus mehreren der Länge nach verkitteten Fibrillen hin. Apáthy behauptet nun auf Grund seiner Studien an Wirbellosen, daß die Neurofibrillen den Ganglienzellkörper nur passieren, ohne in ihm zu endigen, und daß sie von besonderen „Nervenzellen" produziert werden, aus denen sie erst in die Ganglienzellen hineinwachsen, um innerhalb derselben Gitter zu bilden, Stellen nämlich, wo die Primitivfibrillen einer „rezeptorischen"

Bahn in eine motorische Bahn kontinuierlich übergehen. Nach Bethe hat nun ferner die zunehmende Komplikation der Lebenserscheinungen und somit auch des Nervensystems zu einer Konzentrierung der Ganglienzellen auf einzelne Punkte geführt.' Die Wege der Primitivfibrillen in dieselben hinein wurden immer größer. So kam es, daß sich im Verlauf der Phylogenie auch an anderen Punkten außerhalb der Ganglienzellen Fibrillengitter bildeten, freie Elementargitter in der Zentralsubstanz des Nervensystems, das Neuropil, das Leitungen direkt ohne Inanspruchnahme der Ganglienzellen vermittelt. Damit sind wir bei Nissls Lehre angelangt, dessen Buch über die Neuronenlehre dementsprechend zu einer Fehdeschrift gegen dieselbe geworden ist. Nissl sieht das „nervöse Grau" der Wirbeltiere nicht nur für einen nervös leitenden, sondern auch nervös funktionierenden Bestandteil des Zentralnervensystems an, indem er für dasselbe eine gleiche Struktur annimmt, wie sie das diffuse Elementargitter Apáthys besitzt[5]).

Sobald beim Menschen eine Empfindung stattgehabt hat, speichert sie sich im Gehirn als Vorstellung auf. Diese Aufbewahrung der Empfindungen nennen wir Gedächtnis. Der Hauptsitz desselben ist die Großhirnrinde; daß sie aber ausschließlich dort geschehe, ist durch die Versuche von Goltz[6]) mindestens zweifelhaft geworden. Das Hirn zerlegt sich in (nicht zirkumskripte) Regionen, welche als Lokalisationen mit den Sinnesempfindungen derart in Beziehung gesetzt sind, daß der Gesichtssinn an eine Hinterhauptsgegend des Großhirns, das Gehör an den Schläfenteil, der Geruch an die untere Großhirnfläche und der Tastsinn an die obere Stirn- und vordere Scheitelgegend geknüpft ist[7]). Die Nervenbahnen, die von ihnen aus zu den niederen Hirnregionen und nach dem Rückenmark hin vordringen, vermitteln die Inbetriebsetzung der motorischen Apparate; tritt eine solche ein, so äußert sie sich als Bewegung, die wir mit dem Namen Handlung bezeichnen. Außerdem aber stehen die Sinneszentren noch durch zahllose Nervenfasern mit den übrigen Teilen des Hirnes in Verbindung, die sich durch einheitliche Struktur auszeichnen. Diese vermitteln die Assoziationen der durch Empfindungen entstandenen Vorstellungen. Jede Vorstellung ruft eine andere wach, die bei innerer Assoziation durch Ähnlichkeit, bei äußerer durch Gleich-

5) Kupffer in Münch. med. Wochenschr. 1894, Nr. 13; Mollier in Sitzungsberichte der Gesellsch. f. Morphologie u. Physiologie in München 1900, I; Verworn und Nissl in Verhandl. der Gesellsch. deutscher Naturforscher und Ärzte zu Aachen 1900, I, 191 ff.; Heinrich Vogt im Zentralbl. f. allg. Pathologie und patholog. Anatomie 1902, XIII, 124 ff.; Nissl, Die Neuronenlehre und ihre Anhänger, Jena 1903.

6) Pflügers Archiv f. Physiologie, 26, 1 ff.

7) Flechsig, Hirn und Seele, Leipzig 1894, S. 8.

zeitigkeit zu der ersten in Beziehung steht[8]). Beide können ferner so zusammenwachsen, worauf schon Bain und Gratiolet aufmerksam gemacht haben, daß eine nicht mehr ohne die andere reproduziert werden kann. In dieser Verwachsung sind sie dann auch erblich übertragbar, wie das Beispiel jenes Hündchens zeigt, den ein altes abgenütztes Stück Wolfshaut trotz seines abgeschwächten Geruches in Schreckkrämpfe versetzte, obwohl es nie einen Wolf gesehen.

Es kann hier nicht meine Absicht sein — und diese gelte überhaupt im allgemeinen für dies Buch — so ins Detail zu gehen, wie es der augenblickliche Stand der einzelnen Spezialwissenschaften möglich macht. Z. B. wäre für die Lehre von den Lokalisationen außerdem eine genaue Schilderung des Baues des Gehirnes nötig. Um aber doch einen Überblick zu geben, mögen hier noch einige Centra angeführt werden, die ich beliebig aus der großen Menge herausgreife. Die Harnblasenbewegung ist an einen inneren Teil des Gyrus sigmoides und einen solchen der Sehsphäre geknüpft: die Speichelsekretion an einen Teil der 4. Urwindung nach Bechterew, der, nebenbei bemerkt, an circumskripte Centra glaubt; die Darmbewegung an einen durch die zweite Urwindung näher bestimmten Teil des Gyrus sigmoides; das Geschmackszentrum liegt auf der ganzen konvexen Fläche der Hemisphäre nahe der Coronarnaht; das Pupillenbewegungszentrum im Ganglion habenulae; die Stimmbänderbewegung knüpft sich an einen Teil des Gyrus praefrontalis beider Hemisphären; die Kopfdrehung an den hinteren Teil der ersten Frontalwindung; die Thränenabsonderung an innere Teile des Gyrus sigmoides usw. Bemerkt sei noch, daß diese Lokalisationen aus experimentellen Untersuchungen an Tieren (Affen, Hunden, Katzen) resultieren, daher nicht ohne weiteres auf den Menschen übertragbar sind.

Auf Assoziationen beruht alles, was wir denken nennen. Ziehen hat sehr recht, wenn er die Schemata der Schlüsse in der Logik als graue Theorie verwirft. Jedes Urteil ist nichts als Assoziation. Zwei Vorstellungen erscheinen gleichzeitig, z. B. die Vorstellung Zaid und die Vorstellung Löwe, als Teile einer Gesamtvorstellung. Erst im sprachlichen Ausdruck findet eine Auseinanderlegung der letzteren in eine sukzessive Reihe statt. Dabei hat das Arabische, dem das eben genannte Beispiel entnommen ist, den assoziativen Charakter auch sprachlich noch so weit als möglich bewahrt, indem es die Äquivalente der Vorstellungen ohne weiteres als Gleichung neben einander stellt: Zaid ein Löwe, die wir im Deutschen erst viel umständlicher durch die Kopula (esse) herstellen können. Auch die Entstehungsgeschichte flektierender Verbalformen zeigt deutlich noch die ursprüngliche Assoziation in der Nebeneinanderstellung des Verbalstammes und des Personalpronomens, deren Verschmelzung erst später aus euphonischen Gründen erfolgte. Im Malayischen und vielen andern Sprachen hat sich die einfache Nebeneinanderstellung bis heute erhalten.

8) Ziehen, S. 168.

Die sogenannte Seele hat fünf Pforten, durch die sie mit der Außenwelt verkehrt: Die fünf Sinne[9]). Wenn die Seele aber nun, gleichviel ob wir sie mit Flechsig[10]) als Begleiterscheinung physischer Vorgänge oder nur als eine Resultierende im mechanischen Sinne fassen, immer nur eine Funktion der Materie ist, so kann keine Vorstellung, aber auch gar keine, eine der Seele immanente ewige sein; sie können alle nur auf einem jener fünf Wege in die Seele gelangt sein; d. h. mit andern Worten: sie beruhen stets auf Sinneswahrnehmung. Alle sogenannten Begriffe sind keine Einheiten, sondern nur sprachliche Zusammenfassungen von Komplexen von Sinneseindrücken gleicher Richtung, die in den Zentren des Hirnes aufgespeichert ruhen. Gäbe es einheitliche Universalien im Sinne des scholastischen Realismus, so wären die in der Philosophie mit Recht beliebten Definitionen nichts als geschwätzige Paraphrasen, für den Dummen trotzdem nutzlos, da er „keinen Begriff davon hätte".

Daß dem wirklich so ist, bedarf eigentlich keiner Beweise. Nur aus der Sprache, die auch hier wieder der beste Führer ist, seien ein Paar Belege angeführt! Farbe ist entweder natürliches Kleid oder künstlicher Anstrich. In den turkotatarischen Sprachen sind die Farbennamen Derivate von Worten, deren Charakteristikum die betreffende Farbe ist; so ist weiß vom Licht, rot vom Feuer, schwarz vom Aussehen einer durch Hitze verdorrten Landschaft, gelb vom Welken, grün vom Wachstum, blau vom Wasser benannt[11]). Aber auch die ethischen Begriffe weisen bei ihnen deutlich auf solchen Ursprung zurück. Die Mehrzahl derselben stehen als sprachliche Derivate mit demjenigen Teil des menschlichen Körpers in engem Zusammenhang, von dem sie als ausfließend dargestellt, oder welchem sie als spezielle Funktion zugeschrieben werden; z. B. sökmek (schimpfen, lästern) bedeutet ursprünglich: niederreißen, zugrunde richten. Ähnlich im Schwedischen: skämma (verderben) und skämma ut (beschämen)[12]).

Der Wilde zählt im Sprechen addierend, während später gleich die Zahlsumme angegeben wird, deren Additionen, obwohl sie tatsächlich stets vollzogen werden, nicht mehr dem Hörer in ihren vereinzelten Auflösungen vorgelegt werden[13]). Das beruht auf dem häufigeren Gebrauch, der Gewohnheit, der Übung, ohne die das Denken eine Unmöglichkeit wäre, da

9) Pflügers Archiv, 20, 39.
10) Flechsig, ebenda, S. 3.
11) Vambery, ebenda, S. 225.
12) Ebenda, S. 261.
13) Bastian, Schöpfung oder Entstehung, S. 39.

wir nie über die geistige Schwerfälligkeit und körperliche Unbeholfenheit des Kindes hinauszukommen vermocht hätten [14]).

Und was folgt endlich aus alldem? Selbst unsere ethischen und religiösen Vorstellungen gehen auf Sinneswahrnehmungen zurück; sie sind nicht ewig und unabänderlich; sondern sie sind vergänglich. Ihre sprachlichen Äquivalente aber sind nichts als Gleichnisse. Und somit hat denn, so empfindlich dies auch unsern Stolz treffen mag, die hohe Lebensweisheit des chorus mysticus:

„Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis", auch von unserer Seele zu gelten; auch sie ist vergänglich — auch sie ist nur ein Gleichnis.

## § 7.

## Die Ich-Vorstellung.

Wenn wir nun den Begriff des menschlichen Individuums ins Auge fassen, so haben wir uns vor allem der Stellung des Menschen in der Natur zu erinnern. Aus ihr ergibt sich, daß alles, was vom Individuum schlechthin gilt, auch vom Menschen zu gelten habe. Seine Lebensfunktionen sind aber um eine vermehrt, nämlich um die Funktion des Gehirnes, mit anderen Worten: das Denken. In gewissem Sinne müssen wir freilich auch den Tieren ein Denken zuschreiben. Der graduelle Unterschied ist jedoch so groß, daß er als qualitative Differenz statuiert werden muß. Wie groß ist er nun aber?

Aus dem Gesagten können wir ohne weiteres vermuten, daß das Denken des Tieres dem des Menschen gegenüber einer Beschränkung unterworfen ist. Und zwar kann das Tier nur diejenigen Erinnerungsbilder assoziativ verbinden, die zu seinem Individuum, d. h. zu seinen Lebensfunktionen (Selbsterhaltung, wozu auch der Schmerz gehört, Ernährung, Fortpflanzung) in absoluter Rückbeziehung stehen; die Assoziation erhält dadurch selbst ebenfalls einen solchen rückbezüglichen Charakter. Derartige Assoziationen werden erworben und können dann erblich übertragen werden, oft viel länger, als die Zweckmäßigkeit statt hat. Auf dieser erblichen Übertragung beruht zum Teil das, was wir Instinkt nennen.

In der Epoche des Überganges vom Tier zum Menschen fiel die Beschränkung, die dem Denken durch diese Rückbeziehung gesetzt war [1]). Und

14) Hering im Almanach d. kais. Akad. d. Wiss., Wien 1870, S. 266.

1) Das Wie dieses Überganges ist hier nicht weiter zu erörtern. Es hängt aufs Engste mit dem Erwerb des aufrechten Ganges zusammen. In meiner „Geschichte des Menschen", mit der ich seit Jahren beschäftigt bin, werde ich das Detail geben können.

erst von dieser Zeit an dürfen wir vom Individuum mit menschlicher Organisation als Menschen sprechen. Er erwarb also die Fähigkeit, alle Dinge außer ihm in die Kreise seiner Vorstellungen zu ziehen. Er wirkte in aktiver Weise auf alle Außendinge ein; er empfing passiv ihre Einwirkungen auf sich selbst. Je höher die Quantität der im Gehirn aufgespeicherten Vorstellungen steigt, desto höher steigt die Zahl der möglichen assoziativen Kombinationen. Mit andern Worten, die Horizonte erweitern sich mehr und mehr und noch ist kein Ende dieser Erweiterungen abzusehen; man denke z. B. nur an den des Gesichtssinnes, der durch Teleskop und Mikroskop geschärft ist. Inmitten dieser Endlosigkeiten sieht sich nun das Individuum, dessen Hirn als Stapelplatz unzähliger Erinnerungsbilder gleichsam das All wiederspiegelt. Die Vorstellung der Gesamtheit derselben als eines eigentümlichen Besitztumes im räumlich konstruierten Körper ist die Ich-Vorstellung. „Ohne Ichbegriff ist der Mensch nur Individuum, mit ihm und durch ihn wird er zur Persönlichkeit [1a]."

Wenn unsere Entwicklung richtig ist, so muß sie ontogenetisch die Probe bestehen. Die Embryoepoche der Seele ist die früheste Kindheit. Und in der Tat — das Ich des Kindes, sagt Ziehen [2], ist anfangs nichts als Hunger- und Sättigungsgefühl, Schmerz, Freude am Licht und an der Bewegung. D. h. alle Assoziationen und ihre Komponenten haben noch eine absolute Rückbeziehung auf nur physiologische Lebensfunktionen ihres Trägers. Eine Unterscheidung der betastenden Hand und des betasteten Gegenstandes existiert nicht. Erst allmählich wird die Körperoberfläche räumlich konstruiert und so die Vorstellung des eignen Leibes geschaffen. Allmählich kommt hierzu in langsamer Entwicklung die Vorstellung des geistigen Ichs, d. h. eine Gesamtvorstellung aller Erinnerungsbilder, die im Hirn vorhanden sind. — Schließlich wird dem biogenetischen Gesetz auch hinsichtlich der Ontogenese des Hirns als der physischen Unterlage aller Empfindungen und Vorstellungen Genüge geleistet. In der Tat ist die Ontogenie des fötalen Menschenhirns eine Wiederholung der phylogenetischen Ausbildung des Primatenhirnes [3]. Seine Entwicklungsstufe vom Ende des siebenten Monats zeigt z. B. die Hirnwindungen bei den Cynokephalen, Cercopithekus und Makakus.

Die Variabilität der Furchen und Windungen, die sich schon in den fötalen Hemisphären innerhalb der konstanten Grundlinien (Fissuren und Primärfurchen) vorbereitet, führt mit Notwendigkeit zu dem Schlusse, daß

1a) Bernhard Rawitz, Urgeschichte, Geschichte und Politik, Berlin 1903, S. 50.
2) Ziehen, Physiologische Psychologie, 4. Aufl., S. 203.
3) Kollmann, Entwicklungsgeschichte des Menschen, S. 535.

auch die Ich-Vorstellungen stets variabel, nie identisch sind. Solche supponierte Identität gab höchstens Dichtern zuweilen Stoff zu Komödien. Selbst der Tradition passen sich daher zwei Menschen nie in gleicher Weise an. Martius[4]) berichtet von den Makuani-Indianern, jedes Individuum derselben modifiziere seine Sprache auf eine eigentümliche Weise, so daß man fast sagen könnte, es spreche einen besonderen Dialekt.

---

Die generelle Bezeichnung für die Ich-Vorstellung ist die Persönlichkeit. Die Persönlichkeit ist das heiligste Palladium des Menschentums. Hebt man sie auf, so vernichtet man den Menschen selbst. Das Altertum trug ihre Anerkennung unbewußt in sich. Das Christentum, das den oberflächlich erfaßten Gattungsbegriff des Menschen seinem Demiurgos als Archetypus unterschob, um einen Stützpunkt für seine Theorie der allgemeinen Brüderlichkeit zu haben, hob sie auf. Da eine fortschrittliche Entwicklung nur durch die Differenzierung der Persönlichkeiten möglich ist, so folgte aus der Dogmatisierung jenes Irrwahnes eine Epoche völliger Stagnation aller Entwicklung: das Mittelalter. Nur vereinzelt tönt aus jener düstern Zeit der verzweifelte Aufschrei einer unterdrückten Persönlichkeit zu uns herüber. Abaelards historia calamitatum[5]) und die beiden ersten Briefe Heloises sind die glänzendsten darunter in literarischem Niederschlag. Auch Petrarcas Ruhmsucht ist nur in diesem Sinne zu deuten; „unter Larven die einzig fühlende Brust", rang er nach Anerkennung seiner Persönlichkeit. Die Verbreitung des Humanismus brachte die Frage allenthalben in Fluß. Was aber die Humanisten nur ahnend als Geschichte mit Beispielen aus vergilbten Pergamenten zu belegen wußten, brachten die großen Menschen der Renaissance in sich selbst auf der Bühne der Welt lebensvoll zur Geltung. Seit jener Zeit dauert der Kampf um Anerkennung der Persönlichkeit noch fort bis heute, wo ihr ein genialer Streiter in Nietzsche erstand, mag dieser die Wahrheit auch nur spekulativ gefunden haben, ohne Erkenntnis ihrer Ursachen und ihrer allgemeinen Zusammenhänge.

---

4) Martius Reise in Brasilien II, 494.

5) Bezeichnend ist es, daß die historia calamitatum zugleich auch die erste Autobiographie ist als Darstellung der eignen Persönlichkeit in unserem Sinne. Abaelard kann diesbezüglich als Vorgänger Dantes und Petrarcas und der Männer der Renaissance gelten. Augustins Konfessionen (und deren Nachahmungen bis auf Lavaters Tagebuch herunter) gehören nicht hierher, da ihre Verfasser keine „Persönlichkeiten" waren und ihrem Leben daher jene Konflikte fehlten, in die jede „Persönlichkeit" mit der Umwelt durch die Forderung unbeschränkter Ausübung der Lebensfunktionen verwickelt wird. Ebenso bezeichnend ist es, daß das Altertum keine Autobiographien hervorgebracht hat, was aus dem oben Gesagten sofort einleuchtet.

## § 8.

## Die Tradition.

Der Kampf ums Dasein ist bei den Tieren eine rein physische Machtfrage; ihre Entwicklungsgeschichte ist daher eine Darstellung rein physiologischer Prozesse geblieben.

Anders hat sich die Sache beim Menschen gestaltet. Selten kann der Kampf ums Dasein seinerseits durch physische Übermacht entschieden werden. Die meisten Tiere, die für ihn als Nahrung in Betracht kommen, sind ihm in irgend einer Beziehung soweit überlegen, daß seine ererbten Kräfte und Fähigkeiten wirkungslos bleiben, so das Wild durch Schnelligkeit, die Vögel durch ihr Flugvermögen, die Fische durch das Wasser, unterirdische Tiere durch ihre Wohnung; großen Tieren gegenüber sind sie graduell zu gering. Nur wo Mensch gegen Menschen steht, *kann* seine physische Kraft entscheidend sein. Durch den Verlust des Haarkleides war er ferner allen Unbilden der Witterung ausgesetzt; der Verlust der ursprünglichen Schärfe seiner Sinne machte ihn unfähig, der Spur des Wildes zu folgen, oder machte ihn zum „Verlorenen" in der Pfadlosigkeit der Wüsten und Wälder. Was in einer bestimmten Höhe über seinen ausgereckten Armen sich befand, war außer seinem Machtbereich u. s. w. Sollte er also stärker (zum Angriff oder Abwehr) werden, so konnte dies nur durch neu erworbene und dann zu erhaltende Eigenschaften geschehen. Der Erwerb geschah durch Anpassung. Diese konnte bei ihm psychischer oder physischer Art sein. Wir wollen beide noch kurz betrachten.

Die Umgebungswelt des Menschen läßt sich in zwei große Teile zerlegen, nämlich die ihm ungleichartige Umgebungswelt, d. h. die gesamte Umgebungswelt mit Ausnahme des Menschen, oder wie man sie auch wohl unpassend genug nennt: das Klima — der richtige Ausdruck ist „geographische Provinz" — und die ihm gleichartige Umgebungswelt, d. h. die übrigen Menschen.

Nun war schon oben gesagt worden, daß die Beziehungen des Menschen zu seiner Umgebungswelt doppelter Art sein können: sie wirkt auf ihn ein, er wirkt auf sie ein. Mit anderen Worten: er paßt sich *der* Umgebungswelt an; er paßt sich die Umgebungswelt an.

Wir erhalten demnach vier Teile der menschlichen Anpassungstätigkeit: der Mensch paßt sich seiner geographischen Provinz an; er paßt die geographische Provinz sich selbst an; er paßt sich der Menschheit an; er paßt die Menschheit sich an. Die beiden letzteren Anpassungen verschmelzen als Reziprozitätsverhältnis, so daß wir also nur mehr mit drei Teilen zu rechnen haben.

Der erste, die Anpassung an die geographische Provinz, ist stets ein physiologischer Prozeß, da er auf physischer Anpassung beruht. Die erworbenen Eigenschaften werden durch Vererbung erhalten.

Der zweite und dritte Teil seiner Anpassungstätigkeit: die Anpassung der geographischen Provinz an sich und die Anpassung an die Menschheit (wie wir der Kürze halber das Reziprozitätsverhältnis nennen wollen) sind psychologische Prozesse, da sie auf psychischer Anpassung beruhen. Die Erhaltung der durch sie erworbenen Eigenschaften geschieht durch Tradition. Fassen wir beide noch kurz ins Auge!

Zunächst die Anpassung der geographischen Provinz an sich! Um den Verlust des Haarkleides zu ersetzen, lernte er Höhlen, Zelte, Hütten, Häuser herstellen; er lernte Wege bauen und die Sterne oder andere Merkmale beachten, um seine „Verlorenheit" in Wüsten und Wäldern zu bannen. Er lernte mit Fallen und Netzen, mit Bogen und Speer das Wild erjagen; er lernte die kärgliche Nahrung der Heimat vermehren durch Domestikation gewisser Tiere, Viehzucht und Ackerbau u. s. w.

Die Anpassung an die Menschheit führte zur Bildung der Gesellschaft, die von der einfachsten Form des Rudels an in steigender Entwicklung bis zum Staat sich erhob, zum Staat mit seinen schönsten Blüten: Sprachen und Sitten, Recht und Religion, Kunst und Wissenschaft. Wir dürfen wohl stolz auf alles das sein, was unsere Psyche geschaffen, wenn jetzt dem Menschen auch, und hoffentlich für immer, der stolze Nimbus genommen ist, den er sich seiner Eitelkeit zuliebe mit der Gottähnlichkeitslehre und der Theorie einer ewigen Seele erschlichen hatte.

Zweiter Teil.

# Die Vererbung.

## Erstes Kapitel.

## Propädeutik der Vererbungslehre.

### § 9.

### Der Tod.

Utpannam nirudhyate (Alles, was entsteht, vergeht) sagt der indische Yogin, bei dem die Anschauung der natürlichen Vorgänge noch nicht getrübt ist. Der Satz: „Alles, was entsteht, ist wert daß es zu Grunde geht" konnte erst aus der geistigen Depression christlicher Weltanschauung hervorgehen, die mit dem Spinnennetz moralischer Vorurteile das ganze Weltall einzuhüllen beliebte. Der eifernde Mephisto eignete sich diese Anschauung an, um aus ihr die Berechtigung seines verneinenden Charakters abzuleiten. War das aber auch Goethes ureigene Überzeugung? Oder hat nicht am Ende er, der größte Lebenskünstler aller Zeiten, im innersten Herzen still gelächelt, als er jene Worte niederschrieb, die sein ganzes Tun und Treiben desavouiren mußten? — —

Jeder Organismus ist ein Komplex von Zellen, die aber im einzelnen während des Lebens des Individuums nicht die gleichen bleiben; vielmehr findet ein fortwährender Wechsel derselben statt, indem die abgenutzten zu Grunde gehen und dann aus- resp. abgestoßen werden. Für diese wird durch immer neue Zellteilung Ersatz geschafft. Bei den Pflanzen werden

übrigens auch die abgenutzten beibehalten; sie verholzen. Auf ihnen aber bauen die neuen weiter unter Übernahme der Lebensfunktionen.

Nun scheint es jedoch, daß die Vermehrung der Zellen durch Teilung einer Grenze unterworfen ist. Sobald dann der Ersatz der verbrauchten Zellen langsamer und ungenügend zu werden beginnt, müssen funktionelle Störungen eintreten, deren Häufung und Steigerung endlich einen definitiven Stillstand aller Lebensfunktionen herbeiführen: den natürlichen Tod. — Die postmortale Lebensfähigkeit einzelner Zellen ist dabei irrelevant[1]), ebenso z. B. die Tatsache, daß bei Warmblütern, besonders bei Vögeln das fötale Herz tagelang den zugehörigen Embryo überleben kann[1a]).

Der zeitliche Terminus, vor welchem erfahrungsgemäß der natürliche Tod nie eintritt, ist durch den Fortpflanzungsakt gegeben, der manchmal die indirekte Ursache des Todes ist. Bei vielen Insekten, z. B. zieht er eine „Erschöpfung" nach sich, die den Tod zur Folge hat. Analoga finden sich beim Menschen in einer Erschöpfung durch Affekte. Weismann nennt diesbezüglich Sulla, der durch heftigen Zorn, Leo X., der durch heftige Freude ein plötzliches Ende gefunden haben soll. Fügen wir noch Pietro Aretino an, der sich „zu Tod gelacht" haben soll, als man ihm die Streiche eines liederlichen Weibes erzählte und er dann erfuhr, es handele sich um seine eigene Schwester.

Im Allgemeinen aber tritt der natürliche Tod erst dann ein, wenn Alterserscheinungen vorhergegangen sind. Diese sogenannten Involutionsveränderungen sind für das Greisenalter charakteristisch. Die hauptsächlichste derselben ist die Atrophie, d. h. der Schwund infolge des verringerten und ungenügenden Stoffwechsels. Ferner bildet sich nach Balfour bei geringerer Widerstandsfähigkeit der Arterien gegen Blutdruck eine Dilatation des Herzens aus. Der Zerfall der elastischen Fasern erzeugt Verschrumpfung der Haut. Die Sehschärfe nimmt ab. „Die bleibenden Zähne werden durch den Gebrauch abgenutzt. Im 70. Lebensjahre haben alle Schneidezähne ihre Kanten eingebüßt, die halbe Krone ist abgeschliffen, das Zahnbein liegt frei. An den Eck- und Backenzähnen sind die Höcker ebenfalls abgeschliffen und der Schmelz hält sich nur zwischen den Vertiefungen der Höcker. Nach dem Ausfallen der Zähne verschwinden die Zahnalveolen und mit ihnen der ehemalige Zahnrand der Kiefer. Der Unterkiefer wird dadurch zu einer stark, namentlich in der Richtung von oben nach unten verschmälerten Knochen-

1) Weismann, Aufsätze über Vererbung, S. 25 ff.

1a) Gerlach in Sitzungsber. der phys.-med. Soc. zu Erlangen, Sitzung vom 10. Mai 1886.

spange; der Oberkiefer wird verkürzt und es ragt der Unterkiefer über den Oberkiefer hervor. Das ganze Gesicht fällt in der Richtung des Oberkieferalveolarrandes ein und bietet den senilen Gesichtstypus dar[3])." Die Senkung der Nasenspitze bei alternden Menschen hat ein hervorragendes Analogon in der nach vorn und abwärts gerichteten Rotation der Nase des Semnopithecus nasicus bei zunehmendem Alter des Tieres[4]).

Dem rein körperlichen Verfall geht der geistige zur Seite. Die Sinnesorgane werden stumpf (Schwerhörigkeit bis Taubheit, Fernsichtigkeit bis Blindheit). Es tritt Atrophie des Gehirnes ein; daraus folgt Unsicherheit des Gedächtnisses, einzelne Erinnerungen schwinden ganz. Einseitige Vorliebe für gewisse Ideenassoziationen hat die betreffenden Leitungsbahnen des Gehirns übungsweise (gewohnheitsweise) so beeinflußt, daß es dem Individuum unmöglich ist, eine Idee *ohne* die andere ins Bewußtsein zu rufen; *neue* Ideenassoziationen zu knüpfen, ist darum schwer oder ebenfalls unmöglich. Daraus folgt eine mehr oder weniger vollständige Abgeschlossenheit gegen die Gegenwart und ihre geistigen Strömungen und naturgemäß ein Sichrückwärtsversenken in die Vergangenheit mit eigensinniger Vorliebe für letztere. Bisweilen tritt völliger Blödsinn ein.

In neuester Zeit hat sich Elias Metschnikoff eingehend zum Altersproblem geäußert. Er formuliert so: das Altern sei „Atrophie der höheren und spezifischen Elemente der Gewebe und Ersetzung derselben durch das hypertrophische Bindegewebe"[5]), d. h. das Alter charakterisiere sich durch einen Kampf zwischen den edleren Elementen und den einfachen oder primitiven Elementen des Organismus, einen Kampf, der zum Vorteil der letzteren endet, indem jene von diesen (den Makrophagen) verzehrt werden. So beginnen z. B. in einem gegebenen Augenblick die Haarmarkzellen als Chromophagen das Pigment zu verzehren; sie wandern aus und das Haar erbleicht naturgemäß. Auf das weitere, Metschnikoffs rationellen Weg, durch Sera die edlen Elemente des menschlichen Organismus zu stärken und sie zu verhindern zu altern, kann hier nicht eingegangen werden.

Der Glaube, daß der Tod eine jedem Organismus zukommende Eigenschaft sei, führte zu der Ansicht von seiner Natürlichkeit und Unvermeidlichkeit. Die neuere Biologie hat aber gezeigt, daß ein natürlicher Tod nicht allen Organismen zukommt. Bütschli, Weismann und andere wiesen

---

3) Flörke, Über den Einfluß der Kiefer und Zähne auf den Gesichtsausdruck der Völker, Bremen 1898.

4) Wiedersheim in Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. III, 2, S. 310 ff.

5) Studien über die Natur des Menschen, Leipzig 1904, S. 315.

nach, daß die Einzelligen unsterblich seien (gegen Goette[6]). Dann kann der Tod aber keine im Wesen des Lebens selbst begründete Erscheinung sein, sondern nur eine sekundäre Eigenschaft, die aus den spezifischen Funktionen resultiert, welche die Zellen im Haushalt des Zellenstaates übernommen haben. Er ist eine Anpassung aus Nützlichkeitsgründen, insofern die Berührung mit der Außenwelt jedes Individuum abnützt, so daß es für die Art vorteilhafter ist, die alten verkrüppelten Individuen durch neue vollkommenere zu ersetzen, statt diesen durch ewige Lebensdauer jener von vornherein den Platz und die Möglichkeit der Entfaltung zu nehmen.

## § 10.

## Fortpflanzung.

Besteht ein Organismus nur aus einer Zelle, wie dies bei den niedersten Tieren und Pflanzen der Fall ist, so kann schon die einfache Zellteilung zur Fortpflanzung führen, indem die beiden entstehenden Zellen sich trennen und selbständig weiterleben. Eine solche Teilung kann stattfinden, während die Organismen umherkriechen oder umherschwimmen, aber häufig erfolgt sie, wenn die Tiere ruhig liegen und eingekapselt (enzystiert) sind. In letzterem Falle beobachtet man oft eine etwas abgeänderte Form der Zellteilung, bei welcher gleichzeitig mehrere Teilstücke entstehen, indem zuerst der Kern sich mehrfach teilt, und dann der Zellkörper ebensoviele Teile bildet, als Kerne vorhanden sind.

Bei den einzelligen Organismen findet man außerdem eigentümliche Vorgänge, welche eine Vermischung der individuellen Eigenschaften (eine Amphimixis im Sinne Weismanns) herbeiführen und in dieser Hinsicht den Befruchtungsvorgängen bei höheren Tieren und Pflanzen entsprechen. Die Vermischung der Vererbungssubstanz wird entweder dadurch erreicht, daß zwei Individuen miteinander verschmelzen (Kopulation) oder dadurch, daß zwei Individuen sich zeitweilig zusammenlegen, wobei ein Austausch von Kernen stattfindet (Konjugation).

Bei den Metazoen, zu welchen alle Tiere gehören, die höher stehen als die eben erwähnten einzelligen Organismen, pflegt man zwei Arten der Fortpflanzung zu unterscheiden: die Monogonie und die Amphigonie. Die erstere ist die ungeschlechtliche, die letztere die geschlechtliche Fortpflanzung.

Die Monogonie tritt uns entweder als Teilung entgegen, wobei der Körper in mehrere Individuen zerfällt, oder als Knospung, wobei an den ursprünglichen Tieren neue Individuen knospenartig hervorwachsen.

6) Über den Ursprung des Todes, Hamburg 1883.

Eine weitere und allgemeinere Verbreitung hat die geschlechtliche Fortpflanzung, die Amphigonie. Der Organismus erzeugt zu diesem Zweck besondere Fortpflanzungszellen, nämlich die weiblichen Geschlechtszellen, die Eizellen, und die männlichen Geschlechtszellen, die Samenzellen. Das neue Individuum nimmt dann aus der Befruchtung seinen Ursprung, indem eine Eizelle mit einer Samenzelle verschmilzt und so die entwicklungsfähige Keimzelle entsteht. Durch diesen Vorgang werden die Vererbungsanlagen der beiden Zellen gemischt, woraus sich die bekannte Tatsache erklärt, daß das Kind ebenso dem Vater wie der Mutter gleichen kann.

## § 11.

## Die Sexualcharaktere.

Da die Vererbungstendenzen allein an die Schleifensubstanz des Kernes geknüpft sind, so spielt der Zellkörper der Samen- und Eizelle nur die Rolle einer Nährsubstanz, die von dem beherrschenden Idioplasma des Kerns in bestimmender Weise umgewandelt und umgeformt wird. Wir finden also schon bei der Zelle eine zwiefache Art von Differenzen, welche die beiden Geschlechter charakterisieren: Differenzen der Zellkerne und Differenzen der Zellkörper, von denen die letzteren den ersteren gegenüber als sekundäre erscheinen.

Der Differenzierung der Zellen in männliche und weibliche, entspricht naturgemäß die Differenzierung der Individuen in männliche und weibliche Personen. Die beiden Geschlechter unterscheiden sich nun nicht nur durch die Geschlechtsorgane[1]), sondern auch in manchen anderen Eigenschaften. Daher

---

1) Alle älteren wirbellosen Vorfahren des Menschen scheinen Zwitter gewesen zu sein. Darauf deutet wenigstens die ursprüngliche Geschlechtsanlage, die bei allen Vertebraten hermophroditisch ist. Frühzeitig wurden nun schon die Vornieren durch die sekundären Nieren verdrängt; die letzteren allein dienen als Harnorgane; die Urniere ging unter Funktionswechsel Beziehungen zum Geschlechtsapparat ein. Es ist hier nicht der Ort, zu entscheiden, ob der Urnierengang dabei durch Spaltung, wie Haeckel meint, in zwei Gänge, den Wolffschen und Müllerschen zerfiel, oder ob er allein zum Wolffschen, d. h. männlichen Geschlechtskanal wurde, während der Müllersche Gang, der weibliche Geschlechtskanal, durch trichterförmige Einstülpung des Coelomepithels sich bildete, wie Wiedersheim angibt. Jedenfalls gelangt bei beiden Geschlechtern nur einer zur Entwicklung; beim männlichen der Wolffsche Gang, der als Samenleiter, beim weiblichen der Müllersche, der als Eileiter dient. Die Erweiterung des letzteren in seinem unteren Teile heißt Uterus.

Die Keimdrüsen, die ursprünglich tief im Innern lagen, sind nach unten gewandert. und zwar die Eierstöcke gegen das kleine Becken hin, ausnahmsweise in die Beckenhöhlen hinein; beim männlichen Geschlecht ungleich weiter, indem der Hoden aus der Bauchhöhle herauswanderte. Noch jetzt stets erhaltene Rudimente des Leitbandes der Geschlechtsdrüsen zeigen den Weg an.

spricht man außer von „primären Sexualcharakteren“ (Geschlechtsorgane) auch von den „sekundären Sexualcharakteren“, welche alle übrigen Unterschiede umfassen.

Die sekundären Sexualcharaktere sind nach Darwin entstanden durch sexuelle Zuchtwahl. Bei dieser handelt es sich nicht um einen Kampf ums Dasein, sondern um einen Kampf der Männchen um den Besitz der Weibchen, dessen Folgen für den Besiegten in einer spärlichen oder ganz ausfallenden Nachkommenschaft bestehen. Die für diesen Kampf unvorteilhaften Eigenschaften verschwinden also mit dem Individuum, während die vorteilhaften durch Vererbung erhalten werden. So hat der Löwe die Mähne, der Eber den Hauzahn, der männliche Salmen die hakenförmige Kinnlade erworben. Die Rivalität besteht übrigens nicht immer in einer Probe der physischen Kraft. Bei den Vögeln gibt z. B. häufig der Gesang oder das Gefieder den Ausschlag, indem die Weibchen nach deren Schönheit eine Auswahl unter den rivalisierenden Männchen treffen.

Betrachten wir nun speziell den Menschen, so erscheint der Mann im Mittel beträchtlich größer[2]), schwerer und stärker als die Frau; mit viereckigeren Schultern und deutlicher ausgesprochenen Muskeln. Die Augenbrauenleiste ist stärker; Körper und Gesicht behaarter (Bart); die Stimme kräftiger und von verschiedenem Ton; die Geschlechtsreife tritt später ein. Bei der Frau ist das Gesicht runder, Kiefern und Schädelbasis kleiner, die Körperumrisse runder (Darwin). Spezifisch ist noch die Bildung der Brüste mit den Milchdrüsen. — Der Zug des Weibes zur Grausamkeit, der so deutlich z. B. bei den spanischen Stiergefechten und sonst oft in der Geschichte (Agrippina, Elisabeth Bathory u. s. w.) hervortritt, ist wohl ein Überlebsel aus den Zeiten der Raubehe und noch früherer geschichtlicher Epochen, wo das Weib ewigen Kämpfen, sei es parteilos oder als Beteiligte, insofern sie selbst der Gegenstand des Wettbewerbes war, zugeschaut hat.

Das Gehirngewicht des Mannes ist absolut größer[3]). Die größere Höhe dessen, wozu er sich mit intellektuellen Kräften aufschwingen kann,

---

Bei Reptilien, Vögeln und Säugetieren kommen Begattungsorgane vor, welche die Übertragung des Samens vom männlichen auf den weiblichen Organismus vermitteln.

Schließlich ist noch die Bildung der Placenta zu erwähnen. Da der Embryo der placentalen Säugetiere viel längere Zeit im Uterus verweilen muß, um seine völlige Ausbildung zu erreichen, so bedurfte er reichlicherer Nahrung, deren Zufuhr eben die Placenta vermittelt.

2) Pfitzner in Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. III, Heft 2.

3) Das Gehirngewicht des Mannes ist nach Bischoff im Mittel 1362, das des Weibes 1219 g; nach Duncker, der seine Untersuchungen im Münchner pathologischen

beruht wohl auf der Tatsache, daß schon beim Kampf um das Weib neben physischer Kraft oft genug Beobachtung, Vernunft, Erfindung — mit einem Wort die List den Ausschlag gab. Daraus ergibt sich übrigens schon ein Argument gegen die Emanzipationsfrage. Es ist ja sehr wohl möglich, daß hie und da eine einzelne Frau sich zu der intellektuellen Höhe des Mannes aufschwingt. Abgesehen aber davon, daß Erziehung kaum das Weib (in kollektivem Sinne) auf die Stufe des Mannes wird heben könnnen, ist auch die Weiterentwicklung des Mannes nicht außer acht zu lassen, so daß er dem Weibe gegenüber doch stets den Vorsprung behält.

Die sekundären Geschlechtscharaktere des Menschen sind äußerst variabel, selbst innerhalb der Rassen. Beim Manne speziell werden sie im allgemeinen nicht eher völlig entwickelt, bis er nahezu geschlechtsreif ist. Bei Entmannung erscheinen sie niemals. Die letztere wurde bekanntlich besonders von der römischen Kirche gepflegt oder wenigstens geduldet, um so die für schöner geltenden Kastratensoprane für die Sixtinische Kapelle zu erhalten. Die Kastration beim Weibe scheint außer der Sterilität im allgemeinen keine Folgen zu haben[4]).

Nur der Geschlechtstrieb führt den Mann zum Weibe. Zu seiner Berufsarbeit kann er (im allgemeinen) des Weibes entraten. Das Weib dagegen bedarf zu seiner Berufsarbeit sehr wohl des Mannes, indem es während der Menstruation sowohl, während deren Dauer seine Energie für körperliche und geistige Aufgaben herabgesetzt ist, als auch während Schwangerschaft, Geburt und Säugung des Schutzes bedürftig ist. Die „Emanzipation der Frau" ist ein verhängnisvoller Irrwahn. Ihre Vertreter postulieren: die Frau ist gleichwertig, also gleichberechtigt. Das ist falsch. Das Weib ist nicht gleichwertig, sondern anderswertig. Das Endresultat der Emanzipation wäre nicht allein die Aufhebung der Ehe, sondern auch ein erbitterter Konkurrenzkampf zwischen Mann und Weib unter Aufhebung des zum Schutz des Weibes geschaffenen Sexualkodex. Und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß dieser Kampf mit der Niederlage des für den Kampf mit der Außenwelt schlechter ausgerüsteten Weibes enden wird[5])."

---

Institut anstellte, 1416 resp. 1260 g. Das relative Hirngewicht stellt sich demnach auf $\frac{1}{42}$ des Körpergewichtes beim Manne, auf $\frac{1}{40}$ beim Weibe, so daß es bei diesem also um ein geringes größer ist als bei jenem. Das Herzgewicht ist nach Duncker 348,4 resp. 269, das Lungengewicht 1024 resp. 777, das Lebergewicht 1693 resp. 1451 g (cf. Münch. med. Wochenschr. 1894, S. 847 ff.).

4) Die Ehe mit einem kastrierten Weib ist das Ideal einer malthusianischen Ehe, indem die bei Hintertreibung der Kindererzeugung sonst stets eintretende Gefahr einer Disposition zu Erkrankungen der Genitalorgane hier vermieden wird (Keppler, Das Geschlechtsleben des Weibes, Wien 1891.

5) Max Runge, Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität, 2. Aufl., Berlin 1897.

## § 12.

## Die Schönheit.

Einen der sekundären Sexualcharaktere haben wir im vorigen Paragraphen noch nicht erwähnt, weil er hier etwas umständlicher behandelt werden soll. Wir meinen die Schönheit des Weibes. Daß sie tatsächlich ein solcher ist, zeigt unter anderm Darwins[1]) Beispiel von den Frauen von San Giuliano in Sizilien, die noch heute als schönste Modelle der ganzen Insel begehrt sind und ihre Schönheit vielleicht von den Priesterinnen der Venus Erycina geerbt haben, zu welchem Amt die schönsten Mädchen ganz Griechenlands ausgesucht wurden.

Was ist nun aber eigentlich Schönheit? Es mangelt nicht an Definitionen, die freilich durchgängig unfruchtbar sind, weil sie nicht anerkennen wollen, daß Schönheit nur auf subjektiver Empfindung beruhe. Eine gewisse Objektivität ist ihr nicht abzusprechen; wir werden gleich sehen, inwiefern. Die Manie aber, etwas Absolutes in ihr zu finden, hat das größte Unheil angerichtet. Der Charakter innerer Allgemeinheit und Wahrheit, den schon Aristoteles[2]) ihr zuschrieb, ist eine Sophisterei dem System zuliebe. Nur wenn wir vom Individuum ausgehen, werden wir daher hoffen dürfen, den Begriff der Schönheit zu erfassen.

Zunächst wollen wir aber feststellen, daß er nur vom Menschen und dem, was den Menschen nachahmt (Theater, Kunst) gebraucht wird und eigentlich gebraucht werden darf. Bei der Verquickung des Schönen mit dem Moralischen ist der Wortbegriff schon ein übertragener; ebenso wenn wir seit Haller und Goethe von schönen Landschaften, Bäumen, Bergen sprechen. Beides geht uns also hier nichts an.

Die Biogenese ist der höchste Zweck des Individuums (neben der Selbsterhaltung). Und so ist der Paarungsakt zur höchsten biologischen Offenbarung[2a]) des Menschen geworden, den man deshalb mit mehr oder weniger zeremonieller Feierlichkeit (Hochzeit) umgab, um auch äußerlich seinen Wert zu markieren. Wenn nun auch der biogenetische Zweck im Moment der Paarung selten oder niemals als solcher den Beteiligten deutlich vorschwebt, weil das Lustgefühl überwiegt, so ist er doch tatsächlich vorhanden. Es ist daher begreiflich, daß der Mann sich jenes Weib zur Paarung auswählen wird, im Verein mit der er hoffen kann, den idealen Typus, den er aus

1) Darwin, Abstammung des Menschen II, 336.

2) Teichmüller, Aristotelische Forschungen II, 188.

2a) Wilhelm Butte hat darauf eine „Biotomie des Menschen" (Bonn 1829) gegründet. Das Buch mit seinen wunderlichen Deduktionen scheint eine literarische Seltenheit zu sein.

seiner Umwelt seiner individuellen Sehweite gemäß abstrahierte, am reinsten zur Wiederherstellung zu bringen. Dieses Weib und nur dieses nennt er schön. Der Begriff Schönheit bezeichnet daher zunächst einen morphologischen Verwandtschaftsgrad. Bei Kulturvölkern, wo das Weib nicht mehr die Sklavin, sondern eine Genossin des Mannes ist, wird sich die Verwandtschaft freilich nicht nur auf rein morphologische Elemente beschränken; es werden auch die psychischen Fähigkeiten des Weibes in Rechnung gezogen werden, so daß damit auch die Möglichkeit der Übertragung des Begriffes auf den Intellekt oder die moralischen Instinkte gegeben ist.

Ich habe gesagt, daß sich das Individuum aus seiner Umwelt je nach seiner Sehweite einen Idealtypus konstruiere. Innerhalb der Rasse (des Volkes, des Stammes) wird dieser Idealtypus nun ein ziemlich gleichartiger sein. Und je unbegrenzter der Völkerverkehr wird, desto mehr werden sich die Verschiedenheiten der Idealtypen nivellieren. Darin liegt das objektive Moment der Schönheit, das die Philosophie in ihr gesucht hat. Ergibt es sich hier aus der Gleichartigkeit der Idealtypen räumlich nebeneinander befindlicher Individuen, so wird es zeitlich herbeigeführt durch die Vererbung morphologischer Charaktere innerhalb der geographischen Provinzen [3]).

Aber nicht nur solche physiologische Merkmale erhalten sich durch Vererbung; die Idealtypen selbst als psychische Bilder werden vererbt. Vambery [4]) sagt: „Zwar nimmt der mongolisch kalmückische Typus der Türkstämme Mittelasiens von Osten nach Westen ganz natürlicherweise ab. Und doch finden die Kirgisen, bei denen also die Merkmale der primitiven Rasse nicht mehr so frappant und allgemein sind als bei den östlicheren Buruten und Kalmücken, ihr Ideal von vollkommener Schönheit nur bei diesen, mit denen sie sich gern vermischen. Schon Alexis von Lewschine hat diesen Vorzug, den sie kalmückischen Weibern vor den ihrigen einräumen, bemerkt." — —

---

3) In drastischen Versen schildert diese Vererbung ein Sprüchlein (Pfeiffer, Futilitates Germanicae medii aevi 1864):

Ein houbet von Beheimer lant,
Zwei wiziu ärmlin von Brabant,
Unde ein brust von Swaben her,
Von Kernten zwei tütlin ragent als ein speer,
Unde ein buch von Österrich,
Der da waere sleht und glich,
Unde ein . . . von Polan,
Und ein beirischiu . . . daran,
Und zwei füezlin von dem Rin,
Daz möhte ein schoeniu frouwe sin.

4) Vambery, Skizzen aus Mittelasien, S. 229.

Man braucht noch nicht erotisch oder gar pervers zu sein, wenn man Wohlgefallen an einem schönen Weibe findet. Im Gegensatz zum Christentum, das in der Schönheit die Fallstricke des Satans sieht, um nur ja jede natürliche Regung der Persönlichkeit und womöglich diese selbst zugunsten der Herrschaft des Klerus zu unterdrücken, stehen andere Völker, die oft mit der Schönheit wie die Griechen geradezu einen Kultus trieben, im wohltuendsten Gegensatz. Der Araber erdichtete ein Geschlecht der Asra [5]), welche sterben, wenn sie lieben; der Inder läßt den Asokabaum erblühen, wenn ein schönes Weib ihn berührt; der Maori hat die Liebe sogar in seiner heiligen Schöpfungssage verklärt. Rousseaus Revenons à la nature hat nur für die Tartuffes keine Geltung. Aïscha [6]) aber, die Nichte der Gattin des Propheten, hatte ganz recht, als sie sich die Freiheit nahm, öffentlich ohne Schleier zu erscheinen, indem sie sagte: „Gott hat mir das Siegel der Schönheit aufgedrückt. Und es ist mir lieb, wenn man es sieht und daraus die Gnade Gottes erkennt. Deshalb werde ich mein Antlitz nicht verhüllen; es ist ja bei Gott kein Fehl daran."

## § 13.

## Die Zeugung.

Die natürliche Notwendigkeit der Zeugung spiegelt sich als ethische Tendenz im Leben der Völker wieder. Schon in den Upanishaden [1]) der Inder gilt als dharma (Pflicht oder Tugend): Wenn du deinem Lehrer den verlangten Lohn geleistet haben wirst, sorge, daß die Linie deines Geschlechts nicht abgeschnitten werde! Nach dem Chorda Avesta [2]) galt Kindersegen den Parsen unter allen Reichtümern am höchsten. Ohne Nachkommen zu sterben gilt auf Madagaskar [3]) für eins der traurigsten Schicksale. In solchem Falle muß der nächstfolgende Bruder die Witwe des älteren heiraten. Kinder aus dieser Ehe gelten als Nachkommen und Erben des älteren Bruders. Ein ähnlicher Brauch herrschte bei den Israeliten (Deuteronomium 25, 5—6), bei denen ebenfalls Kinderreichtum als Segen betrachtet wurde, gleichviel ob die Kinder legitim waren oder illegitim [4]); darin liegt übrigens bekanntlich der Gegensatz der altisraelitischen Ehe zur Ehe der Graecoitaliker und der modernen Völker.

5) cf. Kosegartens arabische Chrestomathie.

6) Hauri, Der Islam, S. 126.

1) Kern, Buddhismus I, 13.

2) Spiegel, Die heiligen Schriften der Parsen III, 168.

3) Sibree, Madagaskar, S. 276.

4) Benzinger, Hebräische Archaeologie, S. 135.

Die Fruchtbarkeit des Weibes ward damit zur Bedingung der Ehe. In der Tat leben auch z. B. die Igorroten[5]) vor der Hochzeit mit der Braut im Konkubinat, um ihre Fruchtbarkeit zu erproben; wird sie nicht schwanger, tritt der Bräutigam zurück. Ähnlich allenthalben und zu allen Zeiten! „Bei dem freien geschlechtlichen Verkehr, sagt Ammon[6]) mit Beziehung auf die moderne Zeit, welcher in den unteren Volkskreisen stattfindet, hängt die Heirat sehr oft nur davon ab, welches von mehreren benutzten Mädchen zuerst schwanger wird und den jungen Liebhaber nötigt sie zu heiraten."

Wie auf der aktuellen Fortpflanzung die Familie beruht, aus der selbst wieder die ethischen Normen fließen, werden wir später zeigen. Eine tiefe Ahnung dieser ursächlichen Verhältnisse klingt schon in Dichtungen uralter Zeit durch:

Die Kuh befruchtet nicht mehr der Stier; die Eselin besprang nicht mehr der Esel;
Mit der Sklavin in Liebe verband sich nicht mehr der Herr.
Davon hatte sich gemacht der Herr mit seinem Befehle;
Davon hatte sich gemacht die Sklavin mit ihrem Gehorsam[7]).

---

Der ganze Vorgang der Zeugung und der embryologischen Entwicklung erscheint in tiefes Dunkel gehüllt. Was Wunder, daß die israelitische Weisheit[8]) darin eins der größten Geheimnisse erblickte und im weiblichen Uterus die geheime Werkstatt des irdischen Ursprungs sah! Dante[9]) war einer der wenigen, der hier das richtige fühlte, als er den Embryo durch ein vegetatives Leben über ein Pflanzentier hinweg zum menschlichen Tier werden ließ; freilich wird dann aber auch bei ihm die Seele erst wieder durch einen unmittelbaren Schöpferakt dem Menschen mitgeteilt.

Über die eigentlichen physiologischen Vorgänge bei der Zeugung sind wir jetzt recht gut unterrichtet. Die Eizelle des Menschen stammt aus dem Graafschen Follikel des Eierstocks und ist eine Kugel von etwa 0,2 mm Größe. Der Bau des Eies ist folgender: eine Eihülle (Zona pellucida) umschließt den Dotter und das Keimbläschen; innerhalb des letzteren befindet sich der Keimfleck. Noch ist das Ei aber so nicht für die Befruchtung brauchbar. Kurz bevor es den Eierstock verläßt oder bald nachher, erfährt es eine Umwandlung durch „Reifung", indem sich das Keimbläschen auflöst;

---

5) Blumentritt, Versuch einer Ethnographie der Philippinen, Gotha 1882, S. 28.
6) Ammon, Natürliche Auslese, Nr. 357.
7) Schrader, Höllenfahrt der Istar, S. 15.
8) Delitzsch, Biblische Psychologie, 2. Aufl., S. 209.
9) Dante, Purgatorio 25.

das Chromatin des letzteren (so genannt wegen seiner Affinität zu gewissen Farbstoffen) wird durch zweimaliges Ausstoßen der Richtungskörperchen reduziert. Aus dem zurückgebliebenen Chromatin konstituiert sich ein neuer Kern, der „weibliche Vorkern". Nun erst ist das Ei reif.

Die Befruchtung ist bei niederen Tieren (z. B. bei den Eiern der Seeigel) leichter zu beobachten als bei den Säugetieren und dem Menschen.

Bei der Befruchtung versuchen die im Sperma aller befruchtungsfähigen Tiere enthaltenen beweglichen Samenzellen (Spermatozoen) in die Eizelle einzudringen. Unter normalen Umständen gelangt aber immer nur eine in das Innere des Dotters. Noch ehe diese den Dotter berührt, kommt aus diesem eine kleine Erhebung, der „Empfängnishügel", ihr entgegen. Mit der Heranführung des Spermatozoons an die Eizelle ist die Rolle des Schwanzfadens der Samenzelle erschöpft, er verschwindet. Im Innern des Dotters angelangt, bildet sich der Kopf des Spermatozoons sofort zum „männlichen Vorkern" um; aus dem Verbindungsstück bildet sich das Centrosoma (Boveri). Die Eizelle schließt sich durch eine Dotterhaut gegen weitere Samenfäden ab; der männliche Vorkern vereinigt sich mit dem weiblichen zum Furchungskern; damit ist der Prozeß der „Befruchtung" beendet.

Es folgt nun die Furchung, d. h. die Zerlegung des Eies in zahlreiche Zellen. Die Furchungsteilungen vollziehen sich nach den Gesetzen der Mechanik der Zellteilung. Das im Furchungskern gemischte Chromatin zieht sich in die strangförmigen Chromosomen zusammen, während die den Kern umgebende Membran verschwindet. Die Chromosomen spalten sich der Länge nach; zugleich hat sich das Centrosoma in zwei Teile geteilt, die auseinanderrücken und je die Hälfte der an ihre Astrosphären gebundenen Chromosomen nach sich ziehen. In gleicher Richtung streckt sich der Zellkörper und schnürt sich schließlich in der Mitte zwischen beiden Centrosomen durch. Darauf bildet sich die Astrosphäre zurück oder schwindet gänzlich, die Chromosomen lösen sich in das Gerüstwerk des ruhenden Chromatins auf, bis nach einer Zeit der „Ruhe" neue Zellteilungen in gleicher Weise sich vollziehen.

Man hat in den Prozeß der „Befruchtung" unendlich viel hineingeheimnissen wollen. Die gegebene Schilderung zeigt, was sie wirklich bedeutet: sie liefert dem reduzierten Chromatin der Eizelle das Chromatin des männlichen Spermatozoons als Ersatz zur Mischung und sie liefert zweitens der Eizelle das dieser fehlende kinetische Organ, das Centrosoma[10]).

10) Neben den Entwicklungsgeschichten von Kollmann, Hertwig usw. vergl. Gruenhagen, Physiologie der Zeugung, Hamburg und Leipzig 1888; ferner Boveri, Das Problem der Befruchtung, Jena 1902. Derselbe, Ergebnisse über die Konstitution der chromatischen Substanz des Zellkerns, Jena 1904.

## § 14.

## Die Fruchtbarkeit.

Der Zoologe Korschelt beobachtete bei einem kleinen Wurm (Dinophilus apatris) eine auffällige Verschiedenheit der Größe der Eier im Eierstock des Weibchens. Nachdem die Eier noch innerhalb der Körperhöhle durch die Samenfäden des Männchens befruchtet waren, trennte Korschelt die befruchteten Eier beider Kategorien voneinander und stellte fest, daß aus den großen Eiern weibliche, aus den kleineren männliche Tiere entstehen. Daraus geht hervor, daß hier das Geschlecht im Ei schon festgestellt ist und zwar vor der Befruchtung, die demnach auf das Geschlecht der Tiere ganz ohne Einfluß wäre.

Lenhossék hat in allerletzter Zeit[1]) versucht, unter Heranziehung weiterer Beobachtungen einen Fundamentalsatz für die Geschlechtsbestimmung zu gewinnen, nämlich ob nicht überall im Tierreich das Geschlecht der Nachkommenschaft durch Bildung zweierlei Eier, männlicher und weiblicher, im mütterlichen Organismus begründet ist. Die Differenzen sind allerdings, wenigstens bis jetzt, und speziell auch für den Menschen, noch nicht nachzuweisen; eine gewisse Bestätigung aber läge darin, daß eineiige Zwillinge stets gleichen Geschlechts sind, eben weil sie Abkömmlinge einer Eizelle sind, welche dies und nur dies Geschlecht zu produzieren imstande wäre. Jedenfalls wäre aber unter solchen Umständen eine Einflußnahme auf das Geschlecht durch Ernährung etwa im Sinne der Schenkschen Theorie höchst unwahrscheinlich. Die Seligsonsche Theorie dagegen ist schon von Winckel[1a]) ad absurdum geführt worden.

In rein numerischer Hinsicht ist die Fortpflanzungsfähigkeit äußerst verschieden. Geradezu ungeheuerlich erscheint sie bei manchen niederen Tierklassen; vielleicht liegt darin ein Schutzmittel solcher beinahe schutzlosen Organismen für Erhaltung ihrer Art. Das außerordentlich geringe Vermehrungsverhältnis des Menschen[2]) gegenüber den Tieren (mit Ausnahme des

1) Lenhossek, Das Problem der geschlechtsbestimmenden Ursachen, Jena 1903.

1a) Deutsche Praxis 1898, Nr. 8.

2) Bezüglich der Verteilung der menschlichen Geburten auf die beiden Geschlechter verdanken wir August Rauber eine vorzügliche Arbeit: „Der Überschuß an Knabengeburten und seine biologische Bedeutung (Leipzig 1900). Nach Rauber kommen auf 100 Mädchengeburten etwa 105 Knabengeburten. Der männliche Geschlechtsstrom hat einen breiteren Anfang, aber eine kürzere Bahn; der weibliche einen schmäleren Anfang, aber eine längere Bahn. Der Paritätspunkt, wo beide Geschlechtsströme sich schneiden, liegt bei uns in der Altersstufe von 15—20. Da wir die normale Gestalt der Geschlechtsströme nicht kennen, die heutige Gestalt aber stark pathologisch ist, so ist von einer allseitigen Hygiene ein günstiger Einfluß zu erwarten. Rauber denkt besonders an die „Kultur des

Elefanten) ist nach Spencer[3]) die notwendige Begleiterscheinung seiner bedeutend höheren Entwicklung. Zwillinge sind eine Seltenheit; und die Itälmenen[4]) betrachteten daher diesen Fall geradezu als Sünde; der Wolf im Walde war daran schuld.

Die ungewöhnliche Fruchtbarkeit ist erblich. Dabei sind Zwillinge in der Aszendenz und Drillinge in der Deszendenz häufiger als umgekehrt[5]). Wohl der berühmteste Fall von Vielgeburten als Familiencharakter ist der von Geißler erwähnte dreier Schwestern: die eine gebar 44, die zweite 41 und die dritte 26 Kinder; und zwar die erste 13 Zwillingspaare und sechsmal Drillinge. Die Tendenz zu Mehrgeburten kann sich von Generation zu Generation qualitativ steigern. Die hereditäre Anlage zu Mehrgeburten kann von männlicher oder weiblicher Seite ausgehen. Bei doppelter Belastung erfolgt Kumulation; als solche fand Vierlinge Theodor von Speyer[6]). Derselbe wies die Erblichkeit von Doppelmißgeburten nach. Nach Mitchell[7]) sind Zwillinge besonders disponiert zu Geistesschwachheit oder Idiotismus. Von den Idioten stammt eine weit größere Anzahl aus Zwillingsgeburten, als dies bei der übrigen Bevölkerung der Fall ist. Bei Verwandten von Geistesschwachen und Idioten sind ebenfalls Zwillingsgeburten häufig. In Familien mit Zwillingsgeburten sind auch körperliche Deformitäten häufig.

Bezüglich der Vererbung geringer Fruchtbarkeit zeigte Galton, daß die Heiraten englischer Pairs mit reichen Erbinnen häufig zum Erlöschen des Geschlechtes führen, da reiche Erbinnen nach Ammon[8]) entweder eine geringe Kinderzahl und demgemäß geringe Fruchtbarkeit oder eine große Sterblichkeit in der betreffenden Familie voraussetzen lassen.

## § 15.

## Der neue Mensch.

Wie schon oben gesagt wurde, nimmt der Mensch aus zwei Zellen seinen Ursprung, von welchen die eine dem mütterlichen, die andere dem

Geschlechtslebens". Schallmeyer hat in „Vererbung und Auslese im Lebenslauf der Völker" (Jena 1903) besonders die Sanierung der Ehefrage ins Auge gefaßt. Prinzipielle Erörterungen bieten ferner Zweifel: Der Einfluß der ärztlichen Tätigkeit auf die Bevölkerungsbewegung (Stuttgart 1887); Simpson, The mariage question from the standpoint of gynecology (London 1892) usw.

3) Prinzipien der Biologie II, 530.

4) Steller, Kamtschatka, S. 328.

5) Mirabeau, Über Drillingsgeburten, München 1894.

6) Jahrb. d. ges. Med., 244, 103; 245, 52.

7) Duncan, Sterilität bei Frauen, Berlin 1884, S. 71.

8) Natürliche Auslese, Nr. 88.

väterlichen Organismus entstammt. Durch die Vereinigung der Eizelle und der Samenzelle entsteht die erste Furchungszelle, von welcher die Entwicklung des Individuums ausgeht. Es entwickelt sich im Verlaufe von 10 Mondmonaten (280 Tagen) bei normaler Schwangerschaft innerhalb des Mutterleibes ein Lebewesen, das durch die Geburt Selbständigkeit der Existenz erlangt und dadurch zu einer natürlichen Person im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuchs mit der notwendigen Konsequenz einer solchen, der Rechtsfähigkeit wird; mit einem Wort: ein neuer Mensch.

Die Geburt wird bewerkstelligt durch periodische Kontraktionen der Muskelwände des Uterus; welche Momente in letzter Instanz den Anstoß dazu geben, ist noch unbekannt. Sie ist ein mechanischer Vorgang, der sich nach rein physikalischen Gesetzen abspielt[1]).

„Mit dem Augenblick der Geburt erleidet der Mensch größere Veränderungen seines Innern und seiner Umgebung, als jemals später. So groß und so plötzlich sind diese Veränderungen, daß es fast wunderbar erscheint, wie so viele Menschen ihre Geburt überleben, ohne Schaden zu nehmen. Grade der Mensch wird von allen lebenden Wesen am schwersten geboren. Vorher befindet er sich lange in einer Flüssigkeit schwimmend von der Atmosphäre abgesperrt, so zwar, daß der Zutritt der Luft schon genügt, ihn zu töten: nachher kann er nur auf Augenblicke ohne Lebensgefahr sich aus der atmosphärischen Luft zurückziehen. Vorher wird ihm die Nahrung mühelos durch den Nabelstrang direkt in die Blutmasse eingeführt; nachher muß sie durch Mund, Magen und Darm ungleich langsamer und mühsam aufgenommen werden. Vorher weilt er in ununterbrochener Finsternis, nachher im Lichte der Welt, vorher allein in lautloser Stille, nachher in geräuschvoller Gesellschaft; vorher in immer derselben Wärme, nachher in kälterer Luft von schwankender Temperatur. Vorher bewegt er sich nur unwillkürlich wie ein Schlafender, überall unübersteiglichen Widerstand findend; nachher frei ohne die Schranken der Uteruswand[2])."

Ein armenisches Sprichwort[3]) sagt: Seit meine Kinder sich vermehrt haben, sprach das Schwein, bekomme ich nirgends mehr reines Wasser zu trinken. Dhatusena, König (459—477) von Ceylon, ließ, als seine Tochter von ihrem Gatten mißhandelt wurde, die Mutter des Schwiegersohnes verbrennen[4]), offenbar in der Anschauung, daß sie die eigentlich Schuldige sei, indem ihre Affekte auf den Sohn übertragen worden waren. Und Falstaff, sich als Heinrich IV. aufspielend, sagt bei Shakespeare zum Prinzen: That thou art my son, I have partly thy mother's word, partly my own opinion; but chiefly, a villanous trick of thine eye and a foolish hanging of thy nether lip, that doth warrant me.

In dreifacher Beziehung sehen sich die Eltern im Kinde wiederholt: erstens daß sie tatsächlich ein Wesen ihrer Art gezeugt haben; zweitens daß

1) Olshausen, Zur Lehre vom Mechanismus der Geburt, Stuttgart 1901, S. 9 ff.
2) Preyer, Physiologie des Embryo, Leipzig 1885, S. 6.
3) Chalatianz, Armenische Märchen, S. 138.
4) Kern, Buddhismus II, 479.

die Rassen- und Volkseigentümlichkeiten wiedergekehrt sind; drittens daß die individuellen Charaktere des Vaters und der Mutter mehr oder weniger in ihm hervortreten. Dadurch tritt das junge Lebewesen gleichsam an die Stelle der alten; diese wußten den in ihr Leben tief einschneidenden Moment nicht schärfer äußerlich zu markieren, als indem sie ihren individuellen Namen ablegten und ihn durch einen andern ersetzten, der die Beziehungen zu dem Kinde ausdrückte; so z. B. Abu Bekr bei den Arabern; so Raini-soa (Vater der Soa) bei den Madagassen. Und ähnliches empfand wohl auch Cornelia, als sie in überschwänglichem Stolze ausrief: Nennt mich nicht Scipios Tochter, nennt mich die Mutter der Gracchen!

Daß diese Wiederholung eintreten konnte und mußte, das ist die Folge eines eisernen Naturgesetzes, das alle organischen Wesen beherrscht, der Vererbung.

Bevor wir aber auf ihre Gesetze eingehen können, erübrigt zunächst noch der Beweis, daß die Vererbung wirklich Tatsache ist. Daß wir aber die erste der drei oben genannten Beziehungen der Eltern zum Kinde beweisen, wird man uns erlassen. Noch nie hat eine Löwin einen Eber geboren, oder ein Vogel einen Fisch. Die Mondkälber der Königinnen in den alten Märchen sind Phantasiegespinste, soweit sie sich nicht einfach auf pathologische Mißgeburten reduzieren lassen.

Wir können also die Tatsachen der Vererbung in zwei Teile zerlegen: in Beispiele für die Vererbung von Rassenmerkmalen und spezielleren Volkseigentümlichkeiten und in Beispiele für Vererbung von Familiencharakteren. Bei beiden ergibt sich zwanglos eine weitere Teilung in Beispiele physiologischer und solche psychologischer Natur.

---

## Zweites Kapitel.

## Die Tatsachen der Vererbung.

### § 16.

### Die Rassen.

Das Bild, das wir aus den Landkarten von der Verteilung von Festland und Wasser auf der Erde gewinnen, ist kein unveränderliches. Die Umrisse der Küsten und Inseln schwanken unaufhörlich, wenn auch fast unmerklich. Schon in alten Zeiten war das aufgefallen; doch man begnügte sich, derartige Erscheinungen aus Anschwemmungen oder Abbröckelungen zu erklären, bis endlich Leopold von Buch speziell für Skandinavien die

richtige Deutung fand, indem er feststellte, daß das Land, und zwar im nördlichen Teil sich hebe, im südlichen sich senke. Ähnlich ist es mit Südamerika; in Chile schwebt das Land aufwärts, in Patagonien sinkt es.

Die Erkenntnis derartiger Vorgänge löst uns ein sonst unlösbares Rätsel. Sibree[1]) war es aufgefallen, daß Madagaskars Tiere und Menschen eine merkwürdige Verwandtschaft, nicht mit afrikanischen Tieren und Menschen, wie vermutungsweise nahe lag, sondern mit jenen der malaiischen Inselwelt fern im Osten aufweise, wie ja auch die Sprache der Madagassen dem Malaiischen verwandt ist. Das wird nur erklärlich, wenn wir annehmen können, daß dort im indischen Ozean einst ein Weltteil gewesen sei, der sich von Madagaskar an über die Maskarenen und Seychellen, die Malediven und Ceylon vielleicht bis Celebes erstreckte; er versank in die Tiefen des Meeres, und nur Inseln sind heute noch von ihm übrig, deren einstiger Zusammenhang also ohne weiteres die Verwandtschaft ihrer tierischen und menschlichen Bewohner erklärt. Als Heimat der Halbaffen hat man diesen Weltteil Lemuria genannt; auf Java speziell fand Eugen Dubois 1894 den Pithekanthropus erectus, der das Bindeglied zwischen Affen und Menschen darstellt. Die Längsachse dieses Weltteiles ist die auf einer Karte in Mercators Projektion von der Nordspitze des japanischen Nipon nach Kap Horn gezogene grade Linie[2]). Hier haben wir die Heimat[3]) des Menschengeschlechtes zu suchen. Von hier aus hat sich der Mensch durch Wanderung über die ganze Erde verbreitet. Es ist dabei gleichgültig, ob wir einen einheitlichen oder vielheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts annehmen, d. h. ob die sogenannten Rassen aus monophyletischer Blutsverwandtschaft durch Differenzierung sich entwickelten, oder mit polyphyletischen Urdifferenzen auf selbständige Ursprünge zurückgehen. Das umsomehr, als die Frage nach der Verteilung der Rassen noch eine ungelöste ist! Für uns handelt es sich darum, daß die Rassenmerkmale sich mit ungemeinster Zähigkeit vererben, daß die „Konstanz der Rasse" für die Zeit unserer Beobachtung ein Faktum ist.

Nur nebenbei sei daher bemerkt, daß Huxley einen australoiden, negroiden, xanthochroen und mongoloiden Typus annahm, neben denen als sekundäre Rasse (Mischung des ersten und dritten Typus) die Melanochroen stehen. Friedrich Müller hat dagegen die Menschen nach ihrem Kopfhaar in Wollhaarige (Ulotriches) und Schlichthaarige (Lissotriches) geteilt,

1) Sibree, Madagaskar, S. 112.

2) Oscar Peschel, Probleme der vergleichenden Erdkunde, 4. Aufl., S. 103.

3) Die Tier- und Pflanzengeographie spricht einem örtlich begrenzten Erscheinungszentrum des Menschen, nicht einer kosmopolitischen polytopischen Entstehung das Wort (Rauber, Urgeschichte II, 125).

durch deren weitere Unterteilung er zu zwölf Rassen gelangte, die sich dann nach Sprachen gruppieren.

Der Wert der Rassenteilung nach Sprachgruppen, ich betone das hier aufs schärfste, ist entwicklungsgeschichtlich sehr gering. Ich erinnere nur an den heutigen Fellah in Ägypten, der den Rassentypus des Altägypters treu bewahrt hat, trotzdem er arabisch spricht; die Sprache seiner Rasse, das Ägyptisch der Hieroglyphen, hat er längst vergessen. Ebenso reden die Hezarehs um Herat jetzt persisch; und doch haben sie ihren mongolischen Typus völlig vererbt[4]). Und zudem, wer bürgt uns denn dafür, daß das Ägyptisch der Hieroglyphen auch schon die Ursprache der Rasse ist? Eine Entscheidung diesbezüglich ist heute nicht möglich. Und so unwahrscheinlich ein zweimaliger Sprachenwechsel ist, theoretisch möglich ist er. Zufälligerweise hat auch gerade der hervorragendste Ägyptologe Deutschlands[5]) auf diese theoretische Möglichkeit aufmerksam gemacht. Wir dürfen nicht vergessen: leicht kann einem Volk eine fremde Sprache oktroyiert werden durch eine Regierung oder einen Despoten, die das einheimische Idiom nicht anerkennen wollen. Dagegen ändern sich die physiologischen Rassenmerkmale äußerst schwer und langsam. Bei natürlicher Züchtung erhalten gerade sie sich besonders zähe, wie wir unten bei der Rassenmischung nachweisen werden. Und die Versuche künstlicher Züchtung körperlicher Eigenart, sind zu oft fehlgeschlagen, als daß sie hier in Rechnung kommen könnten; man denke z. B. nur an Friedrich Wilhelm I. und seine Potsdamer Grenadiere.

## § 17.

### Die Vererbung von Volkseigentümlichkeiten physiologischer Natur.

Bevor ich Beispiele für die Vererbung und zwar zunächst von Volkseigentümlichkeiten physiologischer Natur anführe, gestatte man mir eine Bemerkung! In den letzten Jahren ist endlich die Frage nach einer gleichartigen allgemein giltigen Transkription fremder Alphabete, besonders durch die Deutsche Morgenländische Gesellschaft, in Fluß gekommen. Ein ähnlicher Wirrwarr, wie er durch die individuellen Transkriptionsmethoden entstanden war, liegt meines Erachtens auch in der anthropologischen Schilderung der Rassen und Völker vor. Jeder beschreibt sie auf seine eigene Art; wenn aber dann auch wirklich die Beschreibungen mehrerer Beobachter übereinstimmen sollten, so möchte ich doch wissen, ob sich irgend jemand danach ein plastisches Bild des Typus zurechtdenken könnte. Da Abhilfe selbst

4) Vambery, Skizzen aus Mittelasien, S. 259.
5) Erman, Aegypten, S. 55.

durch eine allgemeingiltige und gleichartige Terminologie kaum zu erwarten steht, so könnte z. B. die Photographie ganz besonders hier helfen. Sie gibt die Möglichkeit, unfruchtbare Schilderungen zu unterstützen und zu kontrollieren. Snouck Hurgronje's Atlas zu seinem Werk über Mekka zeigt das deutlich. Dilettantismus aber und Buchmacherei erzeugen gerade hier das größte Unheil; jener gibt nur wahllose Aufnahmen dessen, was ihm grade in die Augen fällt; diese reproduziert meist aus Gründen des billigeren Preises nur alte Bilder zum so und so vielten Male. Es scheint mir allerhöchste Zeit, an eine systematische Aufnahme der Rassen und Völker zu gehen, für die ein Zentralinstitut als Sammlungsort zu schaffen wäre. Von ihm könnten die Fäden auslaufen, in ihm wieder zusammentreffen (unter ähnlicher Arbeitsteilung wie bezüglich der Sternkataloge unter die Sternwarten). Dort könnte alles Material gesammelt werden; und eine sachkundige Kommission vermöchte durch Auswahl des Charakteristischen einen systematischen Atlas der Menschheit herzustellen. Es wäre aber die höchste Zeit. Die Kosten freilich für dergleichen? Auf unsere Akademien ist kaum zu rechnen, nicht weil sie vielleicht nicht mögen, sondern weil sie kaum können; sie sind mit großen internen Aufgaben überhäuft. Das Reich kann vorläufig nicht so eingreifen, wie etwa bei der Südpolarexpedition, geschweige daß z. B. die Zentrumsfraktion an sich, nicht aus realpolitischen Gründen wie andere Parteien, sondern einzig aus dem Grunde schon der ganzen Sache ablehnend gegenüberstehen würde, weil hier der Teufel aus allen Knopflöchern guckt. Die Teilnahme der Begüterten aber in Deutschland an rein wissenschaftlichen Problemen ist leider sehr selten; wo kommerzielle Zwecke vorwiegen oder wenigstens mit in Frage kommen, wäre eher auf sie zu rechnen. Doch kommen wir zur Vererbung! Da ich hier keine ganze Anthropologie, obgleich sie am Platze wäre, geben kann, so begnüge ich mich, beliebige Beispiele, zuerst von allgemeinerer Art, dann speziellere Maße oder Körperteile betreffend, herauszugreifen.

Virchow[1]) stellte in den altaegyptischen Darstellungen der Rassen eine durch nichts beeinflußte Beständigkeit der Typen fest; solange die Aegypter ein Kulturvolk gewesen, solange ist demnach die Verschiedenheit derselben von den Negern bereits vollständig entwickelt gewesen. „Der heutige Fellah, bemerkt Erman[2]) dazu, gleicht noch seinem bäurischen Vorfahren von vor viertausend Jahren . . . Wer heute durch ein egyptisches Dorf geht, der sieht Gestalten sich entgegentreten, die den Bildern der alten Gräber entstiegen sein könnten."

1) Internat. Arch. f. Ethnogr. II, 53.
2) Erman, Aegypten, S. 51.

Die Zigeuner, die 1427 nach Paris kamen, waren „von Leib gantz schwarz, hatten krause schwartze Haar und unflätige Angesicht[3])."

Das Sanskritwort varna (Farbe, später Kaste) bezeichnet in den Veden[4]) speziell die Arier; es zeigt, daß damals schon die Einwandernden von den Einheimischen sich durch die Farbe unterschieden, wie noch heute die Hindus von den Drawida des Dekhan.

Die Hezarehs um Herat[5]) reden jetzt zwar persisch; doch haben sie ihren rein mongolischen Typus völlig bis heute vererbt. Sie behaupten selbst, Überbleibsel der Armee Dschingis Chans zu sein.

Nordenskiöld vermutet[6]), daß die Eingeborenen von Grönland, welche Eskimotypus, aber dunkle, rein braune Mulattenfarbe zeigen, Reste einer dunklen Polarrasse seien.

Schon Dobrizhoffer führt die Nationaleigenschaften der Abiponer[7]) auf Erblichkeit zurück (neben der Erziehung, die nicht verweichlicht, Selbststillung, Mäßigkeit und kalten Bädern).

„Alle Eigenschaften des nationalen spanischen Charakters, sagt Mühlenpfordt[8]), vererben sich auf die Kreolen, und zwar so scharf, daß man bei genauerer Beobachtung sogar imstande ist, den Abkömmling des Kastiliers von jenem des Navarresen und Biskayers, den des Andalusiers von jenem des Catalanen oder Gallegen zu unterscheiden."

## Die Körpergröße.

Ammon[9]) kam nach den Ergebnissen der Aufnahmen beim Ersatzgeschäft in Baden zu dem Satze, daß sich zwei Größenmaxima vorfinden, ein oberes und ein unteres (ähnlich nach Bertillon im Departement Doubs). Beide sind als der Ausdruck zweier Volkstypen zu deuten, die sich trotz jahrhundertelanger Vermischung durch Vererbung ungemein beständig erhielten. Das obere Maximum ist wohl Erbe der germanischen Rasse, das untere gehört vielleicht der vorgermanischen Bevölkerung zu. Ist (mit Ranke) auf eine Übertreibung dieser Differenzen die Sage von den Zwergen, die ja auch als „Volk" erscheinen, zurückzuführen, denen die Germanen selbst dann als Riesen gegenüberstanden?

3) Avé Lallemant, Das deutsche Gaunertum I, 29.
4) Weber, Indische Studien I, 331.
5) Vambery, Skizzen aus Mittelasien, S. 259.
6) Nordenskiöld, Grönland, S. 424.
7) Dobrizhoffer, Die Abiponer II, 58 ff.
8) Mühlenpfordt, Mejico I, 263.
9) Ammon, Natürliche Auslese, Nr. 41 ff.

Schon Jesaias (45, 14) erwähnt die „langen Leute zu Seba". Eduard Glaser[10]), der Seba mit dem Djebel Samar identifiziert, bemerkt dazu, daß die Araber dieser Gegend noch heutzutage die schlanksten und längsten der Halbinsel sind und ob ihrer Größe geradezu auffallen. Überhaupt gilt im Orient[11]) der Araber als hager und schlank, der Türke als plump und dick, der echte Perser als edel und fein.

Die Jaikischen Kosaken[12]), sagt Pallas, sind stark und robust von Ansehen und man sehe auch unter dem weiblichen Geschlecht wenig kleine Staturen.

Einzelne Dinkastämme[13]) kommen in der Skala der Menschenrassen an Körpergröße obenan zu stehen.

Wenn die Kenntnis der Alten von einem Pygmäenvolk an den Nilquellen[14]) nicht auf völliger Erdichtung, sondern auf karikierter Übertreibung eines dunklen Gerüchtes beruht, so könnten wir die Pygmäen vielleicht im Zwergvolk der Akkah[15]) wiederfinden, bei denen kein Erwachsener eine Körpergröße von anderthalb Metern überschritt. Die Durchschnittsgröße der echten Buschmänner, die hier wohl verglichen werden können, ist nach Fritsch 1,44 Meter.

## Der Schädel.

Im frühesten Zustand der Wirbeltierentwicklung stellt die Chorda dorsalis das einfache Skelett vor (und gleichzeitig die Achse des Körpers). Deß zum Zeichen sehen wir auch noch in der frühesten Embryonalzeit des Menschen den kranialen Teil des Schädels (die Hirnkapsel) basalwärts eine Strecke weit von der Chorda dorsalis durchzogen. Die Hirnkapsel ist demnach eine Weiterbildung der Wirbelsäule, wobei das Gehirn als formatives Prinzip wirksam ist; entsprechend sind auch die austretenden Nerven homodynam mit den Rückenmarksnerven. Es ist nur naturgemäß, wenn dann die unter dem Einfluß höherer Gehirnentwicklung erfolgte Ausgestaltung des Kraniums zu einer stattlichen, rundlich ovalen Knochenkapsel eine Umbildung des visceralen, speziell fascialen Schädelabschnittes nach sich zog, welche in dem Sinne einer relativen Rückbildung verlief.

Die menschlichen Schädelverhältnisse erscheinen also als Umkehrung derjenigen der Anthropoiden. Bei diesen steht dem verhältnismäßig kleinen

10) Glaser, Geschichte und Geographie Arabiens II, 389.
11) Vambery, ebenda S. 253.
12) Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des Russischen Reichs I, 224.
13) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, S. 39.
14) Strabo XVII, 2, 1.
15) Schweinfurth, ebenda S. 315.

Hirnschädel eine massige Entwicklung des Gesichts- und speziell des Kiefer-skeletts gegenüber, das von gewaltigen Muskeln beherrscht und mit furchtbaren Zähnen bewaffnet ist. Letztere sind hier das formative Prinzip.

Für den Kampf ums Dasein liegt demnach bei den Anthropoiden der Schwerpunkt auf dem visceralen Teil, der „vegetativen Sphäre" des Schädels, insofern sie den Eingang zum Darmsystem bildet; ihre massige Entwicklung ist die Kompensation für die mangelnde Ausbildung des Gehirnes und das dadurch bedingte Zurückbleiben der Entwicklung des kranialen Schädelteiles, auf welch letzterem allein beim Menschen der Schwerpunkt liegt. Die Grundpläne beider Schädelformen sind also als Anpassungen zu deuten, die sich durch Vererbung erhalten haben.

Beim Menschenschädel im besondern unterscheidet man zwei Haupttypen: die Brachycephalie (Rundköpfigkeit) und die Dolichocephalie (Langköpfigkeit). Mischungen beider ergeben weitere Unterabteilungen. Um nur ein Beispiel für die Vererbung des letzteren beizubringen, erwähnen wir die niedrigen Langschädel, die Luschan[16]) in Adalia und an der Ostküste Lyciens fand; er hat sie als Nachkommen alter Semiten gedeutet, „so überraschend und wenig wahrscheinlich es zwar auf den ersten Blick ist, daß getrennte Typen auch trotz einer durch Jahrhunderte fortgegesetzten ununterbrochenen Vermischung durch Heiraten sich noch immer scharf auseinanderhalten."

In Baden fand Ammon[17]) lange Köpfe meist mit langen Gesichtern, runde Köpfe mit breiten Gesichtern verbunden. Ebendort entsprachen schmalen Gesichtern in der Regel auch schmale Nasen, breiten Gesichtern breite Nasen, jedoch nicht ausschließlich.

Dolichocephalie und Brachycephalie haben nach Ammon einen Einfluß auf die geistige Begabung des Individuums. Die Langköpfe sind geborene Aristokraten (in geistiger und politischer Rücksicht); die Rundköpfe beschränken sich im allgemeinen auf materialistische Beschäftigungen. Das klassische Volk der Rundköpfe sind die Chinesen. Was sich dort aber etwa von dem sogenannten feinen Typus vorfinden mag, wird durch die rundköpfigen Volksmassen lahm gelegt.

Einen prachtvollen Beleg für diesen Gegensatz bietet eine griechische Sage, wenn anders *Κυκλωψ* mit Lauth[18]) tatsächlich „Rundgesicht" bedeutet. Da die Altgriechen Dolichocephalen waren, so werden wir die gleiche Eigenschaft auch bei den Phäaken voraussetzen haben. Der Gegensatz war aber auch ein psychischer. Letzteren, den Phäaken, dem herrlichsten Volke

16) Archiv für Anthropol., 19, 47.

17) Ammon, Natürliche Auslese, Nr. 69 und 252.

18) Lauth, Homer und Aegypten, S. 18.

Homers mit seiner hohen Kultur und dem edlen Charakter, aus dem Nausikaa als wundervollste Mädchengestalt der ganzen Weltliteratur hervorging, stehen die Cyklopen als gewalttätige Kannibalen, als wüste Gesellen ohne Gesetz und Ackerbau gegenüber, die das Volk der hochgebildeten Phäaken aus der Heimat vertrieben.

Die Herrschaft des Hirnes äußert sich durch die Hervorbringung von Modifikationen an vielen Stellen des menschlichen Körpers. Ein Eingehen darauf würde uns zu weit führen, umsomehr, als die meisten derselben allgemein menschlich sind und demnach in meiner Geschichte des Menschen ausführliche Besprechung finden werden. Bei den einzelnen Rassen finden sich aber zuweilen spezifische Variationen derselben, und ein Paar davon seien hier noch angefügt.

Die schwarze Rasse hat nach Roaldès[19]) eine geräumigere Nasenhöhle, Nasenrachenraum und Paukenhöhle. In pathologischer Beziehung sind diese Merkmale von hoher Bedeutung. Alle Krankheiten, die auf Undurchgängigkeit der Nase zurückzuführen sind, erscheinen bei den Negern daher selten. Es gibt, selbst im höheren Alter, wenig Taube unter ihnen. Als eine fernere der schwarzen Rasse eigentümliche Krankheit führt Tschudi[20]) die Bildung von Geschwülsten an, die sich an jeder Stelle des Körpers infolge äußerer Verletzung entwickeln. Die Linea nuchae suprema fand Fr. Merkel[21]) geradezu als Charakteristikum des Chinesenschädels; ein zweites Merkmal desselben ist nach Bernhard Hagen eine spitze stark vorspringende hakenartige äußere Protuberanz des Hinterhauptes.

Daß es sich bei der Persistenz der Fötalnähte der Hinterhauptsschuppe um Übertragung durch Erblichkeit handelt, geht nach Ranke[22]) daraus hervor, daß sich grade die seltensten dieser Bildungen nicht zerstreut da und dort je einmal, sondern meist unter der Bevölkerung eines und desselben Ortes mehrfach fanden.

Der Stamm der Cayapos am Rio Grande[23]) ist durch Großohren gekennzeichnet.

Als ein Kennzeichen der Tagalen sind die zwei Hautfalten anzusehen, welche von den Nasenflügeln sich zu den Mundwinkeln hinziehen; selbst bei jugendlichen Personen schon scharf ausgeprägt[24]).

---

19) Jahrbücher der gesamten Medizin, 256, 73.
20) Tschudi, Reisen durch Südamerika III, 286.
21) Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Baierns III, 84.
22) Ebenda II, 20.
23) Martius Reise in Brasilien I, 268; II, 574.
24) Blumentritt, Philippinen, S. 9.

## Die Sinnesvermögen.

Da wir keine systematische Darstellung hier zu geben beabsichtigen, fahren wir am zwangloseſten mit den Sinnesvermögen fort und zwar speziell dem Geruch und dem Geschmack. Beide stehen in sehr engen Beziehungen zueinander, so daß man wohl gesagt hat, der Geruch sei nur ein Geschmack auf Entfernung[25]). Die Gourmandise hat bei Kulturvölkern das Kochen zu einer Kunst gemacht und Rumohr ist in weiteren Kreisen mehr durch seine Ausgabe von Königs „Geist der Kochkunst" als seine sonstigen Arbeiten bekannt geblieben.

Im schroffſten Gegensatz hierzu sehen wir die Negerrasse. Man gestatte mir, die ganze Schilderung herzusetzen, die Hauptmann Kling[26]) davon entworfen hat. Sie ist äußerst charakteristisch. „Die Neger", schreibt er, „müssen ganz abnorme Magen haben. Alles, was ihnen unter die Hände kommt, wird gegessen. Ob Haustier, Wild oder Raubtier, Affe oder Ratte, Schlange, Eidechse oder Fisch und dergleichen, ob geschlachtet oder eingegangen, ob frisch oder bereits in hohem Grade von Fäulnis befindlich, alles ist ihnen gleich. Mit demselben Appetit, mit dem sie frisch geschlachtetes Schweinefleisch verzehrten, fraßen sie auch mit Haut und Haaren eine bereits längere Zeit im Busch gelegene, schon etwas duftende Wildkatze. Hunde mit fast noch ganz gefüllten Eingeweiden, Katzen und Krokodile waren ihnen Leckerbissen. Als uns auf der Station mehrere Kühe an Brustfellentzündung eingingen, fraßen unsere Leute die Kadaver bis auf die letzte Faser Fleisch auf, obwohl die Brusthöhle mit dem gelblich roten Blutwasser angefüllt war; ja sie holten, obwohl ihnen dies verboten war, die vergrabene mit Tuberkeln bedeckte gelb aussehende Lunge und Leber aus dem Boden heraus und kochten sie. Noch acht Tage später sah ich manchen von ihnen mittags aus einem großen Topfe ein mächtiges Stück Rindfleisch hervorholen und vor dem Kochen mit einem Holzstücke die fetten unzähligen Maden davon abkratzen. Das Fleisch, frisch oder oberflächlich getrocknet, schleppen die Sparsameren auf dem Marsche tagelang mit sich herum, ebenso wie die von der Küste kommenden Neger Säckchen von winzigen, stark duftenden Fischchen, ihrer Lieblingsspeise, lange Zeit bei sich tragen. Während ich mich an die oft unerträgliche Ausdünstung des Negers ziemlich gewöhnte, konnte ich diesen Pestgestank des faulenden Fleisches nicht ertragen; und es war mir etwas Entsetzliches, auf einem engen Waldpfade, wo ein Ausweichen unmöglich

25) Ribot, Die Erblichkeit, S. 50.

26) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten III, 150.

war, eine Zeitlang hinter diesen Wohlgerüchen einhermarschieren zu müssen. Die Neger scheinen eben keinen Widerwillen gegen Gestank zu haben."

Und doch ist gerade die ganze Negerrasse mit einer unfaßbaren Schärfe des Geruchssinnes begabt, trotzdem sie noch immer weiter hinter dem Tiere zurückbleibt als der Weiße hinter ihr. Entlaufene Neger auf den Antillen unterschieden die Fährte eines Weißen und eines Schwarzen durch den Geruch. Bekanntlich leistet dieser den nordamerikanischen Indianern auf der Fährte vorzügliche Dienste.

Auch die Indianer von Peru vermögen die Rassen durch ihren Geruch nachts zu unterscheiden. Sie nennen den Geruch der Europäer Pezunna, den der Indianer Posco, den der Neger Grajo [27]). Den letzteren bezeichnet man in Brasilien mit dem Worte für Stinktier (catinga).

Einen außerordentlichen Geruchssinn haben ferner die Tagalen [28]). Selbst in einer größeren Gesellschaft erkennen sie an dem Geruche der Taschentücher deren Besitzer. Es gibt Diener, welche durch Beriechen unter einem Dutzend fremder frischgewaschener Hemden das Eigentum ihres Herrn sofort herausfinden. Liebende tauschen Kleidungsstücke u. s. w. aus, um sich am Beriechen derselben zu erfreuen; ist der fremde Duft durch den eignen verdrängt, findet neuer Austausch statt.

## Die Gliedmaßen.

Hinsichtlich der Gliedmaßen sind viele Eigentümlichkeiten der einzelnen Völker bekannt; sie mögen zum Teil mit dem verschiedenartigen Gebrauch der Glieder zusammenhängen, beruhen aber sicherlich zum großen Teil auf erblichen Rassenmerkmalen.

Die Zehen bei den Stämmen im Hinterlande von Togo können nach François [29]) zum Fühlen und Greifen benutzt werden. Die große Zehe kann daumartig abgestellt und entgegengestellt werden. Z. B. heben die Eingeborenen den Stock mit dem Fuß auf, wenn er hingefallen ist. Auch aus dem Wasser werden Sachen mit dem Fuß herausgeholt. Beim Weben wird der Faden mit dem Fuße festgehalten.

Die Frauen von Jaluit [30]) sind von großer Gelenkigkeit; so biegt sich z. B. der Knochen des Unterarmes am Ellenbogen ebenso leicht nach innen wie nach außen durch.

---

27) Mühlenpfordt, Mejico I, 201.
28) Blumentritt, S. 10.
29) Mitteilungen von Forschungsreisenden ꝛc. I, 162.
30) Hernsheim, Südseeerinnerungen, S. 79.

Von den Karakalpaks erzählt Vambery[31]), daß sie auffallend lange Arme und breite Hände haben.

Die Hände und Füße der Spanierinnen sind von ganz besonderer Kleinheit und gelten als hohe Nationalschönheit. Stahl sagt von letzteren, es sei „ein Kinderfüßchen, aber mit Ausdruck, mit Bewußtsein, halb so groß wie ein englischer[32])".

Nicht unschicklich schließen sich hier ein paar Bemerkungen über den Gang an. Es ist eigentlich wunderlich, daß in unserer Zeit, wo man über alles und noch etwas mehr geschrieben hat, noch immer eine Psychologie des Ganges und des Tanzes fehlt. Die Ökonomie des Ganges hatte ich auf Gebirgstouren teils selbst zu erproben, teils zu beobachten Gelegenheit. Die Tiroler und Schweizer Bergführer sind wahre Muster einer haushälterischen Kraftverwendung besonders beim Steigen.

Daß sich der Gang vererbt, haben wir schon an dem Beispiel der Italmenen gesehen. Hier ein paar weitere!

Der Gang der Kreolin ist nach Mühlenpfordt[33]) langsam, nicht tanzend wie der der Französin, nicht schleifend wie der der Engländerin oder Nordamerikanerin; sondern leicht, schwebend, graziös, voll stolzer Grandezza. Man hat behauptet, daß nur die Spanierinnen und spanischen Kreolinnen zu gehen verstehen. Es ist daher wohl kein Zufall, daß die Gaditanas als hervorragendste Tänzerinnen des Altertums galten. Und dem feurigen Leben spanischer Tänze haben wir in Europa wenig an die Seite zu setzen, wie etwa die venetianische Furlana oder die neapolitanische Tarantella (in ihrer echten Gestalt).

Der wackelnde, trottelnde Gang (Reftari chiraman in Bochara), in dem sich jeder Mittelasiate[34]) auszuzeichnen sucht, und den die Dichter des Orients so graziös finden und mit den Schwankungen der vom Zephyr bewegten Zypresse vergleichen, wird in Persien und Bochara sorgfältig einstudiert. Uns Europäern erscheint ein solcher Modemann gleich einer fetten Gans, die watschelnd vom Feld nach Hause geht. Doch sollte man nicht spotten; denn unser steifer schneller Schritt mißfällt dem Orientalen ebensosehr.

Von den Bewohnern des Reiches Kao-keuli in Korea[35]) wird erzählt, daß sie Gesang und Tanz liebten und Freude am Knien und an Verbeugungen hatten. „Ihr Einherschreiten war immer ein Laufen."

---

31) Vambery, Skizzen aus Mittelasien, S. 234.
32) Stahl, Spanien, Leipzig 1866, I, 93.
33) Mühlenpfordt I, 263.
34) Vambery, S. 134.
35) Pfizmaier in Sitzungsber. d. Wiener Ak. d. Wiss. phil.-hist. Kl., 57, 493.

Die Gruſſi im Hinterlande von Togo fallen nach François[36]) auf durch große Schritte mit nach vorn gelegtem Oberleib und gebogenem, wiegendem Knie.

## Die Haare.

Friedrich Müller und mit ihm Ernſt Haeckel haben, wie geſagt, die Haare als Raſſenmerkmale benutzt, indem ſie Wollhaarige (Ulotriches) und Schlichthaarige (Liſſotriches) unterſchieden. Das Wollhaar iſt bandartig abgeplattet und zeigt länglich-runden Querſchnitt; das Schlichthaar iſt zylindriſch und ſein Querſchnitt kreisrund. Eine weitere Unterteilung der Wollhaarigen ergab dann: Büſchelhaarige (mit ungleichmäßiger Verteilung des Haares in kleinen Büſcheln) und Vlieshaarige (mit gleichmäßiger Verteilung). Die Schlichthaarigen aber zerfallen in Straffhaarige und Lockenhaarige.

Was die Farbe des Haares betrifft, ſo beſtehen nach Ammon mehrere innige Wechſelbeziehungen zu andern phyſiologiſchen Merkmalen. Helle Augen ſind vorwiegend mit hellen Haaren, dunkle Augen mit dunklen Haaren verbunden (natürliche Auslese Nr. 57). Blondhaarige ſind meiſt auch weißhäutig, dunkelhaarige verhältnismäßig weit öfter braunhäutig (Nr. 59). Blonde Haare ſind bei allen Kopfklaſſen annähernd gleich ſtark vertreten; rote und braune bei den Langköpfen etwas ſtärker; ſchwarze Haare bei den Rundköpfen häufiger (Nr. 65).

Daß die Farbe der Augen und Haare ſich meiſt entſpricht, zeigen viele Völker. Die Suanethi in Transkaukaſien[37]) haben meiſt blaue Augen und blonde Haare. Bei den Zigeunern[38]) iſt das Haar dicht, ſchwarz, glänzend; die Augen groß, ſchwarz feurig. Bei den Tagalen ſind die Haare üppig, ſchwarz, grob, die Augen groß und dunkel.

Bezüglich der Beziehungen zwiſchen Haar und Haut hatte ſchon Crawfurd die Meinung aufgeſtellt, daß man überall auf bräunliches und weiches zartes Haar rechnen könnte, wo man in einem aſiatiſchen Volke ein Individuum von beſonders hellem Teint finde[39]).

Für die Konſtanz der Haarfarbe haben wir ein paar hiſtoriſche Belege. Die ſchwarzen kraushaarigen Bewohner der Andamanen[40]) werden z. B. ſchon in arabiſchen Berichten des neunten Jahrhunderts als ſolche be-

36) Mitteilungen von Forſchungsreiſenden ꝛc. I, 163.
37) Haxthauſen, Transkaukaſia I, 141.
38) Liebich, Die Zigeuner, S. 20.
39) Waitz, Anthropol. V, 1, 85.
40) Ebenda V, 1, 98.

schrieben. Und von den Wolgakalmücken behauptet Pallas[41]), daß das Haar aller ausnahmslos schwarz sei, ohne die geringste Abänderung zur braunen Farbe.

Schließlich ein paar Worte über den Bart! Nach Haeckel erfolgte die Bartbildung durch sexuelle Selektion. Da die Abiponer[42]) bartlos sind, so liegen an und für sich zwei Möglichkeiten vor: entweder sind die Barthaare von Anfang an durch sexuelle Selektion entfernt worden, oder durch spätere Rückbildung eines etwa vorhandenen Bartes gleichfalls aus sexueller Selektion, die ihren Grund in dem Abscheu der Abiponer beiderlei Geschlechts gegen alles Rauhe und Haarige hätte. Geht doch dieser Abscheu so weit, daß sie sich öfter Augenbrauen und Wimpern ausrupfen lassen, ja selbst die leichte Wolle am Kinn. Die zweite Möglichkeit hat meines Erachtens die größere Wahrscheinlichkeit für sich.

Bei den Kirgisen[43]) besteht der Bart bloß aus wenigen Haaren am Kinn und an den Enden der Oberlippe.

Bei den mexikanischen Indianern[44]) steht er ungleich in Büscheln, sproßt nur am Kinn und auf der Oberlippe und wächst gewöhnlich erst im späteren Alter, so daß z. B. bei den Indianern in Sonora ein merklicher Bart für das Zeichen eines Alters von 50—60 Jahren gilt.

## § 18.

### Die Vererbung von Volkseigentümlichkeiten psychologischer Natur.

Da die psychischen Fähigkeiten nur Funktionen des menschlichen Gehirns sind, so ist die Möglichkeit ihrer Vererbung unbestreitbar. Für ihre Tatsächlichkeit haben wir schon oben die Konstanz des idealen Schönheitstypus bei den Türkstämmen Mittelasiens beigebracht. Um nun zu zeigen, wie die Vererbung überall auf der Erde wirksam ist, wollen wir unsere weiteren Beispiele nach den Wohnsitzen der Völker gruppieren. Wir beginnen mit

### Amerika.

Ernst und Schweigsamkeit, Störrigkeit und Eigensinn bilden heute den Charakter des mexikanischen Indianers[1]) — bei innerlich loderndem Feuer. Dieses und nur dieses hat als Rassenmerkmal zu gelten. Jene ersten Eigen-

41) Pallas, Reise I, 232.
42) Dobrizhoffer, Die Abiponer II, 26.
43) Vambery, Skizzen aus Mittelasien, S. 228.
44) Mühlenpfordt, Mejico I, 214.

1) Mühlenpfordt, Mejico I, 236.

schaften sind spätere Anpassungen, Folgen der furchtbaren Bedrückungen seitens der Konquistadoren und der spanischen Regierung. Trotzdem wurde das Feuer zäh vererbt. Wehe, wenn es losbricht, spät und plötzlich, aber um so furchtbarer!

An denselben Indianern wird eine merkwürdige Vorliebe für Blumen gerühmt, eine Vorliebe, die schon Cortez bemerkt hat.

Der brasilianische Indianer[2]) hat als Charakteristikum eine seit Generationen ererbte Trägheit. Nur Eifersucht und Rachsucht scheuchen ihn aus der starren Indolenz auf.

Ein Indianer vom Coroadostamm, berichtet Martius[3]), ward von Weißen erzogen, erhielt die Weihen als Geistlicher und las Messe; plötzlich aber floh er unvermutet in die Wälder zu seiner nomadischen Lebensweise zurück.

Ein Botokudenknabe, der einer Familie in Bahia geschenkt wurde, studierte und wurde Dr. med. Nach wenigen Wochen aber verschwand er; auch er war in die Urwälder zurückgekehrt[4]).

Wie sagt das Sprichwort? „Setz' einen Frosch auf einen goldenen Stuhl, er hüpft doch wieder in den Pfuhl."

## Afrika.

Nur ein Laster, sagt Herrmann[5]), hat der Neger von Ugogo, der wenig trinkt und keinen Hanf raucht (der Wanyamwesi z. B. hat deren fünf: Saufen, Hanfrauchen, Unzucht, Stehlen und Treulosigkeit), dies Laster ist die Verlogenheit, die schon mehr krankhaft erscheint. Als Fremder erhält man in Ugogo überhaupt nie eine wahre Antwort, sei es daß man nach dem Wege, nach dem Namen oder sonst wonach frage. Die Karawanen wissen das; sie sagen der Ugogo ist der Vater der Lüge, er hat uwongo tumboni, Lüge im Bauch. Ich habe gesehen, wie mir befreundete Wagogo auf meine Fragen mit der Wahrheit kämpften, um mir schließlich doch ins Gesicht zu lügen; nach einer Weile kamen sie dann an und sagten, sie hätten vorhin nicht Recht getan, aber auf meine Fragen hin hätten sie eben lügen müssen.

Eine fast affenartige Neigung, in allem Äußeren den Europäer nachzuahmen, ist ein typischer Charakterzug der Neger in Kabinda[6]).

2) Martius Rechtszustand, S. 18.

3) Martius Reise I, 378.

4) Tschudi, Reisen in Südamerika II, 286.

5) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten V, 198.

6) Martius Reise II, 669.

Das Entame, die Totenklage der Neger, wird von ihnen auch in Brasilien[7]) angestellt und zwar mit solcher Inbrunst und Lebhaftigkeit, daß es die Fazendeiros für eine Unklugheit halten, sie nicht zu gestatten.

Von den heutigen Ägyptern hat ein gründlicher Kenner des Landes folgendes Bild entworfen: „Der ägyptische Bauer ist namentlich in den jüngeren Jahren erstaunlich gelehrig, klug und rührig. Im späteren Alter verliert er die Munterkeit, Frische und Elastizität des Geistes, die ihn als Knaben so liebenswürdig und viel versprechend erscheinen läßt, durch Not und Sorge und das sein Leben ausfüllende Schöpfen mit dem Danaidenkruge. Er pflügt und erntet, er arbeitet und erwirbt, aber der gewonnene Piaster bleibt selten sein Eigentum und er muß die Früchte seiner Arbeit den Mächtigen seines Landes überlassen. So wird sein Charakter der Sinnesart eines begabten, aber mit Härte erzogenen Kindes ähnlich, welches, wenn es heranwächst, begreifen muß, daß es ausgebeutet wird." Das wird auch der Charakter des alten Volkes gewesen sein. Das Gesicht auch der Vornehmen des alten Reiches, fügt Erman[8]) hinzu, hat meist sehr wenig von dem, was wir heute aristokratisch nennen. Diese alten Aristokraten haben derbe, knochige Züge von klugem, witzigem Ausdruck, ganz wie wir sie bei pfiffigen alten Bauern anzutreffen pflegen.

## Asien.

Die geistige und körperliche Schwerfälligkeit des Türken, berichtet Vambery[9]), sein Widerwille gegen rasches Gehen (Tanzen), das leichten Sinn verriete, ist ein Erbteil seiner nomadischen Ahnen, deren düstere wehmutsvolle Gemütsstimmung der traurigen Steppennatur angepaßt war.

Trotzdem die Oezbegen durch Agrikultur und feste Wohnungen variierten, haben sie ihre alte Tapferkeit starr vererbt, statt durch die Kultur friedlicher gestimmt zu werden; an Tapferkeit übertreffen sie noch so manchen Nomaden[10]).

Die Lehren, die der Vezier Öktülmiš im Kudatku Bilik seinem in Fürstendienste eintretenden Sohne gibt, sagt Vambery, sind fast dieselben, welche ein alter Oezbege seinem zum Dienste des Chans sich anschickenden Sohne noch heute erteilt. Überall zieht sich Tapferkeit, Redlichkeit und Treue, sowie Kargheit in Worten, Gelassenheit und das laisser aller gegenüber dem allmächtigen Schicksal als leitender Grundfaden durch das Gewebe der Morallehre[11]).

7) Ebenda II, 578.
8) Erman, Ägypten, S. 57.
9) Vambery, Primitive Kultur, S. 147.
10) Derselbe, Skizzen aus Mittelasien, S. 242.
11) Derselbe, Uigurische Sprachmonumente, S. 6.

Die Tadschiks, berichtet derselbe[12]), die persische Urbevölkerung im heutigen Turkestan, haben trotz eines mehrere Jahrhunderte langen Zusammenlebens mit den turanischen Özbegen sich ihre individuellen Eigenschaften, sowie die häuslichen Sitten und Gebräuche in geradezu wunderbarer Weise bewahrt. Ein Sprichwort sagt: den Özbegen sieh zu Pferde, den Tadschik in seinem Hause! Dieselbe Sorgfalt, die ersterer auf sein Reittier, seine Waffen und sein Sattelzeug verwendet, pflegt der Tadschik seinem Hause und seinem Anzuge zuteil werden zu lassen. Wenn noch so arm, will der Tadschik immer für mehr gelten, als er ist; und spielt daher, wenngleich im Familienkreise karg und enthaltsam, in der Öffentlichkeit beinahe immer den Reichen und Großmütigen. Nicht mindergewählt ist seine Konversation . . . Von der Natur zu friedlichen Beschäftigungen gestimmt, ist er überall ebenso dem Ackerbau, Handel und der Industrie ergeben, als er den Krieg haßt. Und wenn er gleich zur Handhabung der Waffen gezwungen wird, ist er selten tapfer, aber häufig grausam.

Der Stamm Ḥâšid fühlt sich heute noch als Elitestamm Südarabiens; und die Banû Ḥamdân, nordwärts vom Wadi Dhahr wohnend, jetzt einfach zu Ḥâšid gerechnet, nennen mit Stolz Ḥamdân ihren Urahn[13]). Ausnahmsweise hat hier einmal die arabische Stammestradition Recht. Schon zur Ptolemäerzeit stand die Königsfamilie Ḥamdân an der Spitze des Stammes Ḥâšid und auf steinernen Inschriften überlieferte sie die glänzende Geschichtsepoche Jemens der Nachwelt. Die Nachkommen haben sich nachweislich auf den alten Stammsitzen gehalten. Und die Familie Ḥamdân, jetzt selbst zum Stamm angewachsen — wie sie einstmals Könige lieferte, so noch jetzt! Die meisten Oberhäupter der Ismaʿîlijjasekte oder des Staates von Jâm in Nedjrân sind Mitglieder des Clans der Banû Makram, einer der vier Abteilungen des Stammes Ḥamdân.

„Es ist als ob alle Grusinier die Tarantel stäche, erzählt Haxthausen[14]), wenn selbst in höheren Gesellschaften, auf Bällen mit europäischer Musik, zum Schluß die grusinischen Pfeifen erschallen; alles beginnt mit neuem Feuer die Nationaltänze."

Die Samang in Kedah auf der malaiischen Halbinsel, zur Negritenrasse gehörig, sind roh, wüst, grausam, verräterisch, so wie sie schon Marco Polo geschildert hat[15]).

---

12) Derselbe, Skizzen aus Mittelasien, S. 268.
13) Glaser, Die Abessynier in Arabien und Afrika, S. 65.
14) Haxthausen, Transkaukasia I, 107.
15) Junghuhn, Battaländer II, 291.

Über die Chinesen hat C. Voskamp[16]) so vorzüglich geschrieben, obwohl er nur die prinzipiellen Gesichtspunkte hervorhebt, daß ich mirs nicht versagen kann, eine ausführliche Stelle hier wiederzugeben. „Bis auf den heutigen Tag, sagt er, sind die Klassiker für den Chinesen die Quelle aller Erkenntnisse, die Basis aller Erziehung, die einzige Autorität. Die chinesische Jugend wird gelehrt, diese alten Bücher als Summe aller Weisheit zu betrachten. Wenn sie die Lehren derselben in ihrem Gedächtnis aufgespeichert hat, glaubt sie ausgerüstet zu sein für die Pflichten des Lebens. Wer sich am besten im konfuzianischen Gedankenkreise bewegen kann, ist fähig, Gouverneur und Vizekönig zu werden, Provinzen zu verwalten und Armeen zu führen. So ist das Angesicht des Volkes durchaus dem Dunkel des Altertums zugewandt. Von Fortschritt ist keine Rede. Was kann man noch sagen, was nicht schon die Alten besser und schöner gesagt hätten, was kann man noch einrichten, was nicht schon in grauer Vorzeit als glänzendes Vorbild aufgestellt wäre! Der Chinese sucht in den vertrockneten Gebeinen vergangener Jahrhunderte nach den Prinzipien für die lebendige Gegenwart. Er widersetzt sich jeder neuen Idee mit den Gedanken und Beispielen von Männern, die vor zwei- bis dreitausend Jahren lebten. Konfuzius' übertriebene Verehrung des Altertums gab seinem System eine Richtung, die herrschend ist und dessen gewaltige Fehler sich im Lauf der Jahrhunderte und Jahrtausende um so schärfer zeigten. Er hat vielleicht den Gedanken des Bestandes seines Volkes jedem andern Gedanken vorangestellt, er hat, was er wollte, sein Volk vor Wildheit und Barbarei bewahrt. Der Jahrtausende alte Bestand hängt aber zu einem großen Teil damit zusammen, daß die Klassiker eine Uniformität der Gedanken und Hauptgebräuche des menschlichen Lebens gebildet haben, die durch alle Zeiten und Weiten Chinas bis auf den heutigen Tag gehen. Die Form des Altertums ist behalten, aber Leben und Kraft sind vertrocknet. Das konfuzianische System stemmt sich gegen jede Originalität des menschlichen Geistes, gegen jede selbständige Regung menschlichen Denkens, gegen unabhängige Gedanken. So hat sich gleichsam eine versteinerte Kruste gebildet, die das Volk umhüllt und von der Außenwelt abschließt, eine zweite geistige chinesische Mauer, fester als die Wan li Chong Cheng, die lange Stadt von 10 000 Meilen, die im Lauf der Jahrhunderte errichtet wurde, um das Land vor den räuberischen Stämmen der Wüste zu schützen."

16) Ostasiatische Rundschau Shanghai-Tsingtau 1900, I, 12.

## Europa.

„Nichts macht einen Eindruck auf die Seele des Zigeuners, die beweglich und flüssig wie das Wasser ohne Unterschied alle Bilder zurückstrahlt. Er glaubt an alles und wieder an nichts, oder vielmehr er glaubt nur an die Empfindung des Augenblicks, aber die vorübergangene Empfindung ist ihm schon zur Fabel geworden. Daher wird er zum Zweifler nicht allein in den Fragen der Sittlichkeit und der Gesellschaft, sondern auch an seinen eigensten Empfindungen. Er gibt sich preis und vertraut sich dem Wellenspiele flüchtiger Gefühle ebenso an, wie er sich allen Zufällen ruheloser Umherschweifens überliefert. Ein Eindruck verjagt den andern, in ihm herrscht die reine Tierheit. Aufregungen, welcher Art auch immer, dichterische oder gemeine, niedrige oder glänzende, sind die Lebenslust und die Triebfeder seines Geistes[17]." Das Stehlen ist ihm sogar zur Tugend geworden. Mit dem Evangelium Lucae, das Borrow ihnen übersetzt hatte, wußten sie nichts anzufangen, als daß sie es als Talisman benutzten. Dieser erblich fortgepflanzten Unfähigkeit, sich der Gesellschaft und den Gesetzen über ihr Eigentum anzupassen, war sogar in einer Sage eine Art glaubensrechtlicher Unterlage zubereitet. Bei der Kreuzigung Christi heißt es[18], stahlen Zigeuner einen Nagel, so daß des Heilands Füße übereinander befestigt werden mußten. Daher stehe ihnen das Recht zu alles zu stehlen, was unter eines Groschens Wert sei.

Die Isländer sind jetzt, sagt Nordenskiöld[19], ein ziemlich stilles und bedächtiges Volk, das selten etwas mit dem Gesetz zu schaffen hat. Mord soll jetzt in Island beinahe gar nicht vorkommen. Daß aber der trotzige und zügellose Geist, der die ersten Kolonisten auszeichnete (es sei hier außerdem nur an die Lebensschicksale Snorri Sturlusons, des Verfassers der Heimskringla, erinnert), noch gegen Ende des 17. Jahrhunderts nicht verschwunden war, zeigen folgende Auszüge aus den Biographien, welche von Troil über in Schweden als Übersetzer angestellte Isländer gibt: Rugman war wegen Halsstarrigkeit von der Schule in Holum relegiert worden . . . Gudmundr Olsen trank sich beinahe täglich einen Rausch in Branntwein an: Helge Olsen war Prediger gewesen, hatte aber den Talar durch sein unkeusches Leben verloren; Lopt Josephsen war als des Aberglaubens verdächtig abgesetzt worden; Thorwaldr Brockman war Schmuggler; Jonas Eghardsen, ein Prozessierer, saß lange Zeit in Kopenhagen in Arrest; und Magnus Benedictsen wurde wegen Totschlags zu Festungsarbeit verurteilt.

17) Borrow bei Ribot, Erblichkeit, S. 136.

18) Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I, 383.

19) Nordenskiöld, Grönland, S. 41.

Von den Kelten im allgemeinen berichtet Strabo[20]: „Zu ihrer Gradheit und Leidenschaftlichkeit gesellt sich viel Torheit, Prahlerei und Putzsucht. Sie tragen Gold, nämlich Ketten um den Hals, Armbänder um die Arme und Handgelenke; und die Vornehmen tragen buntgefärbte und goldgestickte Kleider. Infolge dieser Eitelkeit zeigen sie sich unerträglich als Sieger, aber verblüfft (ἐκπλαγεῖς) als Besiegte." Könnte man wohl eine bessere Schilderung der heutigen Franzosen entwerfen?

Wohl am zähesten von allen Völkern hat der Jude seinen Rassentypus bewahrt, auch nach der Zerstreuung in alle Welt. Zwei Umstände besonders waren es, die das begünstigten: erstens der innige Familiensinn, wie er schon in Abrahams Patriarchat vorgebildet war und sich selbst in den drückendsten Lagen erhielt; man vergleiche diesbezüglich etwa nur das jüdisch bocharische Gedicht Chudâidât; zweitens die Wertschätzung der Juden bei allen anderen Völkern, die ihnen allerhöchstens die Stelle einer race maudite, ähnlich wie den Cagots (bei Francisque Michel), einräumten und die Folge dieser Wertung, die Absperrung ins Ghetto. Es ist bis heute unglaublich viel über die Juden geschrieben worden und doch nichts eigentlich Befriedigendes, weil man, wie ich glaube, nie scharf genug das Augenmerk auf die Anpassung und Vererbung, die beiden Grundpfeiler der Selektionstheorie, gerichtet hat. Wir wollen hier in äußerster Kürze unsere Meinung darlegen. — Während das Zehnstämmereich spurlos durch Anpassung verschwand, erhielt sich Juda selbst in der babylonischen Gefangenschaft intakt vermöge der Auserwählungsidee und der daraus folgenden Idee von der Unreinheit alles Fremden, beide hervorgegangen aus jenem starken Henotheismus, den besonders Jesaias in die Herzen gepflanzt hatte. Der Gottesbegriff ist also für die Geschichte der Juden der springende Punkt. Wie hat er sich entwickelt? Spiegelberg[21] hat Jahwe als „Kühe der Hathor" deuten wollen. Daß Moses in Ägypten erzogen ward und Hathor gerade die Schutzherrin des Sinai war, paßt trefflich dazu. Der Gottesbegriff der Israeliten hatte unter dem furchtbaren Drucke der Knechtschaft jeden Inhalt verloren; nur die Form des menschenähnlichen Gottes war geblieben. Einen neuen Inhalt konnte Moses nur aus der ägyptischen Theologie gewinnen. Was lag näher, als jener tiefmystische Rechtsgrundsatz, der sich im Wägen der Seelen vor Osiris als Totenrichter ausspricht? Ich bin überzeugt, daß das „Aug' um Auge, Zahn um Zahn"[21a] nichts ist als der Reflex desselben

20) Strabo IV, 4, 5.

21) Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, 53, 633.

21a) Daß es sich schon lange vorher, bei Hammurabi findet, beweist nichts dagegen. Wäre es auch ursemitisches Eigentum, ja semitisches Ureigentum, jedenfalls war es in Ägypten während der Knechtschaft verloren gegangen.

in seiner Verallgemeinerung. Und Jahwe war anthropromorph genug gedacht, um diesen Grundsatz selbst an seinem auserwählten Volke auslassen zu dürfen. Infolge der unendlich innigen Beziehung beider zu einander übertrug er sich von jenem auf dieses; mit einem Wort, er ward zum Volkscharakter. Und als er nach der Zerstörung Jerusalems und der Zerstreuung des Volkes im außerpolitischen Leben keine Auslösung mehr fand, mußte er naturgemäß um so stärker als innerpolitisches Moment sich entwickeln. Mit dem Zeitenverlauf, der die Arbeit und ihren Ertrag, d. h. Geld allein zum Wertmesser des Individuums machte, legte er sich auf das einzige dem Juden offen stehende Gewerbe: den Handel. Und so ward der Jude zum Schacherer.

Ein besonderer Fanatismus für religiöse Fragen aller Art scheint in Nassau, Westfalen und den Länderstrichen am Rhein erblich zu sein. Ich habe diesbezüglich folgende Daten gesammelt. Die donatistischen Lehren Tanchelms wucherten nach seinem Tode 1115 in den Apostolikern der Diözese Köln fort[22]). Gleiche Lehren vertrat der Pfarrer Albero in Merken bei Düren. Die heilige Elisabeth verbrachte die letzten Jahre ihres Lebens unter Geißelungen und Kasteiungen der wahnwitzigsten Art in Marburg, geknechtet von ihrem fanatischen Beichtvater, Konrad von Marburg. Am Rhein und an der Mosel erhoben sich 1374 die Tänzer. Anno 1389 herrschte zu Mainz[23]) ein Unglaube, der den Heiligenkultus abschaffen wollte und des Papstes Ablaß für wirkungslos erklärte. Die Wiedertäufer in Münster. Der Schwärmer Johann Konrad Dippel (1673—1734) war in Darmstadt geboren und starb zu Berleburg. Elia Eller wollte in Ronsdorf im Herzogtum Berg das neue Jerusalem bauen und das tausendjährige Reich gründen. Der Handwerksgesell Hochmann lehrte enthusiastisch in Jülich, Cleve und Berg, predigte in Elberfeld und Solingen, und dem Verfolgten gab Graf Kasimir von Berleburg ein Asyl. Von hier ging die mystisch glossierte Bibel Haugs aus. Der Schuster Rock aus Büdingen stiftete die Sekte der Inspirierten. Und hier lebte Jung Stillings Familie, in der Aberglaube, Pietismus, Magie und Charlatanerie erblich waren[23a]).

---

Es ist gerade in der Völkerpsychologie sehr schwer, immer den prägnanten, kurzen Ausdruck zu treffen. Hier greifen in dankenswertester Weise die Völker selbst ein durch jene literarischen Produkte, die wir Sprichwörter nennen. Sie drücken oft mehr als lakonisch Hauptcharakterzüge, die längere oder kürzere Zeit bestanden, aus; trotzdem bin ich weit entfernt, ihren Wert

22) Döllinger, Beiträge zur Sektengeschichte I, 104.

23) Fasti limpurgenses sub anno.

23a) Vergl. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung.

zu überschätzen. Denn spricht das Volk über sich selbst, so liegt die Gefahr einer günstigen, spricht es über ein anderes Volk, die der ungünstigen Übertreibung nahe.

Im folgenden wird als Schluß dieses Paragraphen eine Auslese derselben gegeben, ohne Absicht auf Vollständigkeit. Meine Quellen waren dabei Pistorius, Wander, Freytags Arabum proverbia, die griechischen Paroemiographen und Lesefrüchte aus Reiseschilderungen.

Abderitischer Verstand, Argivischer Dieb, Attischer Witz, ein Böotier, Chiisches Gelächter, Jonische Tänze, Megarische Ränke, Punische Treue ꝛc. waren im Altertum sprichwörtlich.

Quod non tollerent centum Aegyptii!

In Amerika macht man eine Stunde in vierzig Minuten.

Es ist eine Appenzeller Rede (d. h. beißend).

Der Appenzeller läßt sich führen, aber nicht treiben.

Amicitia Arabum et aes alienum grave.

Non decipitur Arabs nisi semel.

Der Armenier hat den Verstand im Kopfe; der Georgier im Auge.

Im türkischen Schattentheater spiegelt sich der Charakter des Arnauten in der Figur des Deli Bekir.

A fuer de Arragon: a buen seruicio mal galardon. (Nach der Art von Arragon: gutem Dienste schlechter Lohn).

Ein Athener, so er stirbt, hebt er die Hand auf (d. h. ist geizig).

Vosse he un Bahiano de Bahia (d. i. ein Rabulist).

Basel das lustigste, Chur das oberste, Köln das reichste, Kostnitz das größte, Mainz das heiligste, Speier das würdigste, Straßburg das edelste, Trier das älteste (Stift am Rhein).

Kommst du von Bautzen ungefangen und dann von Görlitz ungehangen und von der Zittau ungefreit, so magst wohl sagen von guter Zeit.

Als Gott die Bücher verteilte, steckte der Bengale das empfangene in sein Gewand, der Engländer in die Tasche, der nackte Khasya dagegen in den Mund und es verschluckend, hält er es jetzt im Herzen (Bastian).

In der commedia dell' arte (Stegreifkomödie) der Italiener stammt Arlecchino aus Bergamo, Pantalone aus Venedig, der Dottore aus Bologna.

Die von Bern leiden eher eine Schand' als einen Schaden.

Ein Böhme ein Ketzer, ein Schwabe ein Schwätzer, ein Meißner ein Gleißner, ein Pole ein Dieb, ein Ungar der seinen Herrn verriet.

Cantabri atque Astures, fortissimae Hispaniae gentes (Orosius). Bei Horaz heißt der Cantabrer bellicosus, bei Florus pertinax in rebellando.

In China wirft man nichts weg (Sparsamkeit infolge der Übervölkerung).

Die Wissenschaft ist ein Baum, der in Mekka wurzelt, dessen Früchte aber in Chorasan gedeihen.

Der Damascener ist ein Betrüger.

Deal, Dover and Harwich, the devil gave his daughter in marriage, and by a codicil of his will, he added Helveot and the Brill.

Bei drei Deutschen findet man zwei Soldaten, bei drei Engländern zwei Hurenhengste, bei drei Franzosen zwei Köche, bei drei Italienern zwei Pfaffen.

Die Deutschen vertrinken die Sorgen, der Franzose versingt sie, der Spanier verweint sie, der Engländer verlacht sie, der Italiener verschläft sie.

Kein Deutscher bleibt, wo es ihm wohl ist.

Due Tedeschi fanno un Verein.

Der Engländer hat seinen Verstand in den Fingerspitzen, der Franzose auf der Zunge.

England ist der Weiber Paradies, der Knechte Fegefeuer und der Pferde Hölle.

Verstand ist Europa, Reichtümer Indien und Pracht den Ottomanen eigen.

Die Franken und das böse Geld, der Teufel führt durch alle Welt.

Zu den erschlagenen Franken gehört eine große Hölle.

Einen Franken soll man sich zum Freund, aber nicht zum Nachbar wünschen.

Der Franzose ist in seinem Unternehmen wie ein Adler, der Deutsche wie ein Bär, der Italiener wie ein Fuchs, der Spanier wie ein Elefant, der Engländer wie ein Löw.

Die Franzosen sind Krebse; wenn man es ihnen zu heiß macht, werden sie rot. Die Engländer Spinnen; in allen Erdwinkeln findet man ihre Netze. Die Russen Kinder; alles was sie sehen, wollen sie haben. Die Deutschen Fische; immer durstig und stumm.

Negocios afrancesados! sagt man in Brasilien.

Alle Friesen Freiherren, die geborenen und die ungeborenen!

Von den Genuesen des 14. und 15. Jahrhunderts sagte man, sie hätten sich nur gepanzert ins Bett gelegt.

Holländer und Vlamen sind nicht gern beisammen.

De Hollander kommt met de Slaapmuts op de Wereld.

Wollenhandel ist der Holländer gülden Vließ.

Achacoso: como judio en sabado. (Ängstlich gewissenhaft wie ein Jude am Sabbat.)

Cibum Judaei ede et apud Christianum pernocta! (Arabisch.)

Doppelzüngiger als ein Jude! (Ibn Duraid.)

Trau keinem Juden bei seinem Eid!

Der Kambodjier, wahr und echt, ißt das Krokodil im Ragout: der Laos mit schwarzem Bauch ißt ein Ragout vom Krokodil. (Bastian.)

Gens Karah sagittarii celebres ante Muhammedem erant (nach Meidani).

Der Karakalpak ist der Idiot Mittelasiens; viele Anekdoten werden auf seine Kosten erzählt.

Gens Kattani ben Nahschal ben Darem Almahschali stultitia insignis erat (Meidani).

Es fragen die von Köln viel danach, daß die von Deutz kein Brot haben.

Basta que eres criollo por no vader nada. (Es ist genug, daß Du ein Kreole bist, um nichts zu taugen.)

Der Littauer kommt mit einem Pferdezaum in der Hand zur Welt.

Mit de Lothringer isch nit gut kejle.

Lübisch Recht, glüpisch (betrüglich) Recht!

Sirva vigad a magyar (Weinend belustigt sich der Ungar).

Amedend u kendend u suchtend u kuschtend u burdend u reftend. (Die Mongolen kamen, zerstörten, sengten, mordeten, raubten und gingen).

Neapels Vizekönig muß für 3 F. sorgen: Feste, Farine, Forche (d. i. Vergnügen, Brot und Galgen).

Normandie, pays de sapience!

De grand seigneur, grande rivière, d'un Normand et d'un grand chemin, ne fais jamais ton voisin!

Den Oezbegen sieh zu Pferde, den Tadschik in seinem Hause an!

Der Perser im türkischen Schattentheater ist durch die hohe Lammfellmütze gekennzeichnet und erscheint stets zu Roß, wie schon Xenophon ihn geschildert.

Der Perser lügt, so lange seine Zunge geht.

Piemonteis bougia nen (d. h. ist nicht regsam).

Eine Polnische Brücke, ein böhmischer Mönch, eine schwäbische Nonne, wälsche Andacht und der Deutschen Fasten gelten eine Bohne.

Den Polen hintergeht der Deutsche, den Deutschen der Wälsche, den Welschen der Spanier, den Spanier der Jude, den Juden aber bloß der Teufel.

Wo drei Polen beisammen sind, hört man fünf Meinungen.

Polensitt verschließt die Thür nit (d. h. ist gastfrei).

Gar zu brav, gar zu preußisch!

Spurcities est ex Raselain (Stadt in Mesopotamien).

Romanis orationem nasci in pectore, Graecis in ore (Egenolff).

Rota (bei Cadiz) ist das Krähwinkel der Spanier.

Ein Russe ohne Knut' tut selten gut.

Wenn man einen Russen kratzt, so brummt ein Bär.

Et wor noch nich e Sachs (in Siebenbürgen) e Bädler.

Der Schlesier kann ohne Reime nicht den Sonntagsrock anziehen (d. h. er macht immer Gelegenheitsgedichte).

Einen Schwaben, da man Sträubele hat, einen Welschen zum Salat, einen Schweizer zu einem Käs, einen Tiroler zu Nudeln und Nocken, einen Allgäuer zu süßer Milch und Brocken, einen Sachsen zu Speck und Schinken, darfst nit viel bitten oder winken, zuletzt wollen alle saufen und nit trinken.

Die Schwaben scheidet: I bi g'wea und i bi g'si.

Der Schwabe wird erst im vierzigsten Jahre klug.

Schweizer für Geld!

Hispanus loquitur, Italus delirat, Gallus cantat, Anglus flet, Germanus ululat.

Die Spanier haben alle klebrigte Finger.

Ein Spanier trägt lieber ein zerrissenes Hemd als ein geflicktes Kleid.

Straßburger Geschütz, Nürnberger Witz, Venediger Macht, Augsburger Pracht, Ulmer Geld bezwingen die ganze Welt.

Syriacus Iracae incolae socius non est.

Tirol ist ein grober Bauernkittel, hält aber trefflich warm.

Der Türk ug der Tatter, doat woren zwin Gevatter (Siebenbürgen).

Turkestan und seine Einwohner hat Gott im Zorn erschaffen; denn solange der bittersalzige Geschmack von den Quellen in der Wüste nicht weichen wird, solange werden die Turkestaner Groll und Bosheit aus ihren Herzen nicht entfernen.

Die Ungarn halten nichts höher als ihre Stiefeln, ihre engen Hosen und ihre Freiheiten.

Wenn ein Westfale aus seinem Lande reiset, so scharret er den Weg hinter ihm zu (d. h. er vergißt die Heimat bald).

Wer von Wittenberg kommt mit gesundem Leib, von Leipzig und Tübingen ohne Weib, von Halle, Jena und Helmstedt ungeschlagen, der kann von großem Glücke sagen.

Zigeuner Leben, Greiner Leben (Egenolff).

Du gibst einen bösen Zigeuner, du kannst nicht wahrsagen.
Der Karagöz (Kasperle) im türkischen Schattentheater ist ein Zigeuner.
D' Züricher leidet eh en Schaden als e Schand.

## § 19.

## Rassenstolz, Rassenhaß, Rassenkampf.

Auf ererbten Vorzügen beruht die Tüchtigkeit der Rasse. Aber den Individuen der Rasse sind nicht diese allein lieb und wert. Das Rassengefühl kennt nur die Gesamtheit der Eigenschaften, gleichviel ob es vorteilhafte oder nachteilige, physiologischer oder psychologischer Natur sind. Es weiß, daß seine Rasse eben durch die Gesamtheit derselben als eines altererbten Besitzes sich heute wie einst von allen anderen Rassen unterscheidet und (scheinbar oder wirklich) auszeichnet. Diese Empfindung der Auszeichnung ist es, welche wir als Rassenstolz bezeichnen. Um es gleich vorwegzunehmen, der Rassenstolz zieht als notwendige Folge den Rassenhaß nach sich; dementsprechend wird der Kampf ums Dasein dann zum Rassenkampf. Auf zweierlei Weise kann dieser endigen: die eine Rasse wird völlig besiegt; dann verschwindet sie entweder durch Ausrottung gänzlich, oder sie verfällt der Sklaverei. Halten sich aber beide Rassen in gewissem Sinne mehr oder weniger das Gleichgewicht, so tritt Rassenmischung ein. Damit ist uns die Disposition für die folgenden Paragraphen gegeben. Zunächst ein paar Beispiele für den

### Rassenstolz.

Die Manaos am oberen Rio Negro nennen sich selbst Ore- oder Ere-Manaos, d. h. die Echten [1]).

Aztekisch popoloca „Fremdling" hat den Nebenbegriff der Rohheit [2]).

Bei den Turco Tataren [3]), deren Existenz mit dem Pferd und der Pferdezucht eng verwachsen ist, ward der Ausdruck „zu Pferde" geradezu identisch mit „vollkommen, vornehm", während der Gegensatz „zu Fuß" niedrig, elend, gemein bedeutet.

Hadschi, du hast doch schon viele Länder gesehen; sage einmal, gibt es noch eine Stadt in der Welt, wo es sich so angenehm leben läßt wie in

1) Martius Rechtszustand, S. 11.
2) Otto Stoll, Zur Ethnographie Guatemalas, S. 26.
3) Vambery, Primitive Kultur, S. 191.

Bochara? So wurde Vambery[4]) unzähligemal in der tatarischen Hauptstadt gefragt. Es herrscht eben dieselbe Eitelkeit in Mittelasien, wie in Wien und Berlin, Paris oder London.

Die Spanier in Paraguay wollten von den Abiponern für adlig angesehen sein, indem diese sie capitan anreden mußten. Diese Sucht hat sich später auch auf die christlichen Quaranier übertragen[5]).

Für Mexiko hatte sich sogar der spanische König das Recht vorbehalten, den Rang der weißen Farbe jedem Individuum irgend einer Klasse zu erteilen. Que fulano se tenga por blanco, hieß es in den Dekreten, die einem Adelsdiplom fast gleich galten[6]).

Der Stolz der Spanier ist ja überhaupt sprichwörtlich. Kaum hat ihn einer so köstlich persifliert als der Däne Holberg in seinem Don Ranudo de Colibrados. Eine ebenso ergötzliche Szene schildert Casanova in seinen Memoiren. Er wird von Don Diego seiner Tochter empfohlen mit den Worten: Sennor Don Jaime ist ein wackerer Mann, obwohl er nicht das Glück hat, in Spanien geboren zu sein.

Mehrere der Bewohner von Thurso (in Nordschottland) erklärten[7]) mit einem gewissen Stolz, daß sie „Skandinavier" wären; und sie könnten wohl recht darin haben, da in früheren Zeiten diese Gegend ein Zufluchtsort nordischer Wikinge war, welche hier manchen harten und blutigen Strauß mit der keltischen Urbevölkerung des Landes auskämpften und sich schließlich eines Teiles des Küstenlandes bemächtigten.

Nur sich selbst hielten die Ägypter[8]) für Menschen (romet); die anderen Völker waren Neger oder Asiaten oder Libyer, aber Menschen waren es nicht. Wollte doch die Sage wissen, daß diese Völker von den Feinden der Götter abstammten; als der Sonnengott Rê' seine Widersacher bei Edfu besiegte, da gelang es einigen derselben, zu entkommen. Die einen flohen nach Süden, das wurde das Volk der Äthiopen; die andern nach Norden, das wurden die Asiaten; von den dritten, die nach Westen flohen, stammten die Libyer ab und die vierten, die sich im Osten geborgen hatten, hatten die Beduinen zu Nachkommen. Und wie sich Ägypten schon durch die Farbe seines Bodens als schwarzes Land von dem es umgebenden unfruchtbaren roten Lande der Barbaren schied, so glaubten auch die Ägypter, daß sie

4) Vambery, Skizzen aus Mittelasien, S. 131.
5) Dobrizhoffer II, 128.
6) Mühlenpfordt I, 203.
7) Nordenskiöld, Grönland, S. 22.
8) Erman, Ägypten, S. 56.

selbst durch ihre Hautfarbe einen Vorrang vor den Fremdvölkern besäßen. Die Syrer waren hellbraun, die Libyer weiß, die Neger schwarz, aber den Ägyptern verliehen die Götter ihre schöne Farbe, den Männern ein kräftiges Dunkelbraun, den Frauen ein helles Gelb.

## Die Tüchtigkeit der Rasse.

Da, wo die vererbten Eigenschaften sich als wirkliche Vorzüge darstellten, wurden sie auch meist von den umwohnenden Völkern anerkannt. Wenige Beispiele mögen hier genügen.

Die Chiwaner, Turkomanen, Taschkenter und Aralier haben die Familien ihrer eigenen Chane bei verschiedenen Empörungen ausgerottet; und sie beriefen dann Söhne der kirgiskaisakischen Chane zur Regierung. Diese mußten in den Hauptörtern dieser Völker wohnen und ihnen nach gewissen hergebrachten alten Statuten Recht sprechen[9]).

Nestor (um 1100) erzählt: die slavisch-finnische Bevölkerung Rußlands sandte nach Schweden zu den Warägern, welche Rus hießen, Leute mit der Meldung: Unser Land ist groß und gut und mit jeglichem gesegnet, nur fehlt es an Ordnung; kommt, seid unsere Fürsten und regieret uns! — Den Germanen war der Aristokratismus, das Herrschertalent angeboren; wir sehen es besonders noch jetzt in der deutschen Kleinstaaterei und in den vielen deutschen Elementen auf europäischen Thronen[10]). Ich möchte diesbezüglich noch auf die letzte Tafel in Ottokar Lorenz' Genealogischem Atlas aufmerksam machen, aus der hervorgeht, daß sämtliche regierende Häuser Europas, katholische und protestantische, von zwei Frauen der Braunschweiger Herzogsfamilie abstammen. Und doch ist der pangermanische Gedanke immer noch trotz 1870 ein Gedanke. Der erste, der ihn hegte, war der große Dietrich von Bern. Theodorich „fühlte über die Bedeutung des Einzelstamms hinaus und trug den weltgeschichtlichen Beruf des Germanentums in seiner Seele; und wie seine Politik auf einen Zusammenschluß aller germanischen Völker unter seiner Vorherrschaft hinarbeitete, so verflocht die Sage seine pangermanische Gestalt in drei verschiedene Sagenkreise[11]).

Den Gedanken der Weltgeschichte hatte zuerst Jesaias erfaßt. Wenn er aber die Notwendigkeit alles Geschehenden als den Ausfluß eines heiligen göttlichen Willens faßte, so war damit dem Volke die Möglichkeit

---

9) Rytschkow, Tagebuch, S. 369.
10) Ammon, Natürliche Auslese, Nr. 246.
11) Franke, Das Wesen des Patriotismus, Halle 1895, S. 9.

jeweiliger Anpassung geraubt, die allein einem Volke die weltgeschichtliche Stellung gibt und erhält. Darin hat sich vor allen andern Völkern Griechenland ausgezeichnet und ward so zum Höhepunkt des Menschentums. Der Kampf Europas gegen Asien, der Europas Kulturmission ausmacht, ward zuerst von ihm ausgefochten und von seinem Homer besungen. Ein Historiker, der das klar erkannte, mußte darum notwendig mehr werden als die Logographen vor ihm; indem Herodot seine Auffassung und Darstellung der Geschichte diesem höheren Gesichtspunkte anpaßte, ward er zum Vater der Geschichte. Griechenland hat Europas Freiheit gegründet; es ist die ererbte Pflicht Europas sie zu bewahren. Und wenn auch Griechenland jetzt nicht mehr ist, wenn es auch nur der „Morgentraum der Menschheit" war, Europa ist noch immer nicht fähig gewesen, eine neue eigene Kulturepoche aus sich heraus zuschaffen. Unsere Kultur ist die Anpassung des Griechentums an die einzelnen Nationalwesen. Und wir, die Erben des Humanismus und der Renaissance, die Nachkommen Goethes, wollen Griechenland und Griechentum aus der modernen Schulbildung entfernen? Wir würden damit nur die Grundpfeiler unserer Kultur erschüttern und ihre uns heilige Macht vernichten[12]). Videant consules!

## Rassenhaß.

Verlangt man von einem wilden Indianer den Namen seines Stammes zu wissen, so nennt er oft, auch unbefragt, zugleich den seines Stammfeindes[13]).

In Ponchatula (Louisiana) wurden im Oktober 1900 vier Neger wegen eines Einbruchsdiebstahls, obwohl unschuldig, gelyncht. Als der wirkliche Täter entdeckt wurde, erklärten die Bürger: es mache nichts aus, einmal vier Neger extra zu hängen; man müsse die Schwarzen gehörig abschrecken.

Die Perser faßten alle Wanderstämme des Nordens unter dem Namen Saken (Skythen der Griechen) zusammen. Synonym damit wird Dâha (*Δάαι*) gebraucht, das ganz allgemein Feind bedeutet[14]).

Das Wort, das Exodus 21, 8 für „fremd" gebraucht wird, nakir, hat im Assyrischen stets die speziellere Bedeutung Feind[15]).

---

12) cf. Wahrmund, Kulturkampf zwischen Asien und Europa, Berlin 1887.
13) Martius Rechtszustand, S. 12.
14) Eduard Meyer, Geschichte des Altertums I, 515.
15) Schrader, Keilinschriften und altes Testament, S. 64.

In ergötzlicher Weise hat Lesage über den Rassenhaß der Spanier gegen die Portugiesen gespottet. Im Diable boiteux wird ein Neukastilier verrückt aus Kummer, daß 25 Spanier sich von 50 Portugiesen hatten schlagen lassen. Und ein Estremadure fährt mit Extrapost nach Madrid, um vom Hof das Vizekönigtum Antequera zu verlangen, da er — einen Portugiesen erschossen.

Auch der moderne Antisemitismus ist nichts als (wohlberechtigter) Rassenhaß, als Folge der oben angedeuteten Kulturmission Europas. Asien und Europa sind Gegner durch die Art ihrer Arbeit: in Asien Sklavenarbeit, in Europa die freie Arbeit. Der jüdische Kapitalismus, gleichviel ob seine Vertreter Juden oder Christen sind, drängt wieder auf jene hin.

## Rassenkampf.

Bezeichnend genug stellt die Ursage bei den Naga[16]) die erste Zeit als aetas aurea dar. Der (erste) Hader brach aus, als die Assameser nach der Ebene hindurchzogen.

Diebstahl ist wegen der strengen Strafen unter den Ewe, solange sie unter sich sind, äußerst selten; aber Unrecht und Übervorteilung bilden die Regel, sobald es sich um machtlose Fremde handelt, von welchen man glaubt, nichts befürchten zu müssen. In diesem Falle herrscht unter den Familien die größte Einigkeit, einen Fremden aus geringfügiger Veranlassung stark zu bestrafen; immer aber sucht man sich für alle Fälle einen Schein von Recht zu geben . . . es handelt sich dabei nicht um eine Verwechselung von mein und dein, sondern um zielbewußte Rechtswidrigkeiten[17]).

Schon wenige Jahre nach der Ankunft Egedes auf Grönland stahlen die Eskimo nur äußerst selten etwas von den Dänen, während sie offen davon sprachen, daß sie dieses oder jenes von den holländischen Walfischfängern gestohlen hatten oder zu stehlen gedachten. Sie glaubten dazu das Recht zu haben, da die Holländer nicht ihre Sprache redeten[18]).

Die Geschichte der Rassenkämpfe ist das furchtbarste Kapitel in der Geschichte der Menschheit. Der traurige Ruhm aber der größten Grausamkeit und Bestialität fällt leider dem Europäer zu. Schon Dobrizhoffer berichtet, wie dadurch die sonst so uneinigen eingeborenen Stämme von Paraguay, die Abiponer, Mokobier und Toba, gegen die christlichen Spanier gewaffnet wurden.

16) Bastian, Völkerstämme am Brahmaputra, S. 22.

17) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten V, 166.

18) Nordenskiöld, Grönland, S. 460.

Um die Indianer auszurotten, legten die Portugiesen Kleider von Personen, die an Blattern oder Scharlach gestorben waren, in den Wäldern nieder, um Epidemien zu erzeugen.

Bezüglich holländischer Heldentaten derart lese man Bokemeyers Molukken, besonders, wo er von der Ausrottung der Nelkenwälder spricht.

Bekannt sind die Eingeborenenjagden der britischen Kolonialregierung, bei denen die nachts umzingelten Neger durch Soldaten in die brennenden Dörfer zurückgetrieben wurden.

Allem aber, was vorher gewesen ist, setzte die Krone auf der Krieg Englands gegen die südafrikanischen Republiken durch die Bildung der Konzentrationslager im Jahre 1900 christlicher Ära.

## § 20.

## Die Sklaverei.

Die Niederlage einer Rasse im Kampf ums Dasein hat (sofern nicht Ausrottung erfolgte) für die Individuen derselben die Entziehung des Selbstbestimmungsrechtes zur Folge, das auf den Sieger übergeht; oder nach moderner Terminologie, was dasselbe ist, der Besiegte verliert die Rechtsfähigkeit; er wird zum Sklaven (in irgend einer Form der Sklaverei).

Meist erstreckt sich diese auch auf die Nachkommen des Sklaven, so z. B. bei den Ewe[1]), wo nach dem Tode des Sklaven sein ganzes Eigentum einschließlich der Kinder, an den Besitzer fällt.

Der Besitzer kann nun in zweierlei Gestalt erscheinen: er kann ein einzelnes Individuum der siegreichen Rasse sein; das Verhältnis des Unterlegenen zu einem solchen ist es, was wir eigentlich Sklaverei nennen. Er kann aber auch von der siegreichen Rasse als Gesamtheit verkörpert werden. Dann werden die Unterworfenen zu einer Kaste. Der Unterschied prägt sich bei jener als absolute Rechtlosigkeit, bei dieser als beschränkte Rechtsfähigkeit aus. Das zeigen unter anderem deutlich jene Kasten, denen nach Manu 10, 48 verschiedene Berufe zugeteilt sind. Es sind ursprüngliche Völker. Der Brahmanismus schuf in den Kasten kein neues Element aus hierarchischer Herrschsucht, sondern stabilisierte nur die durch die Einwanderung historisch gewordenen Verhältnisse der Arier zu den unterworfenen Eingeborenen[2]).

---

1) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten V, 164.

2) Hildebrandt in Beiträge zur Volkskunde, Breslau 1896, S. 55.

Die Sklaverei ist nach dem Gesagten also zunächst die Folge der Kriegsgefangenschaft. Als ein tapferer russischer Offizier, erzählt Haxthausen, den die Tscherkessen gefangen und in schwere Ketten gelegt hatten, sich über die Härte der Gefangenschaft beklagte, erwiderten sie ihm: Wenn du ein Feigling wärst, würden wir dich unsern Weibern zur Bewachung übergeben. Welcher tapfere Mann aber wie du ertrüge die Gefangenschaft anders als in Ketten?

Es ist so viel über die Sklaverei geschrieben worden, daß man eine eigene Bibliothek davon errichten könnte. Und doch ist das meiste darunter wertlos. Die Verfasser hatten gute Herzen; aber sie vergaßen, daß, was dem einen recht ist, dem andern noch lange nicht billig sein muß; sie vergaßen, daß die Sklaverei hier und die Sklaverei dort noch lange nicht dasselbe sind.

Der Beweggrund, sich einen Sklaven anzuschaffen, bei den Ewe, ist meist, sich durch Vermehrung des Hausstandes Erleichterung bei den Farm- und Hausarbeiten zu verschaffen. Man mutet dem Sklaven etwas mehr Arbeit zu, als den eigentlichen Familienangehörigen, worin jedoch keineswegs eine Härte zu erblicken ist. Die Sklaven werden als zur Familie gehörig betrachtet und besonders gut behandelt, damit sie überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, von ihrem Vater, wie sie ihren Herrn nennen, wegzulaufen. Wie gut die Sklaven es haben, geht daraus hervor, daß ihre Herren sie mit Aufträgen zur Küste oder auf Handel schicken, ohne daß dieselben die doch recht günstige Gelegenheit benutzen, um niemals wieder zurück zu kehren. Läßt sich ein Sklave etwas zu schulden kommen, so bestraft ihn sein Herr kaum härter als das eigene Kind [3]).

Die von den Russen den türkischen Sklavenmaklern abgenommenen Tscherkessinnen wählten, als man ihnen anheimstellte, wohin sie gebracht werden wollten, den Sklavenmarkt in Konstantinopel. Der Verkauf der Weiber ist in den Sitten und der Lage des Orients tief begründet. Er ist für das Mädchen ein Maßstab seines Wertes und deshalb eine Art Ehrensache; er erlöst sie aus der viel härteren Sklaverei der Familie [4]).

Zu der Tatsache, daß Haussahändler bis nach Ngilas Residenz im Schutzgebiete Kamerun vordringen, macht Tappenbeck die Bemerkung: Es seien meist Sklaven, welche für ihre Herren Elfenbein und Sklaven kaufen, welches Vertrauen am besten für das Verhältnis derselben zu ihrem Herrn spricht [5]).

3) Mitteilungen ꝛc. V, 168.
4) Haxthausen, Transkaukasia I, 6.
5) Mitteilungen ꝛc. III, 111.

Aus den eben erwähnten Beispielen geht wohl so viel hervor, daß die Sklaverei nicht überall ohne weiteres zu verwerfen ist. Sie ist eine so naturgemäße Einrichtung, daß ja selbst Plato sich seinen Idealstaat nicht ohne sie denken konnte.

Nur dort ist sie erfahrungsgemäß unbedingt zu verwerfen, wo ein Weißer als Herr erscheint. Denn dieser ist trotz all seiner christlichen Nächstenliebe in den weitaus meisten Fällen brutaler und erbarmungsloser als der erfinderischste Wüterich unter den Negerkönigen der Haussaländer und der Nigerstaaten. Die furchtbaren Szenen auf San Domingo[6]) am Ende des 18. Jahrhunderts — waren sie nicht wirklich nur die gerechte Vergeltung für die Qual von Jahrhunderten, denen die Neger ausgesetzt gewesen? Am beispiellosesten in dieser Beziehung war die Rache der Meder und Babylonier an den Assyrern, deren Knechtschaft Vorderasien ein halbes Jahrtausend getragen. Der Untergang Nineves muß eine Katastrophe der grauenhaftesten Art gewesen sein. Wäre es sonst denkbar, daß schon in den nächsten Jahrhunderten sogar die Stätte vergessen war, wo die Hauptstadt der Assyrer gestanden? Nach Martius[7]) wurden um 1818 von Afrika nach Brasilien 50 000 Sklaven jährlich ausgeführt; und die Krone Portugal bezog, solange Brasilien einen Teil ihrer Besitzungen ausmachte, an Ein- und Ausfuhrzöllen für die Sklaven jährlich wenigstens 830 Millionen Reis. Sapienti sat!

## § 21.

## Rassenmischung.

Voltaire[1]) sagt: Wenn man ebensoviel Sorgfalt trüge, die Rassen der Menschen nicht zu vermischen, wie man sich Mühe gibt, die der Pferde und Jagdhunde rein zu erhalten, so würden die Geschlechtsregister auf den Gesichtern zu lesen sein und sich in den geistigen Eigenschaften offenbaren.

Dem ist aber — vom historischen Standpunkte aus müssen wir sagen leider — nicht so. „Denkt man an die uralten Wanderungen[2]) der Menschheit, an die Schlachten welche geschlagen wurden, ehe es

6) Ferdinand Philippi, Geschichte des Freistaats von St. Domingo, 2. Bändchen Dresden 1826.

7) Martius Reise II, 670.

1) Legrand du Saulle, Erbliche Geistesstörung, S. 8.

2) Max Müller, Essays III, 217.

Hieroglyphen gab, um sie aufzuzeichnen, an die Eroberungen, Wegführungen, Seeräubereien, Knechtschaften und Ansiedelungen, die sämtlich keinen Dichter fanden, der sie der Nachwelt hätte überliefern können, so muß man Anstand nehmen, selbst bei dem ersten Tagen der wirklichen Geschichte von reinen Rassen oder ungemischtem Blute zu sprechen. So wenig wir auch von der alten Geschichte Griechenlands wissen, so genügt dies doch, um uns die asiatischen oder europäischen Griechen durchaus nicht als eine ungemischte Rasse betrachten zu lassen. Ägyptus, Kadmus, Phönix, alle weisen auf einen Verkehr Griechenlands mit fremden Ländern hin, was auch sonst ihre mythologische Deutung sein mag. Kaum erfahren wir etwas von der Weltgeschichte, so erfahren wir auch von Kriegen und Bündnissen zwischen Griechen und Lydiern und Persern, von phönizischen Ansiedelungen in der ganzen Welt von Karthagern, die in Spanien Handel treiben und in Italien ihre Heerlager aufschlagen, von Römern, welche Gallien, Spanien, Britannien, Dacien, sowie Griechenland, Westafrika und Nordafrika bezwingen und kolonisieren. Später erfolgen dann die großen Völkererschütterungen Osteuropas nebst der Verwüstung und Wiederbevölkerung der alten Kultursitze durch Gothen, Lombarden, Vandalen und Sachsen, während zu gleicher Zeit und noch viele Jahrhunderte hindurch die wenigen Zufluchtstätten der Zivilisation im Orient von den unwiderstehlichen Wogen hunnischer, mongolischer und tatarischer Horden immer wieder überschwemmt wurden. Und trotz alledem wagt man von reinem Blute zu sprechen, z. B. von normannischem, als wäre es etwas Bestimmtes und definierbares, indem man vergißt, wie die alten Normannen ihre Weiber von den deutschen oder russischen Küsten, von Sizilien und sogar vom Piräus wegraubten, während andere von ihnen sich mit jeglichen Frauen verheirateten, die sie nur irgend in Nordfrankreich fanden, gleichviel ob sie von gallischer, römischer oder deutscher Abstammung waren, und sich dann in England niederließen, wo sie wiederum Wechselheiraten mit germanischen, keltischen oder römischen Mädchen eingingen."

Wie sehr Max Müller Recht hat, können wir auch sonst allerorten sehen. Als eigentliche Einwohner des Königreichs Nupé am Niger fand Puttkamer[3]) die Nupe oder Tappa. Die herrschende Klasse jedoch besteht meist aus Fulani (so die weitverzweigte Königsfamilie, die Hauptratgeber und Großen des Landes) stark gemischt mit Angehörigen der Haussastaaten. In ähnlicher Weise deutet die Verschiedenheit der Sprache

3) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten II, 99.

bei Männern und Weibern auf den Antillen, bei den Guaycurus in Brasilien und andern Völkern auf gemischten Ursprung hin[4]).

Am bekanntesten sind die mexikanischen Mischrassen geworden, weil man für sie eine weitgehend spezifizierte Terminologie geprägt hat. Die nachfolgende Darstellung stammt von Mühlenpfordt[5]). In Mexiko zerfallen die Weißen in zwei Arten: Spanier in Europa geboren, Chapetones oder häufiger Gachupines genannt von aztekisch gatzopin (Pferdemensch oder Mensch zu Pferde); und Kreolen (criollos), im Lande geborene Weiße rein europäischer Abkunft. Criollo bedeutet im weitesten Sinne des Wortes ein im Lande geborenes Individuum fremder Rasse; deshalb heißt auch der in den amerikanischen Kolonien geborene Neger ungemischten Blutes criollo im Gegensatz zu dem eingeführten Neger.

Ein weißer Vater und eine Indianerin zeugen den Mestizen; ein weißer Vater mit einer Mestizin den Trigenio; ein weißer Vater mit einer Trigenia den Quatrogenio. Im fünften Gliede pflegten die Kinder für Weiße angesehen und zu deren Rechten und Privilegien zugelassen zu werden.

Ein weißer Vater mit einer Negerin zeugt den Mulatten; weißer Vater und Mulattin den Terzerone; weißer Vater und Terzeronin den Quarterone; weißer Vater und Quarterone den Quinterone. Die von einem Weißen und einer Quinterone erzeugten Kinder gelten für Weiße. Nur das mehr oder weniger wollige Haar und die Gesichtsbildung pflegen noch an den Neger zu erinnern.

Die Kinder von Mestizen mit Mestizinnen, von Terzeronen mit Terzeroninnen u. s. w. heißen tentes en el ayre „in der Luft Schwebende", weil sie weder den Weißen noch den Farbigen sich nähern.

Verbindet sich ein Mestize oder Mulatte mit einer weißen Frau, ein Terzerone oder Trigenio mit einer Mulattin oder Mestizin, oder ein Quinterone mit einer Quarterone oder Terzerone, so heißen die Abkömmlinge hijos de salto atras (Rücksprungskinder), weil sie zu den Farbigen zurückgehen.

Heiratet eine Weiße einen Neger oder einen Kupferfarbenen, so ist der Rücksprung vollendet. Und die Kinder solcher Verbindungen, die jedoch zu den größten Seltenheiten gehören, gelten für völlige Neger oder Indianer.

Die Kinder von Negern und Indianern endlich heißen Zambos. Aus Verbindungen von Negern mit Zambos entstehen Zambos priétos.

4) Martius Rechtszustand, S. 55.

5) Mühlenpfordt, Mejico I, 199 ff.

Bei den Mulatten und Terzeronen, ferner Mestizen und Trigenios ist der Geruch der Hautausdünstung der beiden farbigen Urgeschlechter bemerkbar.

Ein hohes Alter zeigt die Mischrasse der Baluga (Neger und Tagalen) auf den Philippinen[5a]). Der Name selbst bedeutet schon „Mischling", und da das Wort einheimisch ist, geht daraus hervor, daß diese Mischrasse schon vor der Ankunft der Spanier existierte und daß sie sich wahrscheinlich seit Beginn der malaiischen Einwanderung zu bilden begonnen hatte.

Fragen wir nun, welche Rolle bei der Mischung von Rassen die Vererbung spiele, so können wir die Erscheinungen gleich nach allgemeinen Gesichtspunkten gruppieren.

## Das Skelett.

Von den beiden Größenmaxima, die Ammon in Baden fand, ist schon die Rede gewesen.

Die Djungaren sind durchgängig größer und von Gesicht wohlgestalteter, als die Torgoten, weil vermutlich jene eine stärkere Beimischung tatarischen Blutes durch Weiberraub empfangen haben[6]).

Die Westiranier verraten in der schlanken dünnen hageren Gestalt gegenüber dem untersetzteren stärkeren Knochenbau der Ostiranier mit ihren plumperen Bewegungen den Einfluß des Arabertums[7]).

Die Wogulen haben sich seit dem Jahre 1722, in welchem sie das Christentum annahmen, ganz geändert. Als Christen erlangten sie die Freiheit, russische Mädchen zu heiraten. Daher findet man, wenigstens am Fluß Tawda, jetzt (1770) nur noch selten einige, in welchen sich die ehemalige natürliche Leibesbeschaffenheit und Gestalt dieser Völkerschaft fortgepflanzt hat. Sie sind alle von kleiner Natur, pausbackigt mit herausstehenden Backenknochen, und einigermaßen den Kalmücken ähnlich, nur nicht so schwarz. Von Natur scheinen sie ziemlich phlegmatisch zu sein; aber die Jagd macht sie tätig, gewandt und schlau. Die allermeisten Mannspersonen sind unbärtig[8]).

Bei Betrachtung der Ergebnisse der Aushebungen in Rußland 1874 bis 1883 stellten sich zwei Centren hohen Wuchses heraus, eines im Süden am schwarzen Meere (Kleinrussen), ein anderes in der Umgegend des baltischen Meeres (Esthen und Letten); daneben zwei Centren kleinen Wuchses im

5a) Semper, Die Philippinen, Würzburg 1869, S. 53.
6) Pallas, Russische Reise I, 233.
7) Vambery, Skizzen aus Mittelasien, S. 255.
8) Lepechin, Russische Reise III, 21.

Osten und Westen. Anutschin fand bei Mischehen größeren oder geringeren Wuchs je nach den Elementen, mit denen sich die großgewachsenen Nowgoroder Slaven und Kleinrussen mischten, ob sie wie im Norden mit groß gewachsenen Esthen oder Letten, oder im Westen mit den kleinwüchsigen Polen, oder im Osten mit noch kleineren Wogulen, Ostjaken, Tschuwaschen u. a. zusammenflossen[9]).

Die Körpergröße der zwerghaften Akka wurde erhöht durch Mischung mit Monbuttu[10]).

## Der Schädel.

Die Gesichtszüge der Tschuwaschen verraten eine starke Beimischung von tatarischem Blute. Man sieht bei ihnen durchgängig schwärzliche Haare wie bei den Tataren. Auch ihre Häuser kommen in vielen Stücken mit den tatarischen überein[11]).

Die Kinder von russischen Vätern und itälmenischen Müttern zeigten gewöhnlich das längliche europäische Gesicht, welchem die itälmenischen schwarzen Haare, Augen und Augenbrauen, die weiße zarte Haut neben der rosenroten Farbe der Wangen eine ganz besondere Zierde gaben. Die seelischen Eigenschaften sind: Ambition, Verschlagenheit, Heimlichkeit und Verliebtheit[12]).

Der vorherrschenden dominierenden Hauptgruppe der russischen Juden mit brachyzephalem Typus fand Ikow[13]) fremdes Blut, Elemente eines dolichozephalen Stammes beigemischt, die letzteren jedoch bedeutend assimiliert, da sie im reinen Zustande als wahre Dolichozephale sich nicht vorfanden.

Nach A. Haupt[14]) sind die vorstehenden Backenknochen und das breite Gesicht in Oberfranken Überreste der Slaven, die sich von Osten über Sachsen bis hierher ergossen. Andere Reste von ihnen sind die Namen des Flusses Itz und der zahlreichen Dörfer auf -itz; in Thüringen auf -a (Jena, Apolda u. s. w.)

Trotz aller der Völkerverschiebungen, welche während der Völkerwanderungsperiode auf bayerischem Boden stattgefunden haben, hat sich nach anderthalb Jahrtausenden in wesentlichen Zügen das gleiche Bild der kraniologischen Verhältnisse erhalten, welches vor der Völkerwanderung bestanden hat. Im Nordwesten haben die Dolicho- und Mesocephalen ihre alten Sitze

9) Internat. Arch. f. Ethnogr. III, 163.
10) Schweinfurth, Im Herzen Afrikas, S. 315.
11) Pallas I, 57.
12) Steller, Kamtschatka, S. 298.
13) Archiv f. Anthropologie, 15, 373.
14) Internat. Arch. f. Ethnogr. III, 196.

bewahrt und ebenso im Süden des Landes die Brachycephalen. Der ansässige Grundstock der Bevölkerung war imstande, sich die eingedrungenen Sieger in Beziehung auf den Schädelbau zu assimilieren[15]).

## Pigmentierung.

Die Hautfarbe der Tagalen, bräunlich mit gelblichem Ton, ist in Manila durch Mischung mit Europäern und Chinesen etwas heller als in den anderen Provinzen[16]).

Die Mischung von Spaniern und Malaiinnen erzeugt eine auffallend weiße Farbe der Eingeborenen. Die Malaiinnen, die Kinder von Europäern haben, rechnen sich dies fast zur Ehre, besonders wenn das Kind vom Pfarrer ist[17]).

Die Bhilla (im Vindhya) unterscheiden sich selbst als weiße und schwarze, d. h. reine und gemischte[18]).

Die Bewohner von El Khatt haben tiefdunkle Farbe, nach Chesney das Resultat einer rezenten Beimischung afrikanischen Blutes[19]). Dr. Eduard Glaser war so freundlich, mir diesbezüglich mündlich folgende Mitteilung zu machen: es könne sich nur um eine Mischung mit abessynischem Blut handeln, und zwar müßte die Mischung geschehen sein, als die Abessynier Ende des 3. Jahrhunderts zum erstenmal Jemen erobert hatten. Der 2. Zug der Abessynier nach Jemen im 6. Jahrhundert kam nicht über dieses hinaus. Eine vorchristliche Mischung wäre nur dann denkbar, wenn die Omaniten des Strabo und Plinius Abessynier wären, was nicht auszumachen ist.

Auch in Baden sind die beiden gemischten Rassen Ammons durch die Pigmentierung unterschieden. Die Langköpfe erscheinen meist hellpigmentiert, es wird ihnen hohe Intelligenz und Trieb zum selbständigen Forschen zugeschrieben. Die Rundköpfe sind meist dunkelpigmentiert und sollen zähen Fleiß und Ausdauer beim mehr mechanischen Lernen, z. B. in der Schule, zeigen.

## Haar und Bart.

Bei den Bicol-Malaien, die am Vulkan Iriga wohnen, verrät sich die Mischung mit Negritoblut durch eine leichte Kräuselung des Haares[20]).

15) Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Baierns, 12, 147.
16) Blumentritt, S. 9.
17) Derselbe, S. 59.
18) Lassen, Indische Altertumskunde I, 368.
19) Glaser, Geschichte und Geographie Arabiens II, 228.
20) Blumentritt, S. 44.

Das Haar der Cafuzos, der Mischlinge von Schwarzen und Indianern in Brasilien, ist übermäßig lang; es hebt sich besonders gegen das Ende hin halbgekräuselt, von der Mittelstirne an auf einen bis anderthalb Fuß Höhe beinahe lotrecht empor. Als Folge der Mischung hält es das Mittel zwischen der Haarwolle des Negers und dem langen straffen Haar des Indianers[21]).

Das Charakteristikum reiner Indianerrasse in Paraguay ist die Bartlosigkeit. Ein noch so dünner Bart ist Zeichen, daß eine Mischung mit europäischem Blut stattgefunden[22]).

### Anpassung bei Rassenmischung.

Wir haben oben gesehen, daß die ursprüngliche Bevölkerung Bayerns sich die siegreichen Eindringlinge in bezug auf die kraniologischen Verhältnisse zu assimilieren wußte. Und das ist auch das logisch Wahrscheinlichere, da die ursprüngliche Bevölkerung ihrer geographischen Provinz schon angepaßt ist, so daß sich ihre Merkmale um so konstanter vererben, während die Eindringlinge sich entweder erst anpassen, d. h. hier assimilieren, oder bei Nichtanpassung durch natürliche Zuchtwahl ausgesondert werden und meist verschwinden.

Schon Rytschkow[23]) hat auch bemerkt, daß die Teptjären Sitten und Neigungen der Baschkiren, unter denen sie wohnten, angenommen haben. Teptjären waren jene Flüchtlinge, die sich aus Rußland nach Ufa flüchteten, um der Oktroyierung des Christentums zu entgehen. Für Nutzung des Landes und den Schutz, den sie genossen, zahlten sie ihnen einen Zins. 1770 zählten sie 33656 Seelen, die Ackerbau, Bienenzucht und Jagd trieben und die vorzügliche Viehzucht der Baschkiren fortentwickelten. Sie behielten ihre Religion (Islam oder Heidentum) bei.

Die Dschemschidis, ein Stamm der Ostiranier, haben von den Tataren in deren Nähe sie leben, das runde konische Zelt mit Filz und einer Rohrmatte umgeben, angenommen, während ihre andern Rassenverwandten das längliche afghanische Zelt (Zelt Abrahams) gebrauchen[24]).

Die zentralasiatischen Iranier nahmen inmitten der überwiegend türkischen Bevölkerung die türkische Sprache an, nämlich die Sarten. Und hinwiederum, der türkische Stamm der Bulgaren, trotzdem er als Eroberer auftrat, ward von den an der Donau ansässigen Slaven slavisiert[25]).

21) Martius Reise I, 215.
22) Dobrizhoffer II, 5.
23) Rytschkow, Tagebuch, S. 147.
24) Vambery, Skizzen aus Mittelasien, S. 263.
25) Derselbe, Primitive Kultur, S. 8.

Im dänischen Grönland hat sich aus Innuitfrauen und dänischen Kolonisten, Walfischfängermatrosen u. s. w. eine neue Mischrasse gebildet, welche, da die Eingeborenen den europäischen Typus hübscher finden als den ihrigen, durch die Geschlechtswahl so überhand genommen hat, daß das, was wir reine Eskimozüge nennen, anfängt selten zu werden, wenigstens in der Nachbarschaft der Kolonien. Andererseits nehmen die Kinder aus gemischten Ehen, sofern nicht besondere Anstrengungen gemacht werden, um ihnen europäische Sitten und Sprache zu lehren, gewöhnlich schon in der ersten oder zweiten Generation vollständig Sprache, Lebensweise und Kleidertracht der Eskimos an, behalten aber ihre europäischen Züge unverändert oder nur auf solche Weise modifiziert, daß der nordische Typus durch die Vermischung mit den dunklen Eingeborenen ein mehr südländisches Gepräge erhalten hat. . . . Auch auf der Küste von Labrador ist eine Mischrasse entstanden und zwar hauptsächlich durch die Verheiratung englischer Matrosen mit Eskimofrauen. Dieselbe ist in vielen Hinsichten reich begabt, wenngleich Lehrer und Schulen fehlen, des Lesens und Schreibens kundig, gewandt, frommherzig, aber nicht so mutig wie die Eingeborenen[26]).

Bastian[27]) sagt: Wäre bezüglich der Mavumbu die vermutete Beziehung zu der jüdischen Bevölkerung auf St. Thomé, die Alvaro de Caminha 1492 eingeführt haben soll, festzuhalten, so wäre durch die fortgehende Mischung mit einheimischem Blut eine völlige Zersetzung der fremden Eigentümlichkeit eingetreten. Die schwarzen Juden in Loango, die den Sabbat so streng feiern, daß sie auch nicht ein Wort an ihm reden, wohnen zerstreut und treiben Handlung. Ob sie gleich dem äußern Ansehen nach andern Negern völlig ähnlich sind, so werden sie doch von diesen so verachtet, daß sie nicht mit ihnen essen. Sie haben ihren eigenen Begräbnisplatz, der von den Wohnungen der Neger weit entfernt ist.

Ziehen wir aus dem Gesagten die Schlußfolgerung, so dürfen wir wohl im Allgemeinen als Gesetz aufstellen: *eine eindringende siegreiche Rasse variiert durch Mischung mit der ursprünglichen Bevölkerung und zwar assimilativ dieser gegenüber, wenn die altvererbten Rassenmerkmale der letzteren sich als Anpassung an die betreffende geographische Provinz qualifizieren.*

## Fortschritt durch Rassenmischung.

Aus dem Selbsterhaltungstrieb (Egoismus) und seiner Erweiterung zum Rassengefühl (Stolz) heraus pflegt der Mensch alles, was auf der

26) Nordenskiöld, Grönland, S. 425 ff.

27) Bastian, Loangoküste I, 277.

Erde sich findet oder geschieht, nach dem Gesichtspunkt des Vorteils oder Nachteils (für ihn selbst und seine Rasse) zu klassifizieren. Je nachdem bezeichnen wir die durch Rassenmischung entstandenen Neubildungen als Fortschritt oder Rückschritt.

Beispiele für einen eigentlichen Fortschritt vermag ich nicht viel beizubringen. England kann man dafür nicht anziehen, weil seine Machtstellung einzig und allein auf der angelsächsischen Rasse beruht. Höchstens wird man sagen können, daß zwar kein Fortschritt, aber auch kein Rückschritt eingetreten ist. Fälle wie jener der Kosaken auf der kaukasischen Linie sind zu selten; man schreibt nämlich ihre körperlichen und geistigen Vorzüge teilweise der Blutmischung mit tscherkessischen Weibern zu, die sie gern rauben und heiraten [28]).

Die Mischlinge von Chinesen und Malaiinnen auf den Philippinen [29]) heißen Mestizos chinos. Vom Vater erben sie die Sparsamkeit, den Gewerbfleiß, aber auch den Hang zum Opiumrauchen; von der Mutter die leidenschaftliche Vorliebe für den Tabak und das Buyokauen. Von eigentlichem Forschritt ist also auch hier nicht die Rede.

Die Mulatten in Rio de Janeiro [30]) äußerten am meisten Eifer und Geschicklichkeit für mechanische Geschäfte, sogar lebhaften Kunstsinn für Malerei sollten sie besitzen.

Nach Aussage brasilianischer Fazendeiros [31]) erzielt die eheloſe Mischung der Negersklaven nach Art der Pampasviehherden (als natürliche Züchtung) den kräftigsten und gesundesten Sklavennachwuchs. (Jedoch ist dabei unsicher, wieweit eigentliche Rassenmischung stattfindet.)

Stratz [31a]) berichtet, daß auf Java die Rassenmischung einen sehr günstigen Einfluß auszuüben imstande ist. Der schwergebaute, kräftige holländische Typus vereinigt sich mit dem geschmeidigen, kleinen javanischen zu großen, sehnigen Gestalten mit feinen Fesseln, die an Kraft und Gewandtheit oft den beiderseitigen Vorfahren überlegen sind. Meist kommen die Vorzüge der Kreuzung erst im dritten oder vierten Geschlecht zur Geltung und können dann wirklich als eine Veredelung bezeichnet werden.

### Rückschritt durch Rassenmischung.

In den weitaus meisten Fällen aber bedeutet Rassenmischung einen Rückschritt. Wir können uns, mit Ammon [32]), etwa so ausdrücken: Der

28) Haxthausen, Transkaukasia I, 9.
29) Blumentritt, S. 57.
30) Martius Reise I, 132.
31) Tschudi, Reisen in Südamerika III, 134.
31a) Stratz, Frauen auf Java, Stuttgart 1897, S. 6.
32) Ammon, Natürliche Auslese, Nr. 326.

Mischling gehört zu keiner Rasse ganz; und so wird die Verwandtschaft (im weitesten und engsten Umfang des Wortes), die für den Biologen eine so feste Wahrheit ist, für ihn zu einem Scheinwesen, das ihm in sozialer Beziehung keinen Halt gewährt. Nicht nur die Rassenverwandtschaft existiert also für ihn nicht, auch die Anhänglichkeit an die Familie ist meist aufgehoben. Es bleibt ihm nichts als die Selbstsucht in ihrer krassesten Form. Diese setzt ihn unaufhörlich in Zwiespalt mit der sozialen Ordnung; jede seiner Handlungen beinahe wird darum zu einem Vergehen gegen die Rechtsnormen der Rasse, unter der er lebt. An Beispielen hierfür ist kein Mangel.

Jährlich, sagt Herrmann[33]), bleiben von den Karawanen eine Anzahl Leute, meist Waniamwesi, in Ugogo hängen: entlaufene Sklaven, Kranke, zurückgelassene oder gestohlene Kinder, Verbrecher, die in ihre Heimat nicht mehr zurückdürfen u. s. w. Diese nehmen dann Sprache und Sitten der Wagogo an, vermischen sich mit ihnen und sind nach zwei Generationen nicht mehr zu erkennen. Man nennt sie gewöhnlich Molowesi. Bei den Häuptlingen spielen sie die Rolle der Berater, übernehmen den Verkehr mit den Karawanen und feilschen mit diesen um den Durchgangszoll. Sie behalten ihre schlechten Waniamwesieigenschaften bei, nehmen von den Wagogo auch nur das Schlechte an und sind durchweg Schurken.

Die Mischlinge von Weißen und Negern oder Weißen und Indianern[34]) kommen in Amerika häufig vor, sind aber wegen ihres schlechten Charakters verrufen und dienen hauptsächlich dazu, die Zuchthäuser zu füllen. Sie besitzen die Ansprüche an das Leben, die der Weiße macht, aber nur die Fähigkeiten des Farbigen, sie zu befriedigen; dazu die Wildheit des Urmenschen durch Rückschlag.

Die Geschichte aller Länder, sagt Tschudi[35]), in denen Sklaverei bestand, lehrt, daß jede Rasse durch Mischung mit Negern einen bedeutenden Rückschritt macht.

Die Einführung fremder Sklavinnen half mit die Reinheit der arabischen Rasse zu vernichten. Unter den Abbassiden war sie ein Bastardgeschlecht, das von aristokratischem Ahnenstolz nichts mehr wußte. Der Dichter Maarri singt: „Die Welt hat sich vermengt; die Bewohnerin der Ebene mit der Tochter der Gebirge; die Mutter des Numairiten ist eine Türkin, und die des Ukailiten eine Sklavin aus Samarkand“[36]).

---

33) Mitteilungen ꝛc. V, 199.
34) Ammon, ebenda Nr. 326.
35) Tschudi I, 173.
36) Hauri, Islam, S. 165.

Schon Steller[37]) hat bemerkt, wie sich die Itälmenen den Kosaken und ihrem wilden Regiment durch Betrüglichkeit, Lügenhaftigkeit, Heimtücke und Verstellung anpaßten, während die ferner Wohnenden mehr natürliche Ehrlichkeit und Tugend bewahrten.

Die Jagd- und Raubluft der malaiischen Ibiloas (statt des Ackerbaus) ist auf starke Mischung mit Negritoblut zurückzuführen[38]).

## Folgerungen.

Die Erkenntnis des durch Rassenmischung eintretenden Rückschrittes ist eine ethnologische[38a]) Tatsache, die lange vor aller Geschichte und Wissenschaft bestand. Aus ihr sind die Kastengesetze Indiens zu erklären. Bei den Juden[39]) war nur darum die Kreuzung der Rassen, ja sogar die Mischung verschiedener Fäden in einem Stoffe verboten.

Nach der Stammsage der Duala am Kamerun war ihnen nach altem Gesetz eine Vermischung mit der unterjochten Bevölkerung untersagt. Ku, der jüngere neuerungssüchtige Bruder des Njo, durchbrach dies Gesetz. Seine Sippe hat dafür bis heute die Ehre, den Namen bakom (Hörige) zu tragen, während die anderen Duala wonja (Freie, Vollblutkameruner) sind[40]).

Rassenmischung ist also das beste Mittel, um die Kraft einer Rasse lahmzulegen. So wurde es in Brasilien[41]) angewandt, um den Empörungen der Sklaven vorzubeugen. Und schon Tschü-fu-yen, einer der Bevorzugten des Allhalters Hiao-wu, riet diesem, zur Schwächung der eroberten nördlichen Gegenden in ihnen Kolonien anzulegen[42]).

Trotz alledem sind ja nun aber gerade die Kulturvölker Europas sowie viele Kulturvölker alter Zeit aus einer Rassenmischung hervorgegangen. Die Lösung des ganzen Rätsels liegt in dem, was sich aus dem obigen Abschnitt „Anpassung bei Rassenmischung" ergibt. Selbst eine siegreiche Rasse kann sich nur behaupten, wenn sie sich der unterworfenen assimiliert. Da die letztere ihrer geographischen Provinz schon angepaßt ist, so bedeutet Assimilation in diesem Falle nur erneuerte und eventuell gesteigerte Anpassung. Wir dürfen also sagen: Rassenmischung ist ein Rückschritt, wenn nicht die durch die Rassenmischung entstandenen neuen Charaktere sich als Anpassung an die geographische Provinz qualifizieren.

37) Steller, Kamtschatka, S. 285.
38) Blumentritt, S. 33.
38a) vergl. Woltmann, Politische Anthropologie, Eisenach 1903, S. 113.
39) Vambery, Primitive Kultur, S. 194.
40) Mitteilungen ꝛc. IV, 42.
41) Martius Reise II, 651.
42) Pfizmeier in Sitzungsber. d. Wiener Ak. d. Wiss. phil. hist. Kl., 38, 214.

In polaren Zonen verkümmern auch die Pflanzen, in äquatorialen werden sie zu allzu üppigem Wuchern stimuliert. Nur im wirtschaftlichem Klima, d. h. dem mittleren, milden, finden wir sie zu voller Schönheit erblüht. Dasselbe gilt für den Menschen; nur im mittleren Klima waren Kulturvölker möglich und sind sie erstanden. Die Einzelheiten darüber geben wir unten im Abschnitt über die „geographische Provinz".

Die Rassenmischung war hier kein Nachteil, ja vielleicht sogar ein Vorteil, indem sie Steigerung und Vermehrung der günstigen Charaktere herbeiführte. Den Individuen mit unharmonischer Mischung der Charaktereigenschaften stand hier eine überwiegende Zahl solcher mit harmonischer Mischung gegenüber, dies eine Folge des mittleren Klimas. Durch natürliche Selektion und sexuelle Zuchtwahl wurden jene beseitigt. In extremen Klimaten dagegen (in polaren oder äquatorialen Zonen) finden wir die Individuen mit unharmonischer Mischung in der überwiegenden Mehrzahl; die wenigen Individuen mit etwa fortschrittlich zu deutender Tendenz der Rassenmischung verkümmern oder werden von jenen überwuchert.

## § 22.

### Die familiare Vererbung pathologischer Zustände.

Eine der wichtigsten Konsequenzen monistischer Weltanschauung ist, daß sie den Wunderglauben beseitigt. Seit Johann Friedrich Meckel wissen wir, daß selbst die Mißbildungen, die man vor ihm in der „Teratologie" als Wunder gefaßt hatte, nur Produkte natürlicher Entwicklung sind, keineswegs durch unnatürliche und fremdartige Gewalten hervorgebrachte Erscheinungen; mit einem Wort, daß sie nur pathologische Zustände sind. Daraus aber, daß alle pathologischen Zustände einschließlich der Mißbildungen auch nur Produkte natürlicher Entwicklung sind, folgt die Unmöglichkeit, eine Grenze zu ziehen zwischen Pathologie und Physiologie. Normale und gestörte Entwicklung sind nicht prinzipiell verschieden; ihre verschiedene Gestaltung resultiert allein aus äußeren Zwangsverhältnissen, unter denen sich die Entwicklung jeweilig vollzieht [1]). Wir werden daher im folgenden keine Scheidung zwischen leiblicher und pathologischer Vererbung machen.

Hinsichtlich pathologischer Zustände haben wir eine zwiefache Art der Vererbung zu unterscheiden. Neben der echten Vererbung von der Aszendenz her steht nämlich noch die Möglichkeit, daß die pathologischen Zustände von den Keimen oder den bei der Befruchtung verschmelzenden Sexualzellen

1) Virchow im Korrespondenzblatt d. d. Ges. f. Anthropol., 31, 70.

erst erworben sind; das ist der Fall bei den Infektionskrankheiten, wie Syphilis, Pocken, Lepra u. a. Wenn die die Krankheit verursachenden Mikroorganismen durch die Placenta zu dringen vermögen, so wird die Frucht, sei es konzeptionell, sei es intrauterin plazentar infiziert. Da hier die Frucht aber nicht als virtuelles Abbild dem elterlichen Organismus gegenübersteht, sondern nur als integrierender Teil desselben die Infektion des Gesamtorganismus mit erleidet, so dürfen wir in solchen Fällen mit dem Pathologen E. Ziegler[2]) höchstens von unechter Vererbung sprechen.

Sehr häufig werden nicht pathologische Zustände, sondern nur die Disposition oder die Neigung dazu vererbt. Beide aber, die pathologischen Zustände und die Dispositionen dazu können zuweilen auch auf eine in der Amphimixis begründete Keimesvariation zurückzuführen sein, d. h. die normalen Geschlechtskerne der Eltern erzeugen erst nach und durch ihre Vermischung einen pathologisch variierten Furchungskern.

Unsere Kenntnis der pathologischen Vererbung beruht auf klinischen Beobachtungen, liegt aber trotzdem noch recht im Argen. Denn selten nur stehen dem Arzt authentische Nachrichten über die Belastung der Aszendenz zu Gebote, da in den meisten Fällen schon von den Großeltern allzu vage Erinnerungsbilder den kranken Enkeln vorschweben, früherer Generationen ganz zu geschweigen, als daß diese wissenschaftlich verwertbar wären. Herrscht doch z. B. auch in Schlesien[3]) die Sitte, eine Verwandtschaft nur bis vom Großvater her gelten zu lassen, eben weil der Urgroßvater eine völlig unbekannte Person ist.

Endlich wollen wir noch hinzufügen, daß die Form des vererbten Leidens die gleiche bleiben oder wechseln kann. Im ersten Falle sprechen wir von gleichartiger Vererbung, im zweiten von transformativer Vererbung. Die letztere zerfällt wieder in zwei Teile: in die korrelative und die degenerative, wenn sich nämlich die Schwere des Leidens von Geschlecht zu Geschlecht steigert.

Wir zählen nun eine Reihe pathologischer Zustände auf, die durch Vererbung übertragbar sind. Im einzelnen die klinischen Bilder hier zu wiederholen, halte ich für nutzlos. Die Literatur ist bei Ziegler, in den Sachregistern der Jahrbücher der gesamten Medizin und vor allem in den vorzüglichen Indexkatalogen der Smithsonian Institution nachzulesen.

Die Farbe der Augen und der Haare. Bei denjenigen Individuen einer Rasse, die uns als typische erscheinen, besteht ein bestimmtes, mehr oder weniger konstantes Verhältnis zwischen den Farben der Haut, der Haare und

2) Ernst Ziegler, Lehrb. d. allg. Pathologie, 9. Aufl., I, 127 ff.

3) Beiträge zur Volkskunde. Breslau 1896, S. 161.

der Augen (Iris). Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß die Haare aus einer Zellenschicht hervorwachsen, welche mit dem rete Malpighii der Haut unmittelbar zusammenhängt, und daß die Iris aus einem Teile der fötalen Anlagen hervorgeht, der auch die eigentliche Cutis liefert. Freilich gehören genetisch die Pigmentzellen des Rete und die Haare einerseits und die Iris andererseits verschiedenen embryonalen Schichten an und daraus erklärt es sich wohl, daß viel häufiger grobe Diskordanzen in der Farbe der Iris, als in denen der andern beiden Teile auftreten[4]).

Die verschiedene Neigung der Augen und Haare, Pigment aufzunehmen, ist erblich. Die Augen- und Haarfarben können also durch verschiedenen Pigmentreichtum die Herkunft und Zusammengehörigkeit der Besitzer mehr oder weniger bestimmt andeuten und als Rassenkennzeichen in vielen Fällen mit Vorteil angewendet werden[5]).

Das rote Haar wird intensiv vererbt und Fürst[6]) konstatiert (für Schweden) nicht selten große Geschlechter mit rotem Haar. Solche „rote Gegenden" sind z. B. in Skåne, Thelemarken und auf der Insel Gottland zu finden.

Bezüglich der Herkunft der Irisfarbe ist folgendes Ergebnis einer Untersuchung von E. Stören von Interesse. Er fand bei 505 Personen 251 mit Farbe der Iris wie beim Vater, 254 schlugen nach der Mutter. Von den 250 Knaben waren 48 Proz. nach dem Vater, 52 Proz. nach der Mutter geartet; von den 255 Mädchen 51,4 Proz. nach dem Vater, 48,6 Proz. nach der Mutter. Die hier erscheinende gekreuzte Vererbung zeigt sich noch deutlicher bei Heranziehung der Großeltern. Unter 341 Personen waren von den nach dem Vater gearteten Kindern 40,2 Proz. nach der Mutter des Vaters, 23,65 Proz. nach dem Vater des Vaters; 19,09 Proz. nach der Mutter der Mutter, 11,06 Proz. nach dem Vater der Mutter. Von den nach der Mutter gearteten Kindern waren 41,55 Proz. nach dem Vater der Mutter, 33,1 Proz. nach der Mutter der Mutter; 15,49 Proz. nach dem Vater des Vaters, 9,86 Proz. nach der Mutter des Vaters. Nach dem Vater geartete Kinder werden also mit überwiegender Wahrscheinlichkeit von der Mutter des Vaters, nach der Mutter geartete vom Vater der Mutter erblich beeinflußt.

Die Körpergröße. Sowohl Zwerghaftigkeit als Riesenwuchs ist erblich; ferner Langbeinigkeit und Kurzbeinigkeit.

---

4) Virchow in Archiv f. Anthropol. XVI, 289.
5) Retzius und Fürst, Anthropologia Suecica, Stockholm 1902, S. 128.
6) Ebenda S. 135.

Formen der Nase. Sprichwörtlich ist die Nase der Bourbonen. Die Familie der Nasones in Rom; ähnlich die der Labeones, Capitones u. s. w.

Die Muttermäler.

Die Kurzsichtigkeit.

Ein unvollkommenes Schielen war der erbliche Blick der Montmorency.

Die Farbenblindheit. Häufiger bei Männern als bei Frauen.

Ophthalmoplegia exterior. Beaumont fand in vier Generationen 12 Fälle.

Bei Ohrenkrankheiten ist nach Voltolini die weibliche Nachkommenschaft stärker belastet.

Die Taubstummheit.

Die Agalaktie. Eine funktionelle Atrophie der Brustdrüse in gewissen Gegenden Deutschlands, wo das Nichtstillen maximale Ziffern der Säuglingssterblichkeit hervorbringt (Bollinger).

Langlebigkeit (Familie des Königs von Dänemark).

Die Hasenscharte.

Die rechtsseitige Lagerung des Herzens.

Die Hämophilie vererbt sich immer in der Weise, daß nur die Männer erkranken, während die Frauen die Konduktoren oder Überleiter bilden. Dasselbe Gesetz gilt von der Nachtblindheit und Farbenblindheit.

Eine indische Sage berichtet, daß in der Familie des Königs Bimbisâra Geschwüre der Finger erblich waren.

Die Muskelatrophie (nach Strümpell).

Die Synostose des Schädels (nach Sainton). Die Schädel auffallend breit, Nähte unvollständig geschlossen; abstehende Ohren; harte Gaumen, spitzbogenförmig, einmal gespalten; unregelmäßige Bildung und Brüchigkeit der Zähne; unvollständige Schlüsselbeine.

Die Akromegalie.

Die Polydaktylie.

Die Hypertrichosis bei der Familie von Ambras [7]).

Die Hyperphalangie (Dreigliedrigkeit des Daumens) [8]).

Die Neigung zur Blasenbildung bei Reibung der Haut fand sich bei einem Soldaten, seinem Vater, des letzteren Mutter und dem Bruder derselben, seinem eigenen Bruder, seiner Schwester und von den Kindern der letzteren beim ersten und dritten [9]).

---

7) Archiv f. Anthropol. X, 253 ff.

8) Zeitschr. f. Morphol. u. Anthropol. II, 177.

9) Monatsschr. f. prakt. Dermatol. 1882.

Abnorme weiße Haarbüschel an bestimmten Stellen des Kopfes unter normalem dunklen Haar.

Neurofibrom und Rankenneurom[10]).

Die Disposition zur Tuberkulose.

„Die Vererbung der Kolobome des Augapfels finden wir von Bartholinus an bei einer großen Zahl von Autoren besonders betont. Hagström erwähnt eine Familie, in der jedes Mitglied mit Irisspalt behaftet war. Cunier fand in einer Familie Iriskolobom und Mikrophthalmus erblich, und de Beck teilte die genaue Geschichte einer Familie mit, in welcher sich Coloboma iridis vererbte. Interessant sind jene Fälle, in welchen sich nicht das Kolobom derselben Gattung vererbte, sondern ein anderes; z. B. die Mutter ist mit Coloboma iridis behaftet und ihre zwei Kinder mit Pseudocoloboma iridis; Weyert sah in einer Familie drei Generationen mit Kolobom des Sehnerven. Wiethe erwähnt eine mit Coloboma optici behaftete Mutter, deren eine Tochter eine Grube im Sehnerven, die andere eine Gefäßanomalie auf der Papille hatte[11])."

Die Migräne (nach Kowalewsky).

Das Stottern (nach Felix Heymann).

Die Hysterie.

Die Wasserscheu (Ribot).

Die Empfindlichkeit gegen Kälte.

Die Freßsucht. Nach St. Simon war Ludwig XIV. außerordentlich lüstern und gefräßig; alle seine Kinder waren starke Esser und Gourmands.

Der Vegetarianismus.

Die Aversio casei.

Die Anlage zur Prostitution.

Die erbliche Manie tritt bei Eltern und Kindern in dem nämlichen Lebensalter auf, sie wird durch dieselben Ursachen hervorgerufen und nimmt denselben Charakter an. Eine Dame wird im 25. Jahre nach einem Wochenbett geisteskrank; ihre Tochter ist mit 25 Jahren schwanger und wird nach der Entbindung irr. Ein von den ersten Ereignissen der Revolution 1789 betroffenes Individuum wird irr, schließt sich in sein Zimmer ein und weigert sich 10 Jahre lang absolut dasselbe zu verlassen; seine Tochter verfällt im gleichen Lebensalter in den nämlichen Zustand mit den gleichen Folgeereignissen[12]).

---

10) Ernst Ziegler a. a. O. I, 423.

11) Emil Bock, Die Kolobome des Augapfels, Wien 1893, S. 155.

12) Legrand du Saulle, Erbliche Geistesstörung, S. 7.

Der Alkoholismus. Bei ihm zeigt sich die Vererbung als korrelative, wenn z. B. nicht Trunksucht, sondern Wahnsinn, Halluzination oder Blödsinn im Descendenten in Erscheinung tritt. Ein Beispiel bei Maschka[13]: Der Vater Säufer; sein Bruder epileptisch; seine Tochter in völliger ethischer und intellektueller Verkümmerung beging Brudermord. Ein weiteres bei Ribot: Ein Mann, Abkömmling einer ausgezeichneten Handwerkerfamilie, ergibt sich frühzeitig dem Trunke und stirbt an chronischem Alkoholismus. Von sieben Kindern starben die beiden ältesten früh an Krämpfen; das dritte wurde im 22. Jahre geisteskrank und starb im Blödsinn; das vierte verfiel nach mehreren Selbstmordversuchen in den allertiefsten Blödsinn; das fünfte, von krankhafter Reizbarkeit und Menschenfeind, brach alle Beziehungen zu seiner Familie ab; seine Schwester litt an neuropathischen Zuständen mit Vorwalten hysterischer Erscheinungen und intermittierendem Wahnsinn; das siebente, ein sehr intelligenter Handwerker, aber von nervösem Temperamente, äußert von freien Stücken die verzweifeltsten Befürchtungen über die wahrscheinliche Zukunft seines geistigen Lebens.

Der Wahnsinn. Jakob Lewin[14] behandelt einen Fall: Vater irrsinnig, Mutter kretinartig, eine Tochter irrsinnig, eine zweite litt an Paraplegie aus Einbildung, daß ihre Beine nicht funktionieren könnten. Legrand du Saulle berichtet: von einem epileptischen Vater und einer schielenden tauben Mutter, deren Vorfahren irr waren, stammten 12 Kinder; acht starben früh an Konvulsionen u. dergl.; ein Sohn war irr, einer epileptisch, einer hydrozephalisch, eine Tochter litt an chorea. Nach demselben: der Großvater irrsinnig; ein Sohn unentschlossen und energielos, ein anderer sehr begabt und ein berühmter Arzt, aber wegen Sonderbarkeiten und Überspanntheiten allgemein bekannt; der erstere hatte vier Söhne, einer tobsüchtig, der andere melancholisch, der dritte jähzornig mit Neigung zum Selbstmord, der vierte künstlerisch sehr begabt, aber ängstlich und mißtrauisch. Bei Maschka[15]: ein Mörder aus Melancholie, eine Tante väterlicherseits im Irrenhaus, ebenso ein Vetter, der durch Selbstmord endete; ein Vetter mütterlicherseits im Irrenhaus; ein älterer Bruder endete durch Selbstmord.

Der Selbstmord. Legrand du Saulle erwähnt eine Familie von vier Brüdern und einer Schwester, die sämtlich durch Selbstmord endeten; bei einer andern endeten vier von sechs Geschwistern, Kindern eines finstern Sonderlings, sowie ein Vetter derselben durch Selbstmord.

13) Maschka, Gerichtliche Medizin IV, 522.
14) Levin, Paraplegie durch Einbildung, Jena 1881.
15) Maschka, Gerichtliche Medizin IV, 277.

## § 23.

## Inzucht.

Die obige Liste vererbbarer Zustände wird sich leicht noch vermehren lassen. Und doch sind schon die unheimlichsten Namen darunter, wie Tuberkulose, die verschiedensten Formen der Geistesstörung u. s. w. Und die bange Sorge steigert sich, wenn wir in Rechnung ziehen, daß sämtliche Krankheiten erblich sind. Denn „die krankhafte Vererbung bleibt nicht stationär. Sie entwickelt sich weiter, bald nach der guten, bald nach der schlimmen Seite hin. Wird ihr Einfluß auf dem Weg der Gesundheitspflege oder durch Kreuzung mit einem frischen Blut bekämpft, so wird sie dem Erlöschen zuneigen; wird sie aber gesteigert, potenziert, so erzeugt sie Krankheitszustände von zunehmender Schwere und führt schließlich sicher zum Aussterben der betroffenen Familie[1])."

Wir haben schon früher gesehen, wie die doppelte Belastung sich in der Descendenz als Summation darstellte. Das gleiche ist der Fall bei doppelter Belastung mit Krankheiten oder Dispositionen dazu. Die Ehe zweier gleichartig oder ähnlich belasteter Personen führt in den weitaus meisten Fällen Steigerung des Leidens bei der Descendenz herbei.

Wir müssen aber noch weiter gehen. Die Kräfte und Wirkungen vielzelliger Organismen, wie der des Menschen, sind nur Erweiterungen derjenigen der einzelligen Lebewesen; für beide gelten die gleichen biologischen Gesetze. Ein Schluß, den die Tatsachen bestätigen, scheint daher berechtigt: Wie die Fortpflanzung der Einzelligen nach einiger Zeit ihre Grenze findet, wenn nicht wieder einmal sexuelle Vermischung (Kopulation oder Konjugation) dazwischen tritt, so ist auch die Fortpflanzung Vielzelliger (selbst bei Gonochorismus) einer Grenze unterworfen, wenn nicht Kreuzung mit frischem Blut erfolgt. Was nun frisches Blut sei, erklärt sich sofort daraus, daß alle Individuen sämtlicher Generationen, die durch Teilung auseinander und also aus einer Urmutter (Urzelle oder Urorganismus) hervorgegangen sind, miteinander verwandt sind.

Liegt also bei einer nur innerhalb der Verwandtschaft erfolgenden Fortpflanzung schon in dieser Verwandtschaft selbst eine Neigung zum Erlöschen des Geschlechtes, so wird diese gesteigert durch die notwendig entstehende Degeneration bei erblicher Belastung der zur Kopulation gelangenden Verwandten.

---

1) Legrand du Saulle, Erbliche Geistesstörung, S. 13.

Fortpflanzung nur innerhalb der Verwandtschaft nennen wir Inzucht. Ihre stärksten Formen sind die sogen. „Blutschande", d. h. Kopulation von Bruder und Schwester, Vater und Tochter, Mutter und Sohn.

Betrachten wir nun zunächst die

## Folgen der Inzucht.

Esquirol[2]) macht die Bemerkung, daß Geisteskrankheit in England besonders unter den Katholiken herrscht, welche sich immer untereinander ehelichen, und in Frankreich unter den vornehmen Herrn, welche fast alle miteinander verwandt sind. Dasselbe gilt für die Quäker in Amerika.

In den letzten Reihen der Merowinger fanden zahlreiche Heiraten innerhalb der Familie statt[3]). Darauf, und nur darauf, ist die Degeneration und das Erlöschen dieses stolzen Geschlechtes zurückzuführen. Und selbst unsere mächtigsten Kaiserfamilien im Mittelalter haben bekanntlich im Durchschnitt immer nur wenig über ein Jahrhundert geblüht. Die Zahlen sind jedem Gebildeten zu bekannt, als daß sie hier zu wiederholen wären.

Die Araber glauben, daß Kinder aus einer Ehe zwischen Blutsverwandten schwächlich und zart sind. Freilich, wie überall, ist auch bei ihnen die Gewohnheit stärker als die Einsicht; und die Heirat mit der bint ʿamm, d. h. der Tochter eines Oheims väterlicherseits, noch heute außerordentlich beliebt. Es sei nebenbei bemerkt, daß sich diese Gewohnheit, wie Wilken glaubt, schon aus der Periode des Matriarchats her schreibt, wo der Vater nicht für verwandt mit seinen Kindern galt[4]).

Das Verlöschen der Stämme Coërunas und Uainumas in Brasilien hat schon Martius[5]) auf Inzucht (mit Blutschande bei laxester Moral) zurückgeführt.

Auch bei den Hova[6]) sind Ehen zwischen Geschwisterkindern ungemein häufig. Die Folgen scheinen hier gesteigerte Unfruchtbarkeit der Frauen zu sein, was sich mit unserer obigen Darlegung völlig deckt.

## Gründe der Inzucht.

Bei kleinen, isoliert wohnenden Horden oder Familien der brasilianischen Indianer ist es sehr häufig, daß der Bruder die Schwester heiratet, was bei

2) Ebenda S. 13.
3) Ottokar Lorenz, Genealogischer Atlas, S. 3.
4) Wilken, Matriarchat, S. 58 ff.
5) Martius, Rechtszustand, S. 63.
6) Sibree, Madagaskar, S. 278.

großen Stämmen für schändlich gilt[7]). Der Grund ist also hier die Isoliertheit der Horde oder Familie.

Bei den Hova ist es die Absicht, den Familienbesitz ungeteilt zu erhalten[8]). Das Erbrecht ist überhaupt der wichtigste Grund zur Inzucht. Da bei den Griechen nur der Sohn erben konnte, so sorgte das Gesetz für die Schwester wenigstens teilweise dadurch, daß es die zwischen Bruder und Schwester im allgemeinen verpönte Ehe in dem Falle erlaubte, wenn beide nicht die gleiche Mutter hatten. So hatte Cimon z. B. seine Schwester Elpinike zur Frau[9]). Im christlichen Europa fand man bekanntlich einen andern Ausweg; man steckte die Tochter einfach ins Kloster, oder erklärte den ganzen Besitz der Familie oder wenigstens seinen größten Teil für Fideikommiß.

Sehr häufig ist auch der Stolz der Rasse (des Stammes, der Horde, der Familie) Grund zur Inzucht. Den glücklichsten Ausweg haben in dieser Hinsicht die Batta gefunden. Sie verboten zwar, aus demselben Suku (Dorf) zu heiraten; da aber alle Dörfer durch Spaltung eines Urdorfes entstanden sind, so war dem Rassenstolz dennoch Genüge geschehen.

---

Die moralischen oder religiösen Verbote der Inzucht und Blutschande sind an und für sich völlig grundlos. Es läßt sich kein vernünftiger Grund erdenken, aus dem die Moral aus sich allein heraus berechtigt wäre, die Ehe z. B. zwischen Bruder und Schwester zu verbieten. Die letztere finden wir auch bei den alten Persern gradezu als eine Art religiösen Gebotes, dessen Erfüllung am sichersten die Reinheit des Blutes verbürgte. Aber weise Fürsten oder Religionsstifter kannten die natürlichen Folgen der Inzucht genau; und es war nur höchste Klugheit, wenn sie das notwendige Verbot z. B. der Gottheit in den Mund legten und ihm so bei der großen Menge Anerkennung verschafften.

So weit sind aber noch lange nicht alle Völker gelangt. „Bei den Tagalen schläft alles durch einander; die Sittenlosigkeit ist groß; Incest bei ihrer Geilheit nicht ausgeschlossen," berichtet Blumentritt[10]). Auf den Gilbertinseln wird der Knabe mit einem noch ungeborenen Mädchen verlobt. Alle ihre Schwestern, die nach ihr von derselben Mutter geboren werden, gelten ohne weiteres dann ebenfalls für Frauen des Jünglings, die er, zu

---

7) Martius Rechtszustand, S. 63.
8) Sibree, Madagaskar, S. 203.
9) Fustel de Coulanges, La cité antique, 16. éd. 1898, p. 81.
10) Blumentritt, Philippinen, S. 15.

sich nehmen kann, wenn er will. Stirbt aber nun der Gatte, so nimmt sein Bruder die Witwe als Frau in seine Hütte[11]).

Dagegen sehen wir aber auch schon bei vielen „wilden Völkern" sogar der Inzucht gewehrt, so bei den Italonen der Philippinen, den Abiponern u. s. w. Nach armenischem Gesetz[12]) durften sich sogar nicht einmal Mann und Weib heiraten, wenn sie ohne sonstige Verwandtschaft von ein und derselben Amme erzogen waren; und im Reiche Wei-mi in Korea nicht einmal Personen von gleichem Familiennamen[13]).

Daß übrigens religiöse Gründe als solche nicht stichhaltig waren, selbst nicht gegen Blutschande, zeigt uns gerade die Mythologie; Zeus heiratete seine Schwester Hera; im Rigveda[14]) will Yamî (Nacht) ihren Bruder Yama (Zwielicht) verführen; und Buddha selbst leitete als Sakyamuni nach der Palilegende seinen Ursprung vom Sakyageschlecht ab, das aus der Blutschande von Brüdern und Schwestern hervorgegangen war[15])

Krauß berichtet, daß Blutschande unter den katholischen Kroaten ungleich häufiger sei als unter den altgläubigen Serben; unter Moslimen ist sie gradezu unerhört[16]).

---

Von statistischen Untersuchungen ausgehend gelangte George Darwin[17]) zur Verneinung einer absoluten Schädlichkeit blutsverwandter Ehen. Aber wer behauptet das? Der springende Punkt der ganzen Frage ist die erbliche Belastung. Wo diese fehlt, ermangelt auch der Inzucht die Schädlichkeit. Reich[18]) führt dafür nach August Voisin das Beispiel der Gemeinde Batz an der unteren Loire an, wo trotz Inzucht die Rasse tüchtig blieb. Leider aber spielt in den modernen Kulturstaaten die erbliche Belastung eine zu große Rolle, um nicht in fast jedem Fall von Inzucht verhängnisvoll zu wirken.

Wohl belegt nun das Strafgesetzbuch (§ 173) die Blutschande in ihrer schlimmsten Form mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren. Und doch ist sie viel häufiger, als die meisten ahnen. Ich habe eingehende Nachforschungen in München unter den tieferen und tiefsten Schichten des Volkes angestellt. So diskret und staatsbürgerlich gefährlich die ganze Sache ist,

11) Internat. Arch. f. Ethnogr. II, 39.
12) Haxthausen, Transkaukasia II, 261.
13) Pfizmeier in Sitzungsber. d. kais. Akad. d. Wiss. phil. hist. Kl., 57, 465.
14) Rigveda X, 10.
15) Weber, Indische Studien V, 412.
16) κρυπτάδια VIII, Paris 1902, S. 197.
17) Die Ehen zwischen Geschwisterkindern und ihre Folgen, Leipzig 1876.
18) Eduard Reich, Studien über die Volksseele, 2. Aufl., Jena 1879, S. 103.

so wird doch verhältnismäßig selten ein Hehl daraus gemacht. Die Erscheinung ist eben in diesen Kreisen durchaus nichts Ungewöhnliches. In den meisten Fällen handelt es sich um Beischlaf zwischen Vater und Tochter, seltener zwischen Bruder und Schwester, am seltensten zwischen Mutter und Sohn. Die Gründe der Erscheinung sind sozialer Natur, in letzter Instanz ist es die Wohnungsfrage. Unten werden wir nachweisen, daß es erst die Behausung ist, welche, der geographischen Provinz eines Volkes angepaßt, diese zur „Heimat" macht. Das Einfamilienhaus wäre das Ideal; in großen Städten ist es aber unerreichbar. Abgesehen noch vom Schlafburschenwesen und ähnlichen Auswüchsen, ist die Behausung als engere Heimat für die ganze Familie meist nur ein Raum. Dadurch wird es möglich, daß der betrunkene Vater statt der Mutter die Tochter ergreift.

Religiöse Vorschriften sind dagegen machtlos, weil es eine Frage sozialer Natur ist. Das Verbot der Blutschande überhaupt und der Verwandtenehen bei erblicher Belastung ist ein rassenhygienisches Postulat. Es kann aber seinen Zweck nur erreichen, wenn die Wohnungsfrage gelöst ist. Man könnte an eine spartanische Absonderung der Kinder denken. Aber die moderne Zeit hat an und für sich schon die hervorstechende Tendenz, die Autorität der Eltern zu beschneiden zu gunsten des Staates. Ich persönlich würde mich, wie ich überall in diesem Buch das Recht des Individuums in erster Linie vertrete, aufs schärfste dagegen aussprechen, ganz abgesehen davon, daß die spartanische Absonderung die Familie überhaupt aufhebt. Getrennte Schlafräume für Eltern und Kinder ist das erste notwendigste Erfordernis; seine praktische Durchführbarkeit ist hier nicht zu diskutieren.

## § 24.

### Die familiare Vererbung künstlerischer Fähigkeiten.

Ohne lange Einleitung gehen wir gleich in medias res. Für die Vererbung künstlerischer Talente lassen sich viele Beispiele anführen. Ich möchte nur noch kurz auf die Quellen verweisen, aus denen ich meine Belege gesammelt: Für die italienische Malerei das große Werk von Crowe und Cavalcaselle, für die niederländische und deutsche G. F. Waagens Handbuch; speziell für die altniederländische ebenfalls Crowe und Cavalcaselle; ferner Goedekes Grundriß und Gervinus' Geschichte der deutschen Dichtung, die allgemeine deutsche Biographie u. s. w. Daß sich die Listen der folgenden Paragraphen noch vielfach vermehren lassen, weiß ich selbst am besten. Vollständigkeit ist ein Unding; sie zu verlangen, Torheit.

## Italienische Maler.

Der Goldschmied Paris Alfani; sein Sohn Domenico und Enkel Orazio († 1583), beide Maler.

Spinello Aretino († 1410 in Arezzo) Maler; seine Söhne Parri Maler und Forzore Goldschmied.

Der Maler Martino Bartolommei um 1400 war Sohn des Sieneser Goldschmieds Bartolommeo di Biagio.

Jacopo da Ponte, genannt Bassano (1510—92) und seine vier Söhne Francesco, Leandro, Giambattista und Girolamo.

Giacomo Bellini und seine Söhne Gentile und Giovanni.

Die Familie der Berlingheri, Marco, Barone und Bonaventura in Lucca im 13. Jahrhundert.

Lorenzo di Bicci; sein Sohn Bicci di Lorenzo; sein Enkel Neri di Bicci. Von Bicci di Lorenzo erzählt man als Anekdote, daß er gesagt habe: Stelle die Suppe immer zurecht, ich male erst noch einen Heiligen und komme dann.

Die Familie der Campi in Cremona: Galeazzo, seine drei Söhne Giulio (1500—72), Antonio und Lorenzo; ferner Bernardino Campi.

Lorenzo Canozzi († 1425), sein Bruder Christoforo und sein Sohn Giovan Marcantonio.

Die Familie der Caracci.

Die Familie des Cione: Cione selbst Goldschmied; Ristoro, Jacopo, Matteo, Bernardo und Andrea l'Arcagnolo (Orcagna) Maler; desgleichen Mariotto di Bernardo Traini, des letzten Neffe und Francesco Traini.

Die Familie der Cosmati um 1300: Lorenzo, seine Söhne Jakob und Lukas, sein Enkel Giovanni.

Francesco Francia († 1518), seine Söhne Giacomo und Giulio.

Gaddo, sein Sohn Taddeo, sein Enkel Agnolo.

Domenico Ghirlandajo († 1494) Maler; sein Bruder David Mosaikarbeiter; sein Bruder Benedetto Maler; sein Neffe Ridolfo Maler.

Guido Gratiani, seine Brüder Mino und Guarnieri, sein Sohn Bartolommeo.

Tommaso Lazari in Pistoja, sein Bruder Jacopo, sein Sohn Filippo.

Die Lorenzetti, Pietro und Ambrogio, beide † wahrscheinlich 1348 an der Pest.

Simone und Donato Martini, beide Maler, Enkel des Malers Memmo di Filipuccio durch dessen Tochter Giovanna. Beider Schwager ist der Maler Lippo Memmi († 1356).

Giovanni Elia Morghen und sein Bruder Filippo; des letzteren Söhne Rafael, Antonio und Guglielmo, sämtliche Kupferstecher.

Domenico Moroni und sein Sohn Francesco.

Die Muranesen um 1440 in Venedig: Drei Brüder Giovanni, Antonio und Bartolommeo; ferner Alwise, genannt Vivarini, alle Maler.

Die Brüder Ottaviano († 1444) und Tomasuccio Nelli in Gubbio.

Pesello und sein Enkel Pesellino († 1457).

Jacopo Pollainolo, Goldschmied in Florenz; seine Söhne Antonio und Piero Maler.

Giovanni Santi und sein Sohn Rafaello.

Die Familie der Solari.

Die Familie Tizian.

---

Aus Frankreich sei genannt die Familie Bonheur: Rosa, Auguste, Isidor und Juliette.

Aus Spanien Francesco Herrera und seine Söhne Herrera el Rubio und Herrera el Mozo.

## Deutsche Künstler.

Albrecht Adam (1786—1862) und seine vier Söhne Benno, Franz, Eugen und Julius.

Die Familie Begas: Karl und seine drei Söhne Oskar, Reinhold und Adalbert.

Barthel Beham († 1540) und sein Neffe Hans Sebald.

Wilhelm Beich und sein Sohn Franz Joachim († 1748).

Thoman Burgkmair und sein Sohn Hans (1473—1559).

Daniel Nikolaus Chodowiecki, sein Bruder Gottfried und sein Sohn Wilhelm.

Lukas Cranach und seine Söhne Lukas und Johann Lukas.

Die Zwillinge Johann Nepomuk und Thomas Ender.

Johann Konrad Felsing und seine Söhne Jakob und Johann Heinrich, alle Kupferstecher.

Johann Caspar Füßli, sein Vater und sein Sohn Johann Heinrich.

Janus Genelli, sein Bruder Hans Christian und sein Sohn Bonaventura.

Salomon Geßner und sein Sohn Konrad.

Jan Glauber (1646—1726) und sein Bruder Jan Gottlieb.

Die Familie Glockenton, Miniaturmaler in Nürnburg.

Anton Graff und sein Sohn Karl Anton.

Philipp Hackert und seine Söhne Philipp, Karl Ludwig, Johann Gottlieb, Wilhelm und Georg Abraham.

Karl Ernst Christoph Heß und seine Söhne Peter, Heinrich und Karl.

Die Familie Holbein.

Nikolas Juvenel und sein Sohn Paul.

Josef Kauffmann und seine Tochter Angelika.

Matthias Klotz (1748—1821); seine drei Söhne Caspar, Simon und Joseph; Caspars Söhne August und Karl.

Die Familie Kobell.

Die Familie Kügelgen.

Ludger tom Ring, sein Sohn Hermann und sein Enkel Ludger.

Johann Heinrich Roos (1631—1685) und sein Sohn Philipp.

## Niederländische Maler.

Evert van Aelst († 1658) und sein Neffe Willem.

Piemans, sein Neffe Jan de Baan (1633—1702) und dessen Sohn Jakob, alle drei Porträtmaler.

Ludolf Backhuysen (1631—1709) und sein Enkel Ludolf.

Job Berckheyden (1628—1698) und sein Bruder Gerit.

Balthasar Beschey (1708—1776) und seine Brüder.

Pieter van Bloemen und sein Bruder Jan Frans.

Andreas Both (1609—1650) und sein Bruder Jan.

Matthaeus Ignatius van Bree und sein Bruder Philipp Jakob.

Die Familie der Breughel: Pieter (Bauernbreughel) und seine Söhne Pieter (Höllenbreughel) und Jan (Sammetbreughel).

Matthäus Bril und sein Bruder Paul.

Jakob Gerritsz Cuyp und sein Sohn Albert.

Gerard Edelinck (1649—1707), sein Bruder Johann und sein Sohn Nikolaus, alle drei Kupferstecher.

Die Geschwister van Eyck: Hubert, Jan, Lambert und Margaretha.

Die Familie der Francken: Franz, Ambrosius und Hieronymus; und drei mit gleichen Vornamen, die jüngeren genannt.

Gualdorp Gortzius und seine Söhne Melchior und Georg, alle drei Porträtmaler.

Jan Griffier und sein Sohn Robert malten beide Rheinansichten.

Franz Hals und sein Bruder Dirk.

James Hamilton und seine drei Söhne Philipp Ferdinand, Johann Georg und Karl Wilhelm.

David de Heem, sein Sohn Jan Davidsz und sein Enkel Cornelis.

Willem de Heusch und sein Neffe Jakob.

Gisbert Hondeköter und sein Sohn Melchior.

Gerard Honthorst und sein Bruder Wilhelm.

Gerhart Horebout, seine beiden Söhne und seine Tochter Susanne.

Hubert de schildere, Maler um 1439 in Löwen; seine drei Söhne Hubert, Gielys und Frissen.

Jacob Huchtenburgh und sein Bruder Jan.

Justus van Huysum und sein Sohn Jan.

Johann Hermann Koekkoek und seine vier Söhne Bernard Cornelius, Marinus Adrian, Hermann und Johannes.

Gerard de Laireſſe (1640—1711), seine drei Brüder und seine drei Söhne.

Quentin Massys und sein Sohn Jan.

Friedrich Meyering und sein Sohn Albert.

Michael Janse Mierevelt und sein Sohn Peter.

Franz van Mieris, sein Sohn Willem und sein Enkel Franz.

Hermann van der Myn, seine fünf Söhne und seine Tochter.

Pieter Neefs und sein Sohn Pieter.

Art van der Neer und sein Sohn Eglon.

Caspar Netscher und sein Sohn Constantin.

Isaak van Nickele und sein Sohn Jan.

Adrian van Ostade und sein Bruder Isaak.

Jan Parcellis und sein Sohn Julius.

Bonaventura Peters und sein Bruder Jan.

Pieter Potter und sein Sohn Paul.

Franz Pourbus und sein Sohn Franz.

Erasmus Quellinus und sein Sohn Jan Erasmus.

Salomon Ruysdael und sein Bruder Jakob.

Hermann Saftleeven und sein Bruder Cornelius.

Dirk Stuerbout und seine Söhne Dirk und Hubert.

David Teniers und seine Söhne David und Abraham.

Die Familie Vaillant: Wallerant und seine vier Brüder.

Willem van de Velde und sein Sohn Willem; ferner Esaias und Jan van de Velde.

Jan Verkolie und sein Sohn Nicolaas.

Willem van Vliet und sein Sohn Hendrik.

Jan Baptiſt Weenix und ſein Sohn Jan.

Adrian van der Werff und ſein Bruder Pieter.

Roger van der Weyden. Seine Söhne Peter Maler, Johann Goldſchmied.

Matthäus Withoos (1629—1703) und ſeine Kinder Jan, Pieter, Franz und Alida.

Die Brüder Wouverman: Philipp, Peter und Jan.

## Bildhauer.

Nicolas Couſton (1658—1733), ſein Bruder Guillaume und beider Oheim Coyſevox.

Jean Pierre Dantan und ſein Bruder Antoine Laurent.

Konrad Eberhard (1768—1859), ſein Bruder Franz und beider Vater.

Wilhelm Geefs und ſeine Brüder Joſeph, Aloys und Johann.

Johann Balthaſar Keller (1638—1702) und ſein Bruder Johann Jakob, beide Erzgießer.

Niccola Piſano ſchuf 1260 die berühmte Kanzel im Baptiſterium in Piſa; ſein Sohn Giovanni war Architekt.

## Architekten.

Die Familie der Bibiena: Giovanni Maria Galli, ſein Sohn Fernando, ſeine Enkel Antonio, Giuſeppe und Aleſſandro.

Ciuccio di Ciuto von Florenz hatte drei Söhne Lapo, Donato und Goro; der letztere hatte wieder drei Söhne Neri, Ambrogio und Goro. Alle waren Architekten.

François Manſard und ſein Neffe Jules Hardouin.

Baldaſſare Peruzzi und ſein Sohn Giovanni Salluſtio.

## Schauſpieler.

Konrad Ernſt Ackermann (1710—71), ſeine Frau Sophie Charlotte, ſeine Töchter Dorothea und Charlotte.

Jacquet; ſeine Töchter Maria Anna Adamberger und Katharina; der erſteren Tochter Antonie.

Johann Chriſtian Brandes, ſeine Frau Eſther Charlotte, ſeine Tochter Minna.

Ludwig Deſſoir, ſeine Frau Thereſe, ſein Sohn Ferdinand.

Die Familie Devrient.

Thereſe Elßler und ihre Schweſter Fanny, beide Tänzerinnen.

Anton Genast, sein Sohn Franz Eduard, seine Enkelinnen Doris und Emilie.

Charlotte von Hagn und ihre Schwester Auguste.

Amalie Haizinger und ihre Töchter Luise und Adolfine.

Moses Kean Bauchredner; sein Bruder Aaron war verheiratet mit der Tochter des Dichters George Carey; letzterer beider Sohn Edmund Kean Schauspieler; ebenso dessen Sohn Charles John.

Roger Kemble Schauspieler; ebenso sein Sohn Charles; des letzteren Frau Maria Therese Tänzerin; beider Tochter Frances Anne Schauspielerin; John Philipp, Charles' Bruder, Schauspieler.

Johann Karl Löwe, seine Frau, seine Kinder Dorothea Friederike Amalie und Friedrich August Leopold; des letzteren Sohn Ferdinand; die Kinder dieses Sophie, Franz Ludwig Feodor und Lilla, alle Schauspieler.

## Musiker.

Karl Friedrich Abel (1725—87) und sein Vater, Virtuosen auf der Gambe.

Die Familie des Leipziger Thomaskantors Johann Sebastian Bach.

Ludwig van Beethoven Kapellmeister; sein Sohn Johann Tenorist; sein Enkel Ludwig der größte aller Tondichter.

Die Familie Benda.

Ferdinand David und seine Schwester Luise.

Alexander Dreyschock und sein Bruder Raimund.

Manuel Garcia und seine Kinder Maria Felicita (Malibran), Pauline (Viardot) und Manuel.

Giulia Grisi, ihre Schwester Giuditta, beider Kousine Ernestina, alle drei Sängerinnen.

Giacomo Guglielmi, sein Sohn Pietro, seine Enkel Pietro Carlo und Giacomo.

Joseph Haydn und sein Bruder Johann Michael.

Rudolf Kreutzer, sein Bruder Jean Nicolas Auguste und beider Vater, alle Violinisten.

Teresa Milanollo und ihre Schwester Marietta.

Die Familie Mozart.

Die Familie Strauß.

## Schriftsteller.

Sergei Timofejewitsch Aksakow und seine Söhne Konstantin und Iwan.

Antoine Vincent Arnault (1766—1834) und sein Sohn Emile Lucien.

John Banim und sein Bruder Michael, beide Schilderer des irischen Volkslebens.

Die drei Schwestern Bronte: Charlotte (Currer Bell), Emily (Ellis Bell) und Anne (Acton Bell).

Emilia Carlén; ihr zweiter Gatte Johann Gabriel; dessen Schwester Oktavia; Emilias Sohn und Tochter.

Jean Galbert de Campistron und sein Bruder Louis, beide Dichter.

Marie Joseph de Chénier und sein Bruder Marie André, beide Dichter.

Samuel Taylor Coleridge und seine Söhne Hartley und Derwent.

Heinrich Joseph von Collin und sein Bruder Matthäus.

Christian Jakob Contessa und sein Bruder Karl Wilhelm.

Pierre Corneille und sein Bruder Thomas.

Antoinette Deshoulières und ihre Tochter Antoinette Therese.

Charles Dibdin und seine Söhne Charles und Thomas.

Alexandre Dumas und sein Sohn Alexandre.

Charles Simon Favart, seine Gattin und sein Sohn Charles Nicolas.

Elie Catherine Fréron (1719—76) und sein Sohn Louis Stanislas, beide Journalisten.

Sophie Gay und ihre Tochter Delphine.

Nikolaus Dietrich Giseke, seine Söhne August Ludwig Christian und Otto, sein Urenkel Heinrich Ludwig Robert.

Goethe hatte „vom Mütterchen die Lust am Fabulieren"; die sehr merkwürdige Stelle in Holteis vierzig Jahren scheint anzudeuten, daß auch August von Goethe Dichter war, der weit über das Mittelmaß hinausreichte.

Andreas Gryphius und sein Sohn Christian.

Michael Huber; sein Sohn Ludwig Ferdinand; dessen Gattin Therese; beider Sohn Victor Aimé.

Victor Hugo; seine Brüder Eugène und Jules Abel: seine Söhne Charles Victor und François Victor.

Johann Christoph Kind; sein Sohn Johann Friedrich; seine Enkelin Roswitha.

Charles Paul de Kock und sein Sohn Henri.

Charles Lamb und seine Schwester Mary Ann.

Die drei Brüder Bernardo, Luca und Luigi Pulci.

Jean Baptiste Racine und sein Sohn Louis.

Georg Rollenhagen und sein Sohn Gabriel.

Johann Elias Schlegel, sein Bruder Johann Adolf und dessen Söhne August Wilhelm und Friedrich, alle Dichter.

Sophokles, sein Sohn Iophon, sein Enkel Sophokles.

Friedrich Leopold zu Stolberg und sein Bruder Christian.
Bernardo Tasso und sein Sohn Torquato.

## § 25.

## Die familiare Vererbung geistiger Fähigkeiten.

Unter geistigen Fähigkeiten verstehen wir hier speziell das Denken. Und als Beispiele führen wir Familien an, deren Denken sich schaffend betätigt hat. Nur solche können als Tatsachen gelten; nur auf solche kann sich, wie gesagt, die Vererbungslehre stützen. Man hat die Frage aufgeworfen, ob Rafael auch ein großer Maler wäre, wenn er ohne Hände geboren wäre. Es ist unbegreiflich, wie man darauf mit Ja antworten konnte. Faktisch wäre er es sicher nicht; virtuell vielleicht. Ibsen hat im Peer Gynt etwas derartiges vorgeschwebt; er schildert einen Menschen, der die Fähigkeiten besitzt, dem aber die Möglichkeit ihrer Auslösung durch schaffende Tätigkeit mangelt. Wer wollte nun Peer Gynt, der nichts gedichtet hat, trotzdem einen Dichter nennen wollen?

Zunächst betrachten wir die geistigen Fähigkeiten im allgemeinen, und führen als Beispiele an:

Johann Wilhelm Baier, Theologe, seine Söhne Johann Wilhelm Physiker und Theolog, Johann Jakob Arzt.

Die dänische Familie Bartholin: Kaspar; seine Söhne, besonders Erasmus und Thomas; des letzteren Söhne Kaspar und Thomas.

Gottlob August Baumgarten-Crusius Theologe; seine Söhne Detlev Karl Wilhelm Philologe und Ludwig Friedrich Otto Theologe.

Johann Joachim Bellermann Theologe; seine Söhne Christian Friedrich Theologe und Johann Friedrich Philologe; des letzteren Sohn Heinrich Musikhistoriker.

Die Familie Bertin: Louis François (l'Ancien) und sein Bruder Louis François (le Superbe), beide Schriftsteller; des ersteren Kinder Edouard François Maler, Louis Marie Armand Schriftsteller, Louise Angélique Komponistin; des zweiten Sohn Auguste François Thomas General.

Die Geschwister Büchner: Georg Dichter, Friedrich Karl Christian Louis Naturwissenschaftler, Louise Schriftstellerin und Alexander Literarhistoriker.

Die Familie Buddeus.

Leopold Marcanton Caldani Anatom; sein Bruder Petronio Maria Mathematiker; des letzteren Sohn Florian Anatom.

Die Familie der Carpzow.

Giovanni Domenico Cassini (1625—1712), dessen Sohn Jacques, dessen Sohn César François, dessen Sohn Jean Dominique, endlich dessen Sohn Alexandre Henri Gabriel.

Antoine Léonard Chezy Orientalist; seine Gattin Helmine, die Enkelin der Karschin, Schriftstellerin; ihre Söhne Wilhelm Schriftsteller und Max Maler.

Cajus Gabriel Cibber Bildhauer; sein Sohn Colley und sein Enkel Theophilus Dichter.

Hieronymus Commelin Buchdrucker; sein Neffe Isaak Historiker; dessen Söhne Johann Botaniker und Caspar Historiker.

Claude Delisle Historiker; seine vier Söhne Guillaume und Joseph Nicolas Astronomen, Simon Claude Historiker und Louis Forschungsreisender.

Die drei Brüder Fahlcrantz: Karl Johann Maler; Christian Erik Theologe und Dichter; Axel Magnus Bildhauer.

Paul Johann Anselm Feuerbach Kriminalist; seine fünf Söhne Anselm Philologe; Karl Wilhelm Mathematiker; Eduard August Jurist; Ludwig Andreas Philosoph; Friedrich Heinrich Übersetzer; Anselms Sohn Anselm Maler.

Johann Christoph Gatterer Historiker; sein Sohn Christoph Wilhelm Jakob Forstmann; seine Tochter Magdalene Philippine Dichterin.

Die Familie Gmelin.

James Gregory, Erfinder des Spiegelteleskops; sein Sohn Arzt, ebenso sein Enkel John (1724—73). Johns Sohn James Arzt; dessen Söhne James Arzt und William Chemiker.

Die Familie Grimm.

Johann Friedrich Gronovius Philologe; sein Sohn Jakob Philologe; dessen Söhne Abraham Philologe und Johann Friedrich Botaniker.

Christian Joseph Jagemann Literat; sein Sohn Ferdinand Maler; seine Tochter Caroline Schauspielerin.

Die Familie Ibn Zohr: Abu Bekr Muhammed ben Merwan el Fakih Jurist; sein Sohn Abd el Malik, dessen Sohn Abul Ala, dessen Sohn Abu Merwan, dessen Sohn Abu Bekr, dessen Sohn Abu Muhammed, alle Ärzte.

John Lee Schauspieler; seine Töchter Sophie und Harriet Schriftstellerinnen.

Heinrich Meibom Historiker; sein Sohn Johann Heinrich Arzt; sein Enkel Heinrich Mediziner und Historiker.

Otto Mencke, Herausgeber der Acta eruditorum; sein Sohn Johann Burkhard, Historiker und Dichter; sein Enkel Friedrich Otto Jurist.

Benjamin Ferdinand von Mohl Staatsmann; seine vier Söhne Julius Orientalist, Robert Jurist, Moritz Nationalökonom, Hugo Botaniker.

Carstens Niebuhr Arabist, sein Sohn Barthold Georg Historiker, sein Enkel Markus Carsten Nicolaus Staatsmann.

August Ludwig von Schlözer Historiker; seine Tochter Dorothea und sein Sohn Christian.

Die Familie Vossius.

### Theologen.

George Abbot (1562—1633) und sein Bruder Robert, kirchliche Würdenträger Englands.

Caspar Cruciger (1504—48), sein Sohn Caspar, sein Enkel Georg.

Hans Egede und sein Sohn Paul, die Missionare Grönlands.

Die mystische Richtung geht in der Familie Jung-Stillings durch drei Generationen: der väterliche Großvater hatte Visionen, der mütterliche war Alchymist. Ein Sohn grübelte über der Quadratur des Zirkels, ein anderer hatte viel mit frommen Leuten zu tun. Der Enkel, Jung-Stilling selbst, schrieb zahlreiche mystische Werke (Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung, 4. Aufl., V, 245).

Joseph Kimchi und seine Söhne David und Moses, Talmudisten.

Die Familie des Meschullam, die von 780—1080 in Lucca und Mainz blühte, brachte in direkter Abstammung durch 14 Generationen zahlreiche Männer hervor, die sich als Rabbiner und Gelehrte auszeichneten (Zunz, Gottesdienstliche Vorträge, 2. Aufl., S. 378).

Rabbi Scherira Gaon, sein Sohn Haja Gaon; sein Schwiegersohn Elija ha Saken; dessen Bruder Jekutiel; alle zeichneten sich durch Studium und Kenntnis der Kabbala aus (Jellinek, Beiträge zur Geschichte der Kabbala, II, 3).

Die Vererbung des Pfarramtes in protestantischen Predigerfamilien beruht meist nur auf sozialwirtschaftlichen Gründen.

### Juristen.

Julius Friedrich Heinrich Abegg und sein Vetter Bruno Ehrhard.

Franciscus Accursius und seine drei Söhne Franciscus, Cervottus und Wilhelm.

### Philologen.

Jos. Simon Assemani (1687—1768) und die Söhne seiner Schwester Stephan Evodius und Jos. Aloysius, alle drei Orientalisten.

Johann Buxtorf, sein Sohn Johann, dessen Sohn Johann Jakob und Neffe Johann, alle Orientalisten.

Die Brüder Ernst und Georg Curtius.

Die Familie Erneſti.

Daniel Heinsius und sein Sohn Nicolaus.

Skule Thordsen Thorlacius und sein Sohn Börge, beide Altertumsforscher.

### Historiker.

Georg Samuel Bandtke (1768—1835) und sein Bruder Johann Vincenz.

André Duchesne und sein Sohn François.

Jacques Nicolas Augustin Thierry und sein Bruder Amedée Simon.

### Naturforscher.

Karl Adolf Agardh (1785—1859) und sein Sohn Jakob Georg, beide Botaniker.

Lambert Joseph Leopold von Babo und sein Sohn Clemens Heinrich Lambert, beide Chemiker.

Die Familie Bernouilli, fast alle Mathematiker.

Christian Ludwig Brehm und sein Sohn Alfred Edmund, Zoologen.

Erasmus Darwin und sein Enkel Charles.

Jean D'Arcet, sein Sohn Jean Pierre Joseph und sein Enkel Felix, alle drei Chemiker.

Augustin Pyramus Decandolle und sein Sohn Alphons Louis Pierre Pyramus, Botaniker.

John Dollond, seine Söhne Peter und John, deren Neffe George, alle Optiker.

Etienne Geoffroy St. Hilaire und sein Sohn Isidore.

Friedrich Wilhelm Herrschel und sein Sohn John Frederick William, Astronomen.

William Jackson Hooker und sein Sohn Joseph Dalton, Botaniker.

Antoine de Jussieu (1686—1758), seine Brüder Bernard und Joseph, ihr Neffe Antoine Laurent und dessen Sohn Adrien, alle Botaniker.

### Geographen und Forschungsreisende.

Antoine Thomson d'Abbadie und sein Bruder Arnould Michel.

Aaron Arrowsmith und sein Sohn John, Kartographen.

Johann Isaak Berghaus, sein Sohn Heinrich, dessen Sohn August und Neffe Hermann.

Johann Reinhold Forster und sein Sohn Johann Georg.

Adam Johann von Krusenstern, sein Sohn Paul und sein Enkel Paul, alle drei Forschungsreisende.

Die Brüder Schomburgk: Robert Hermann, Otto, Moritz Richard und Julius.

Die Brüder Schlagintweit.

## Mediziner.

Isaac und Judas Abarbanel, Vater und Sohn.

Geronimo Accoramboni und sein Sohn Felix (16. Jahrh.).

Olof Acrel (1717—1806) und sein Neffe Johann Gustaf.

Dominicus Adelmann, seine vier Söhne und der Sohn des dritten; Arztfamilie von Würzburg.

Adam Afzelius (1750—1837) und sein Bruder Petrus, Ärzte; der dritte Bruder Johann Chemiker.

Bernhard Albinus und seine Söhne Bernhard Siegfried und Friedrich Bernhard.

Taddeo Alderotti, Begründer der scholastischen Medizin; sein Schwager Buono di Garbo, dessen Sohn Dino und dessen Sohn Tommaso.

Karl August Andree (1762—1809); sein Vater war Hofzahnarzt in Dresden, sein Sohn Karl Maximilian Gynäkologe.

Nic. Ant. Jos. Ansiaux, sein Sohn Nic. Gabr. Ant. Jos. (1780—1834), sein Enkel Nic. Jos. Victor und sein Urenkel Oscar.

Ludwig Phil. Aschoff (1758—1827), seine Söhne Ludw. und Ernst Friedrich und des ersteren Söhne, alle Pharmakologen.

William Babington (1756—1833) und sein Sohn Benjamin Guy.

Antonio Baccelli und sein Sohn Guido.

Frederik Ludwig Bang (1747—1820) und sein Sohn Oluf Sundt.

John Bard (1716—99) und sein Sohn Samuel.

Bernhard Barnstorff (1645—1704) und sein Sohn Eberhard.

Hyacinthe Théodore Baron (1686—1758) und seine Söhne Hyac. Théod. und Théod. d'Henonville.

Jean Louis Baudelocque (1746—1810) und seine Neffen August und August Cäsar, Gynäkologen.

Moyse Baux, dessen Sohn Pierre (1679—1732) und Enkel Pierre.

Die drei Brüder Beck, Theodoric Romeyn, John und Lewis.

Daniel Beckher (1594—1655), sein Sohn Daniel und Enkel Daniel Christoph.

Francesco Vacca Berlinghieri (1732—1812) und seine Söhne Leopoldo und Andrea.

Gerhard Blaes und sein Sohn Abraham (17. Jahrh.).

Laurentius Blumentrost (1619—1705) und seine vier Söhne.

Hermann Boerhave und seine beiden Neffen Hermann Kaau und Abraham.

Pierre Bonet, sein Sohn André, seine Enkel Jean (1615—88) und Théophile.

Abraham van Buren, sein Sohn Beekmann und sein Enkel William (1819—83).

Chamberlen. Während zweier Jahrhunderte fast alle Mitglieder dieser Familie Geburtshelfer; die in ihr erfundene Geburtszange blieb Familiengeheimnis.

Joh. Joachim Chüden und sein Bruder Christ. Friedrich (1686—1747) und des letzteren beide Söhne Joh. Valentin und Wilh. Ludwig.

John Clarke und seine Söhne John und Charles (1782—1857), Gynäkologen.

Hippolyte Cloquet (1787—1840), sein Bruder Jules Germain und sein Sohn Louis André Ernest.

Joh. Friedr. Cloß (1735—87) und sein Sohn Carl Friedrich.

Laurent Collot, seine Söhne Laurent und Jean; des ersteren Sohn Philippe und Enkel Philippe und Urenkel François (gest. 1706); des zweiten Sohn. Die Operation des Steinschnittes gleichsam ihr Privileg.

Henri Jos. van den Corput (1790—1841) und sein Sohn Bernard Eduard.

Pierre Coze (1754—1822), sein Sohn Jean und sein Enkel Léon.

Joseph Czermak, sein Sohn Joh. Conrad, seine Enkel Joh. Nepomuk und Joseph.

Joh. Christ. Dahl (gest. 1823) und sein Sohn Woldemar Ferdinand.

Daniel Delaroche (1743—1813) und sein Sohn François.

In der Familie Delorme war die Leibarztwürde in Frankreich erblich.

Die Familie Detharding zählte Ärzte durch sechs Generationen.

Giacomo de Dondi (1298—1359), sein Sohn Giovanni und sein Enkel Gabriel.

Henricus Eyssonius (1620—90) und sein Sohn Rudolf.

Joh. Georg Fabricius (1593—1668) und seine Söhne Wolfgang Ambrosius und Septimius Andreas.

Jean Pierre Falret (1794—1870) und seine Söhne Henri und Jules.

Nikolaus Anton Friedreich (1761—1836), sein Sohn Joh. Baptist und Enkel Nikolaus.

Joh. Gottl. Fritze (1740—93), sein Sohn Friedrich und sein Enkel Herm. Eduard.

Justus Friedr. Froriep (1745—1800), Theologe; sein Sohn Ludw. Friedrich, sein Enkel Robert und sein Urenkel August, Mediziner.

Charles Daniel Gaultier de Claubry (1757—1821) und seine Söhne Charles Emanuel Simon und Henry François.

Mathias van Geuns (1735—1817), sein Sohn Steven Jan und Enkel Jan.

Joh. Bernh. Gladbach (gest. 1728), sein Bruder Joh. Adolf, seine Söhne Cornelius und Joh. Adolf; des ersteren Sohn Georg Jacob und Enkel Georg Christoph Wilhelm.

Joh. Bapt. Graf (1763—1819), sein Sohn Karl und sein Enkel Leopold.

Karl Friedr. Hagenbach (1771—1849), sein Sohn Eduard und Enkel Eduard.

Georg Albert Hamberger, Mathematiker; sein Sohn Georg Erhard (1697—1755) und Enkel Ad. Friedrich, Ärzte.

Abul Hasan Thabit ben Corra ben Zahrun el Harrani (836—901), seine Söhne Ibrahim und Abu Said Sinan; des letzteren Söhne Abul Hasan und Ibrahim; des letzteren Sohn Ishak ben Ibrahim.

Sebaldus Havenreuter (1508—89) und sein Sohn Joh. Ludwig.

August Fr. Hecker (1763—1811), sein Sohn Justus und Enkel Karl.

Heinr. Jac. Heidenhain (1808—68) und seine sechs Söhne.

Philipp Isaak Heineken (1734—90), sein Sohn Johann und sein Enkel Philipp Cornelius.

Jean Bapt. van Helmont und sein Sohn Franc. Mercurius.

Andreas Hoffmann, sein Sohn Friedrich und Enkel Friedrich (1660—1742).

Joh. Daniel Horst und seine Söhne Johann Otto (gest. 1711) und Georg.

William Hunter und sein Bruder John.

Abu Said Honein ben Ishak ben Suleiman ben Ajjub el Ibadi und seine Söhne David und Abu Jakub.

Christ. Fr. Jaeger (1739—1808), Sohn eines Arztes und selbst Arzt; ebenso seine Söhne Karl und Georg Friedrich und sein Enkel Hermann.

Franz Joel (1508—79), sein Sohn Franz und Enkel Franz.

Rud. Ad. Langenbeck, sein Bruder Konrad (1776—1851); des letzteren Sohn Max Adolf und Neffe Bernhard.

Joh. Friedrich Lobstein (1736—84), Sohn eines Wundarztes; sein Sohn Joh. Fr. Daniel und Neffe Joh. Georg.

Samuel Chr. Lucae (1787—1821) und sein Sohn Joh. Chr. Gustav.

Joh. Hiob Ludolf, Mathematiker; sein Sohn Hieronymus (1679—1728) und Enkel Hieronymus, Ärzte.

Abu Zakarija Jahja ben Masaweih und sein Bruder Michael.

Lazare Marcquis und sein Sohn Guillaume (1604—64).

Joh. Fr. Meckel (1714—74), sein Sohn Philipp Fr. Th. und seine Enkel Joh. Fr. und August Albrecht und des letzteren Sohn Heinrich.

Georg Abr. Mercklin (1613—83), sein Vater, sein Sohn Georg Abraham und Enkel Joh. Abraham.

Benito Mojon und seine Söhne Giuseppe (1775—1837) und Benedetto.

Henricus Munting (1583—1658), sein Sohn Abraham und Enkel Albert.

Musa ben Meimun (1139—1208), sein Sohn Abul Meni Ibrahim, sein Enkel Abul Suleiman, seine Urenkel Abu Said und Abu Schakir.

Michael Neucrantz, sein Sohn Paul (1605—71) und Enkel Joh. Anton.

Aug. Herm. Niemeyer, Kanzler der Universität Halle; seine Söhne Wilh. Hermann und Karl Eduard und des letzten Söhne Felix und Paul.

Joh. Christ. Niemann (1750—85), sein Bruder Joh. Friedrich und dessen Sohn Adolf.

Hermann Oosterdyk-Schacht (1672—1744), sein Sohn Johann und Enkel Nic. Georg.

Simon Pallas (1694—1770), Chirurg; desgl. sein Sohn August Friedrich; der andere Sohn Peter Simon Reisender und Naturforscher.

Guy Patin (1601—72) und seine Söhne Robert und Charles.

Johannes Platearius, sein Sohn Johannes; dessen Söhne Johannes und Matthäus; des ersteren Sohn Matthäus und des letzteren Sohn Johannes; berühmte Ärzte in Salerno (12. Jahrh.).

Thomas Plater, seine Söhne Felix und Thomas; des letzteren Sohn Felix und Enkel Franz.

Anders Joh. Retzius, seine Söhne Anders Adolf und Magnus Christian und des ersten Sohn Gustaf.

Karl von Rokitansky und seine Söhne Karl und Prokop.

Eucharius Roeslin (gest. 1526) schrieb das erste Buch über Geburtshilfe, sein Sohn ein „Kreutterbuch".

Eduard Sandifort (1742—1814), sein Bruder Jan Bernard und sein Sohn Gerard.

Nicolo Santa Sofia, seine Söhne Giovanni und Marsilio und Enkel Galeazzo, Ärzte in Padua im 14. Jahrhundert.

Mathias Saxtorph (1740—1800), sein Sohn Joh. Sylvester und sein Enkel Mathias.

Die Familie Schleis von Löwenfeld.

Jakob Christian Schaeffer (1718—90), Entomolog; sein Bruder Joh. Gottlieb, dessen Söhne Jakob und Johann, Ärzte.

Joh. von Schroeter (1513—93) und seine Söhne Philipp Jakob und Joh. Friedrich.

Die Familie Siebold.

Die Familie Soemmering.

Jean Sue (1699—1762), sein Bruder Jean Josef, des ersten Sohn Pierre und des andern Sohn Jean Baptiste.

Die Familie der Teifuri, Abdallah, sein Sohn Zakarija und sein Enkel Israil.

Joh. Gottl. Thierfelder (1799—1867) und seine drei Söhne.

Moritz Gerhard Thilenius (1745—1808, Sohn des Arztes Joh. Heinrich und Enkel des „Bruchschneiders" Jakob Thile. Seine Söhne Christ. Heinrich und Otto Heinrich und des letzteren Sohn Georg.

Die Familie Treviranus.

Bartolomeo Varignana (gest. 1318), sein Sohn Guiglielmo und sein Enkel Pietro und Matteo, Professoren in Bologna.

Laurent Verduc und seine Söhne Jean Bapt. und Laurent (gest. 1703).

Vicenzo Vianeo, sein Neffe Bernardino und dessen Sohn Pietro, Chirurgen in Tropea (Calabrien), 16. Jahrhundert.

Georg Wolfg. Wedel (1645—1721) und seine drei Söhne.

Die Familie de Wind. Acht Ärzte.

Die Familie Ziegler in Quedlinburg.

Theodor Zwinger (1533—88, sein Sohn Jakob; des letzteren Enkel Theodor und dessen Söhne Joh. Rudolf und Friedrich; Ärzte in Basel.

## § 26.

## Die familiare Vererbung des Charakters.

Im Laufe der Jahrtausende haben sich durch den Verkehr der Menschen mit einander ethische Grundsätze als Normen des Umgangs festgesetzt, denen sich jedes Individuum beugen muß. Ihre Überschreitung zieht unbedingt einen mehr oder weniger grellen Konflikt nach sich, sei es nur mit andern Menschen, sei es mit dem geschriebenen oder ungeschriebenen Gesetz. Die Überschreitung resultiert aus angeborenen oder erworbenen Eigenschaften des Individuums, insofern diese stärker sind als die ethischen Normen. Die Summe jener Eigenschaften nennen wir Charakter.

Es ist eigentlich sehr schwer, Beispiele für die Vererbung des Charakters beizubringen, da sie im allgemeinen die Regel ist. Wie der Volksmund zu sagen pflegt, jemand sei seinem Vater aus dem Gesicht geschnitten, ebenso oft hört man wohl auch, es sei einer „grade wie der Alte". Jedenfalls darf als unbestrittene Tatsache gelten, daß Geiz, Eigensinn, Wollust, leicht aufbrausende Heftigkeit u. s. w. durch Vererbung übertragen werden. So waren die Appier Roms immer stolz und unbeugsam, die Catonen immer streng. Etwaige Differenzen sind meist so unscheinbar, daß die Sprache keine

termini geschaffen hat, um solche Abstufungen auszudrücken. Und mehr oder weniger finden wir solche Eigenschaften bei allen Menschen. Von Vererbung, und zwar familiärer Vererbung, kann nur dann die Rede sein, wenn sie nicht Konsequenzen des Selbsterhaltungstriebes sind. Wollen wir also eklatante Beispiele geben, so gestatte man uns, Familien auszuwählen, in denen derartige Eigenschaften Generationen hindurch in einer das gewöhnliche Maß überschreitenden Weise wiederkehren. Sie fallen dann so ziemlich mit den erblichen Leidenschaften zusammen. Inwieweit sie pathologisch sind, können wir hier nicht untersuchen.

„Eine rücksichtslose Selbstsucht, sagt Meyer[1]), die nur den eigenen Vorteil kennt und kein Mittel scheut, um Macht zu erlangen, charakterisiert alle Glieder des pontischen Königshauses, die wir kennen. So beteiligt sich Mithradates, des jüngeren Kyros Freund, mit Ariaeos an dem Verrat der Griechen; Ariobarzanes, Satrap von Phrygien, empört sich gegen den Großkönig; sein Sohn Mithradates geht dagegen zu diesem über und ermordet auf hinterlistige Weise den Datames. Ebenso war Pharnakes nach Polybius „gewalttätiger als alle Könige vor ihm". Und wie Mithradates VI. vor keinem Verbrechen zurückscheute, wie einer seiner Söhne nach dem andern sich gegen ihn empörte und Pharnakes seines Vaters Leiche den Römern auslieferte, ist bekannt genug. Aber dieselbe Energie, die sich hier in so empörender Weise äußert, hat es bewirkt, daß das pontische Reich von Geschlecht zu Geschlecht an Macht wuchs, daß die Fürsten in schwierigen Zeiten die Galater im Zaum halten, ja von sich abhängig machen konnten, vor denen die Seleukiden zitterten; durch sie hat Mithradates VI. den Römern über zwanzig Jahre lang Widerstand geleistet und ihre Herrschaft bedroht wie kein asiatischer oder griechischer Fürst vor oder nach ihm."

Waldemar[2]), der erste Folkunger auf dem Thron Schwedens, zeugte im Ehebruch mit Jutha, der „engelschönen" Schwester seiner Gemahlin Sophie, einen Sohn. Seines Bruders Magnus Enkel, Magnus Erikson, der letzte Folkunger, soll von seiner lasterhaften Neigung für junge Günstlinge den Beinamen Smek (Liebkoser) erhalten haben.

In der Gens Flavia[3]), die Rom drei Kaiser, Vespasian, Titus und Domitian, gab, war der Geiz Erbgut. Der Ursprung der Familie ist auf einen cisalpinischen Gallier, namens Petro, Centurio unter Pompejus, zurückzuführen, der sich später Titus Flavius Petronius nannte und Wechselgeschäfte trieb. Sein Sohn Flavius Sabinus, Steuerempfänger in Asien,

1) Eduard Meyer, Geschichte des Königreichs Pontus, S. 61.
2) Olaf Dalin, Geschichte des Reiches Schweden II (1757), S. 195.
3) Ribot, Erblichkeit, S. 120.

trieb nachher Wuchergeschäfte in Helvetien. Einer seiner Söhne war der Prokonsul Vespasian in Afrika. Er schacherte mit Pferden und Mauleseln, was ihm den Zunamen „Roßkamm" eintrug.

Die ganze Linie der Guisen, sagt Voltaire[4]), war waghalsig, zum Aufruhr geneigt, durchdrungen von dem unverschämtesten Stolz und der verführerischsten Höflichkeit; von Franz Guise an bis zu demjenigen, welcher sich allein und unerwartet an die Spitze des neapolitanischen Volkes setzte, hatten alle die gleiche Gestalt, den gleichen Mut und einen den gewöhnlichen Menschenverstand überragenden Geist.

Hamilcar Barcas und seine drei Söhne Hannibal, Hasdrubal und Mago waren alle Feldherrn.

In der Zigeunerfamilie Rosenberger scheint sich kriegerischer Sinn vererbt zu haben. Die Zigeuner wählen überhaupt den Hauptmann, obwohl dessen Würde nicht erblich ist, dennoch gern aus Familien, aus denen schon Hauptleute hervorgegangen[5]).

Das ganze wilde Geschlecht der spanischen Borgia charakterisiert eine Zügellosigkeit, die kein Gesetz anerkannte, als die Launen und Triebe ihrer Persönlichkeiten.

Vom prunkliebenden Friedrich I. von Preußen vererbte sich dessen Vorliebe für Frankreich, von seiner geistvollen Gemahlin Sophie Charlotte von Hannover deren glänzende Begabung in sonderbarer Kombination auf beider Enkel Friedrich den Großen und durch dessen Schwester Luise Ulrike abgeschwächt auf den Urenkel, Gustav III. von Schweden.

Frömmigkeit im Verein mit dichterischer Begabung erbte Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, der Stifter der Brüdergemeinde, von seiner Großmutter mütterlicherseits, Henriette Katharine von Gersdorf, und vererbte beides, gesteigert durch gleichartige Anlagen seiner Frau Erdmuthe Dorothee auf seinen Sohn Christian Renatus.

Liebesüchtigkeit, Blutdurst und Fanatismus erbte die blutige Maria (1553—1558) von ihrem Vater Heinrich VIII. von England und ihrer Mutter, Katharina von Aragonien. Die beiden ersten Eigenschaften erbte auch Elisabeth (1558—1603). Ob die Nichtvererbung des Fanatismus irgendwie mit der verhältnismäßigen religiösen Indifferenz ihrer Mutter, Anna Boleyn, in Beziehung steht?

Fast keiner der Merowinger starb anders als durch die Hand seiner nächsten Verwandten. Gegen die Greuel dieses Geschlechtes erscheint die Ge-

4) Legrand du Saulle, S. 8.
5) Liebich, Die Zigeuner, S. 26 resp. 42.

schichte der Labdaciden und Tantaliden beinahe harmlos. Chlodwigs Mutter, Basina, war von ihrem Gatten, dem König Bisinus von Thüringen, entlaufen[6]). Er selbst begründete durch Hinterlist, Verrat und Mord das fränkische Reich. Seine Söhne Chlothachar und Childebert räumten auf jammervolle Weise ihre Neffen beiseite[7]). Der erste war ein wilder Wüstling[8]). Sein Sohn Chilperich ließ auf Anstiften seiner Gattin Fredegunde seinen Bruder Sigibert ermorden. Dessen Witwe Brunichild heiratete gegen Recht und kanonische Vorschrift ihren Neffen, Chilperichs Sohn Merovech. Nach ihres Sohnes Childebert Tode beherrschte sie ihre Enkel Theodobert und Theodorich ganz, bis sie in die Hände Chlotars II. fällt, der die grauenhafteste Rache an dem bösen Dämon seines Geschlechtes nahm. Nur noch Schattenkönige vermochte aber von da an das verrottete Geschlecht hervorzubringen, neben denen die Majores domus aus dem Hause der Karolinger standen.

Staatsmänner in drei Generationen lieferte die Familie Adams: John war zweiter, sein Sohn John Quincy sechster Präsident der Vereinigten Staaten; sein Enkel Charles Francis Gesandter in England, wie seine Vorfahren.

## § 27.

## Das Verbrechertum.

Die scheinbare Übereinstimmung der Insassen von Irrenhäusern mit denen von gerichtlichen Strafanstalten inbezug auf Degenerationszeichen und physiognomische Eigentümlichkeiten berechtigt uns trotzdem noch nicht, die Verbrecher zu den Geistesgestörten zu zählen, d. h. anzunehmen, daß die „freie Willensbestimmung" bei ihnen aufgehoben sei. Sie unterscheiden sich von den Geistesgestörten etwa so, wie diejenigen, welche an Akkomodationsstörungen ihres Sehvermögens leiden, von denen, bei welchen krankhafte Veränderungen der Gewebe der Augen die Sehkraft geschwächt oder zerstört haben. Die Verbrecher zerfallen in zwei Klassen; die erste umfaßt geistig normale Menschen ohne Degenerationszeichen, welche sich durch Leichtsinn, Unverstand, ungünstige Lebensverhältnisse, Leidenschaften (vor allem Mißbrauch geistiger Getränke) zum Verbrechen hinreißen ließen; die zweite Klasse umfaßt die Gewohnheitsverbrecher. Die Gewohnheitsverbrecher zerfallen wieder in zwei Arten. Die erste umfaßt jene, welche meist ohne deutliche Entartungszeichen infolge schlechter Erziehung, Gesellschaft, Armut oder Ausschweifungen im Verbrechen einen Beruf wie jeden andern oder berechtigte

6) 7) 8) Gregor von Tours II, 12; III, 18; IV, 3.

Rache für erlittene Unbill erblicken. Die zweite Art umfaßt jene, welchen die Neigung zum Verbrechen angeboren ist[1]). Da sie meist Degenerationszeichen zeigen, hat Lombroso für sie den typo di criminalità innata statuieren wollen.

Die Beobachtung der Degenerationszeichen und physiologischen Eigentümlichkeiten hat eine neue Wissenschaft geschaffen, die Kriminalanthropologie. Die Jurisprudenz entwickelt nur den Verbrechenstatbestand; die Kriminalanthropologie betrachtet den Täter in seiner biologischen Eigentümlichkeit und gewinnt dadurch erst den Standpunkt für Beurteilung der Frage nach der Zurechnungsfähigkeit.

Die Lehre vom „Verbrechertypus" hat Fiasko gemacht. Denn die Verbrechen sind überhaupt nicht den Monomanien analog, sondern gehen aus einer psychischen Gesamtorganisation hervor und sind in ihrer speziellen Erscheinungsform das Produkt sozialer Zustände[2]). Dazu kommt das, was Bentivegni sehr treffend „Individualgesetz der Symbolik"[3]) genannt hat. Wohl folgt jedes Individuum in Sprache, Gesten und physiognomischem Ausdruck innerer Vorgänge gewissen allgemein verständlichen Regeln; aber mit so vielfältigen individuellen Abweichungen und Eigentümlichkeiten, daß allgemein gültige Regeln aufzustellen unmöglich ist. Das nämliche liegt in der Graphologie vor. Sie ist ein Kapitel der Mimik, insofern der Wille oder die Stimmung des Schreibers durch Zug- und Druckbewegungen der Hand sich äußert. Aber die Deutung nach allgemein gültigen Regeln scheitert auch hier am „Individuum" mit seinen individuellen Besonderheiten.

Daß trotzdem die „Veranlagung" zum Verbrechen eine Tatsache ist, ist unzweifelhaft und ebenso, daß diese Veranlagung erblich übertragen wird. Das stärkste Argument dafür ist, daß Zucht- und Korrektionshäuser zahllose Unverbesserliche enthalten, die in frühester Kindheit von ihren Eltern verlassen worden sind und trotz der unter ehrlichen Leuten genossenen Erziehung früh zu dauernd rückfälligen Verbrechern wurden[4]). Die Moral in uns ist organisch (Herbert Spencer). Der Verbrecher muß also organischen Defekt zeigen; welchen, das ist eine offene Frage. Wir wollen uns daher hier beschränken, noch ein paar Verbrecherfamilien aufzuzählen, die die Erblichkeit bestätigen. Weitere Beispiele finden sich überall in der kriminalanthropologischen Literatur.

1) Hölder, Über die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Verbrecher, Stuttgart 1888.

2) Benedikt, Anatomische Studien an Verbrechergehirnen, Wien 1879, S. XI.

3) Bentivegni, Anthropologische Formeln für das Verbrechertum, Leipzig 1893, S. 35.

4) Kurella, Naturgeschichte des Verbrechers, Stuttgart 1893, S. 135.

Tschudi[5]) berichtet von einer solchen in Brasilien. Es waren lichte Mulatten (pardos claros). Einer der drei Brüder starb am Galgen; der zweite wurde als Mörder verfolgt; der dritte hatte einen jungen Mann aus besseren Ständen lebendig geschunden. Die Schwester hatte einem Kinde den Kopf gegen einen Stein zerschellt.

Die Lohmüllerbande, die den Vogelsberg bis 1812 unsicher machte, bestand aus drei Vätern und deren neun Söhnen. Auf Franz Lehn kamen davon fünf. Auch sein Weib wie das seines älteren Bruders Andreas waren bei den Einbrüchen und Diebstählen beteiligt[6]).

In den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts lebte in der Nähe von Gröningen, dann zu Antwerpen, Gent, Brüssel und Courtray Jacob Moyses, der Patriarch der niederländischen Räuberbanden. Sein Sohn war der berüchtigte Abraham Jakob; seine Töchter Dina Frau des furchtbaren Picard; seine zweite Tochter Helene oder Rebekka erst mit dem verrufenen Daniel Jakob, dann mit dem entsetzlichen Franz Bosbeck verheiratet[7]).

Der Raubmörder Mathias Kneißl, der 1900—1901 in Münchens allernächster Umgebung Monate lang der Gendarmerie zu entgehen wußte, stammte von dem berüchtigten Räuber Pascolini (Großvater mütterlicherseits) ab.

---

## Drittes Kapitel.

# Die Gesetze der Vererbung.

### § 28.

### Pangenesis und Keimplasmatheorie.

Es ist bis jetzt noch nicht gelungen, Organismen aus organischen Stoffen aufzubauen; sie bilden sich nur aus Keimen gleicher Art. Dasselbe gilt für die Entstehung von Kristallen aus metastabilen Lösungen; eine Lösung von Glaubersalz, die nur wenig übersättigt ist, bleibt unbegrenzt lange Zeit flüssig, wenn der Zutritt fertiger Glaubersalzkeime ausgeschlossen ist und Temperatur und Konzentration gewisse Grenzen innehalten. Treibt man aber die Übersättigung immer weiter oder erniedrigt die Temperatur immer

---

5) Tschudi, Reisen in Südamerika II, 29.

6) Grolman, Aktenmäßige Geschichte der Vogelsberger und Wetterauer Räuberbanden, Gießen 1813, S. 504.

7) Avé Lallemant I, S. 98 ff.

mehr, so tritt schließlich ein Zustand ein, in welchem die spontane Bildung von Kristallen auch *ohne* Keim erfolgt.

Aus dem Mißlingen der diesbezüglichen Versuche für Organismen folgt daher noch nicht die absolute Unmöglichkeit derselben; vielmehr ist offenbar bis jetzt die Unkenntnis der Bedingungen hinderlich, unter denen die „metastabile Grenze" der Nährlösung inbezug auf organisches Leben überschritten wird. Eines aber wird durch die *Ähnlichkeit* beider Vorgänge nahegelegt: auch die Erscheinungen des organischen Lebens liegen innerhalb der physikochemischen Welt. Dieser Satz gilt nicht nur für die allereinfachsten Lebewesen, sondern, wie schon die Abstammungsgeschichte vermuten läßt, auch für die im Bau kompliziertesten und somit höchststehenden. Und somit vor allen Dingen auch für ihre *morphologische* Gestaltung! Der im regulären System kristallisierende Salmiak besitzt eine besondere Fähigkeit zur Ausbildung gitterförmiger Gebilde. Hier ist nicht einmal elterliche Übertragung nötig, durch welche irgend eine bestimmte Form in die Kristalle gelangt; denn wenn man die Verbindung auch wieder vollständig auflöst oder gar aus ihren Elementen Stickstoff, Wasserstoff und Chlor synthetisch aufbaut, am entstandenen Produkt findet sich beim Kristallisieren alsbald dieselbe Formeigentümlichkeit. Durch die Entwicklung aus anscheinend ganz ungestalteten Keimen entstehen innerhalb der gesamten organischen Welt die allergetreuesten Wiederholungen der Bildungen des elterlichen Leibes[1]). Mit einem Wort: *Die Vererbung ist ein Prozeß, der einer physikochemischen Erklärung harrt.*

Die moderne Biologie hat eine Reihe Vererbungstheorien aufgestellt. *Darwin* selbst gab in der „Pangenesis" eine provisorische Hypothese. Er nahm an, daß es in den Zellen zahllose unter sich verschiedene Teilchen, „gemmules" (Keimchen), gebe, welche die einzelnen Zellen, Organe, Funktionen und Eigenschaften des ganzen Individuums vergegenwärtigen. Sie teilen und vermehren sich durch Ernährung und Wachstum; sie können durch zahllose Generationen untätig bleiben, um plötzlich wieder aktiv zu werden (Atavismus); sie gehen bei der Zellteilung auf die Tochterzellen über (Vererbung). Außerdem aber sondern die Zellen des Organismus in jedem Entwicklungsstadium solche Keimchen ab, welche den Keimzellen zugeführt werden und diesen jene Eigenschaften mitteilen, welche die betreffenden Zellen etwa während ihrer Entwicklung *erworben* haben. Unter Beiseitelassung des „Keimchentransportes", der sich in der Weise als unmöglich erwies, hat auf *Darwins* Idee *Hugo de Vries* seine „intrazelluläre Pangenesis" erbaut.

1) *Ostwald*, Naturphilosophie, Leipzig 1902, S. 346.

Das gerade Gegenstück zu dieser „provisorischen Hypothese" Darwins, welche die Variabilität in höchstem Maße gewährleistet, ist Weismanns Keimplasmatheorie.

Die eigentliche Vererbungssubstanz ruht im Kern der Ei- oder Samenzelle, deren Wert bei konsequenter Auslegung der Befruchtung als Amphimixis in dieser Hinsicht gleich sein muß, und zwar sind es jene Chromatinkörper, die ihren Namen von ihrer leichten Färbbarkeit mit allen möglichen Farbstoffen erhalten haben und in Stäbchen-, Schleifen- oder Kügelchengestalt erscheinen. Nach Weismann setzt sich nun „das Keimplasma der Vielzelligen aus Ahnenplasmen oder Iden zusammen, Lebenseinheiten der dritten Stufe, welche in Mehrzahl die Kernstäbchen oder Idanten zusammensetzen. Jedes Id des Keimplasma ist aus Tausenden oder Hunderttausenden von Determinanten erbaut, Lebenseinheiten zweiter Stufe, die sich dann wieder aus den eigentlichen Lebensträgern, den Biophoren zusammensetzen, den kleinsten Lebenseinheiten. Die Biophoren sind verschiedener Art und jede Art entspricht bestimmten Teilen einer Zelle; sie sind also Eigenschaftsträger von Zellen. In verschiedener aber fest bestimmter Zahl und Mischung setzen sie die Determinanten zusammen, deren jede die Anlage einer bestimmten Zelle oder einer kleineren, größeren oder selbst sehr großen Zellengruppe (Blutzellen) ist.

„Diese Determinanten bestimmen die Zelle dadurch, daß sie sich in ihre Biophoren auflösen, welche nun durch Poren der Kernmembran in den Zellkörper auswandern und dort sich vermehren und nach in ihnen enthaltenen Kräften sich ordnen und die histologische Struktur der Zelle bestimmen. Sie tun dies aber erst nach Ablauf einer gewissen fest normierten Entwicklungsdauer, während deren sie in die Zelle gelangt sind, die sie zu determinieren haben.

„Daß jede Determinante an den ihr bestimmten Platz im Körper gelangt, beruht darauf, daß jede von ihnen schon im Keimplasma-Id ihren bestimmten Platz einnimmt, daß dieses also eine ererbte und fest bestimmte Architektur besitzt. Die Ontogenese beruht auf einem allmählichen Zerlegungsprozeß des Keimplasma-Ids, welches sich bei jeder oder doch sehr vielen Zell- und Kernteilungen der Entwicklung in immer kleinere Gruppen von Determinanten spaltet, so daß an Stelle einer Million verschiedener Determinanten, die etwa das Keimplasma-Id zusammensetzen möge, auf der folgenden ontogenetischen Stufe jede Tochterzelle deren nur noch eine halbe Million, jede der darauf folgenden Stufen nur eine Viertel Million u. s. w. enthielte. Zuletzt bleibt in jeder Zelle nur noch eine Art von Determinanten übrig, wenn wir von möglichen Komplikationen absehen, diejenige nämlich, welche die betreffende Zelle oder Zellengruppe zu bestimmen hat. Diese allmähliche Zerlegung des Keimplasma-Ids in die späteren Id-Stufen mit immer kleineren Determinantengruppen geschieht nicht wie eine eine einfache Zerschneidung desselben in Stücke, sondern ist wie alle Zerlegungen von Lebenseinheiten mit Verschiebungen der Determinantengruppen verbunden, wie sie durch ungleich rasche Vermehrung der verschiedenen Determinanten gesetzt und durch die in diesen waltenden Kräfte der Anziehung geregelt werden. Die ursprüng-

liche Lage der Determinante in dem unendlich verwickelten Bau des Keimplasma-Ids bedingt es, daß trotz aller Verschiebungen der Determinantenfigur, welche durch die erb ungleichen Kernteilungen verbunden mit ungleichem Wachstum der verschiedenen Determinantenarten eintreten müssen, dennoch jede Determinante in jeder Id-Stufe wieder ihren fest bestimmten Platz einnimmt und einen sicher geregelten Weg einhält, vom Keimplasma-Id durch ganz bestimmte Zellenfolgen hindurch bis zu der Zelle am Ende der Entwicklung, in welcher sie ihre Reife erlangt, sich in ihre Biophoren auflöst und der Zelle ihren ererbten spezifischen Charakter aufprägt. Jedes Id jeder Stufe hat seine fest ererbte Architektur, einen verwickelten, aber völlig fest bestimmten und gesetzmäßigen Bau, der, vom Id des Keimplasmas ausgehend, sich in gesetzmäßiger Veränderung auf die folgenden Id-Stufen überträgt. In der Architektur des Keimplasma-Ids sind alle Strukturen der folgenden Id-Stufen potentia enthalten, in ihr liegt der Grund der regelrechten Verteilung der Determinanten, d. h. der Grund für den gesamten Aufbau des Körpers von seiner Grundform an zu der Anlage und zu den Beziehungen der Teile, in ihr liegt der Grund, warum z. B. die Determinante für einen kleinen Fleck auf dem Flügel eines Schmetterlings genau an die richtige Stelle gelangt und an keine andere, warum die Determinante für das fünfte Fühlerglied eines Flohkrebses genau an dieses und nicht etwa an das vierte gelangt. Die Bestimmung des Charakters der einzelnen Zelle hängt von den Biophoren ab, welche die betreffende Determinante enthält und in die Zelle entsendet."

Aus der vorstehend in extenso aufgeführten Theorie Weismanns ergibt sich zunächst, daß eine Vererbung erworbener Eigenschaften absolut ausgeschlossen ist. Das elterliche Individuum hat keinen Einfluß auf den Bau des Keimplasmas; es ist nicht der Architekt desselben, sondern nur eine Maschine, deren höchste Vervollkommnung also für das Kind praktisch keinen Nutzen hat. Die Kontinuität des Keimplasmas hebt jede Möglichkeit der Teleosis auf. Nach Weismanns Theorie können nur solche Variationen in Erscheinung treten, die im Keimplasma vorgebildet sind, und da der Eintritt der Abänderungen bei ihm ein notwendiger ist, bedingt durch das intragerminale Auf- oder Absteigen der Determinanten, so ergibt sich als logische Konsequenz, daß das strukturlose Protoplasma schon die ganze Tatsächlichkeit der Entwicklungsgeschichte als virtuell präformiert in innerer Notwendigkeit enthält. Das ideelle Gotteshirn als Träger gleichzeitig erstandener Archetypen wird also hier durch einen materiellen Träger eines einzigen, aber der Evolution fähigen Archetypus abgelöst. Aber der Einfluß von „Wechselbeziehungen, in welche die Zellen eines Organismus, während sie durch Teilung an Zahl zunehmen, in einer sich stetig verändernden Weise zueinander treten"[2]), und zweitens der Einfluß der Einwirkungen der den Organismus umgebenden Außenwelt ist doch nicht zu leugnen. Von jenen Wechselbeziehungen würde also nur die Keimzelle nicht getroffen; innerhalb

2) Hertwig, Präformation oder Epigenesis, Jena 1894, S. 99.

des elterlichen Organismus verharrte sie nicht als integrierender Bestandteil, als quasi Spiegelbild desselben, sondern in unnahbarer Unantastbarkeit.

Die Kontinuität des Keimplasmas, d. h. seine Vererbung, erklärt Weismann durch Wachstum; da aber das Keimplasma schon „Struktur" besitzt, so genügt „Wachstum" an sich noch nicht. Wie würde sonst die Struktur übertragen? Wie anders, als durch Vererbung! d. h. Weismann erklärt Vererbung durch „Vererbung". Seine ganze glänzende, geistvolle Theorie, mit einem Worte, schiebt die Frage weiter, sehr weit zurück; aber sie löst sie nicht und ersetzt die verhältnismäßig einfachere durch eine unendlich komplizierte.

Wer unter „erworbenen Eigenschaften" immer nur abgedrückte Katzenschwänze und dergleichen durch Verletzungen oder grobe Schädigungen entstandene pathologische Erscheinungen versteht, wird leicht die Vererbung erworbener Eigenschaften überhaupt ableugnen können. Denn das Pathologische ist der Natur zuwider, obwohl Pathologisches in manchen Fällen erblich übertragbar ist. Die generelle Kraft der Vererbung ist schon logischerweise gegenüber individuellen Abänderungen im Vorteil. Natürlich ist „Kraft" hier übertragen zu verstehen.

Vorläufig müssen wir also an der Variabilität des Keimplasmas festhalten. Die Keimzellen erleiden im Verlaufe der individuellen Entwicklung des Elters eine parallele oder entsprechende Veränderung, resp. innere Evolution[3]). Das Wie dieses Vorganges aber, obwohl auch er physikochemisch sein muß, ist noch unbekannt.

## § 29.

## Haeckels Perigenesis.

Haeckel stellte eine Vererbungstheorie auf, welche das Rätsel der Vererbung in einem rein mechanischen Sinne zu lösen sucht. Da die Organismen aus Zellen bestehen, ist die Zelle als „Lebenseinheit" zu denken und wird als Plastide (Bildnerin) bezeichnet. Die einzelnen lebenden Teilchen, sozusagen die Moleküle, aus welchen die Plastide besteht, werden Plastidulen genannt. Das Leben beruht also auf den Plastidulen, oder mit anderen Worten auf der Molekularstruktur des Plasson. Die Plastidulen nämlich sind aus Atomen zusammengesetzt, deren jedes von unveränderlicher Beschaffenheit ist und durch den hypothetischen Äther (der Schwingungssphäre) vom andern getrennt ist. Jedes Atom besitzt eine inhärente Summe von

3) Orschansky, Die Vererbung, Stuttgart 1903, S. 326 f.

Kraft und ist in diesem Sinne „beseelt“; die Masse des Atoms ist unzerstörbar und unveränderlich, so daß also auch die Atomseele unsterblich ist, während nur die ewig wechselnden Verbindungen der Atome vergänglich sind.

Die wichtigste Eigenschaft der Plastidulen aber ferner ist die Fähigkeit der Reproduktion oder des Gedächtnisses, die allen andern Molekülen fehlt. Auf ihr beruht die charakteristische Molekularbewegung der Plastidulen. Ihr Wachstum geschieht durch Intussuszeption, durch innere Einlagerung. Wenn demnach Fortpflanzung das Wachstum des Individuums über sein individuelles Maß hinaus ist, so ist Vererbung die Übertragung der Plastidulenbewegung, Fortpflanzung der individuellen Molekularbewegung der Plastidule von der Mutterplastide auf die Tochterplastide. Die Anpassung ist dann Abänderung der Plastidulbewegung. Die periodische Bewegung des biogenetischen Prozesses erscheint phylogenetisch als Bild einer verwickelten Wellenbewegung, in welcher das individuelle Leben jeder einzelnen Person einer einzelnen Welle entspricht, woraus Haeckel auf die unsichtbare Plastidulbewegung als einer gleichfalls verzweigten Wellenbewegung schließt, die er als letzte causa efficiens der Biogenese betrachtet und als Perigenesis bezeichnet.

Leben und Bewegung sind also nach Haeckel identisch; und die Chemie wird einst das letzte Wort zu sprechen haben inbezug auf die Lösung des Welträtsels, die bis zu jenem Punkte reicht, wo die Grenze der menschlichen Erkenntnis liegt. Lassen wir die Ewigkeit der Substanz und ihrer Kraft beiseite, obwohl Ewigkeit ja kein Begriff, sondern nur die Negation eines Begriffes, nämlich des der Endlichkeit, ist, wie ja auch die Mathematik z. B. mit imaginären Zahlen rechnet, so liegt jenseits dieser Grenze die Frage nach dem Warum dieser Substanz und ihrer Kraft. Warum überhaupt Substanz und Kraft? Warum nicht nichts? Oder gar warum nicht Substanz ohne Kraft? Oder Kraft ohne Substanz? Auf dies Warum gibt es kein Darum mehr, weil das andere, der Acher Uriel Akostas, fehlt, durch dessen Unterscheidung es „erkannt“ werden könnte. Und insofern gilt dann freilich das Ignorabimus Dubois Reymonds, gleichviel ob wir sämtliche Qualitäten auf die ihnen zugrunde liegenden quantitativen Verhältnisse zurückgeführt haben und gleichviel ob die Biologie im weitesten Sinne, d. h. die Mechanik des Weltalls, auf mathemathische Formeln reduziert ist. Die Substanz als solche ist eigenschaftslos und somit unterschiedslos. Die Substanz mit ihrer Kraft wäre sonach die eigentliche, letzte und einzige Voraussetzung der Wissenschaft. „Das Ideal, sagt Reinke in der Vorrede seiner theoretischen Biologie (Berlin 1901), mag sein, mit einem Minimum von Voraussetzungen

auszukommen — besser hieße es: gar keine nötig zu haben — da wir aber Menschen sind, wird dies Minimum niemals den Wert von Null erreichen."

Wir haben im Vorhergehenden die Haupttheorien der Vererbung kurz gekennzeichnet. Wir sehen, wie sich dabei die Meinungen bezüglich der Mechanik des Vorganges, ja der Prinzipien selbst fast diametral gegenüberstehen. Es ist daher vergeblich, nach Gesetzen der Vererbung zu suchen, so lange man unter Gesetz eine Formel versteht, die aus der Mechanik der Vererbung oder deren Prinzipien selbst zu fließen hat. Was man gewöhnlich Gesetze der Vererbung nennt, sind nur Zusammenfassungen äußerer Erscheinungsformen nach bestimmten Gesichtspunkten. Selbstverständlich war ihre Aufstellung darum nicht nutzlos. Die Vereinigung zweier oder mehrerer von ihnen unter höheren Gesichtspunkten läßt vielleicht einmal einen Rückschluß auf die Mechanik der Vererbung zu, dessen zunächst hypothetischer Charakter sich durch die weitere empirische Forschung der Biologie der Zelle korrigiert.

Als Homotopie bezeichnet Haeckel die Vererbung am entsprechenden Orte, also das Wiedererscheinen einer körperlichen Eigentümlichkeit an derselben Stelle desselben Körpers, wo sie bei den Vorfahren war. In ähnlicher Weise nennt man Homochronie das Auftreten einer Eigentümlichkeit im entsprechenden Lebensalter. Homotopie und Homochronie bilden den Wesensinhalt der Vererbung. Ohne sie könnte nie Gleiches aus Gleichem sich entwickeln.

## § 30.

## Ein Exponent der familiaren Vererbung.

Die manchmal so seltsamen Überlieferungen und Gebräuche der Völker bergen gar oft tiefe Erkenntnis. Freilich ruht die Wahrheit zuweilen als wertvoller Kern in entstellender Umhüllung; zuweilen dünkt sie uns wertlos, weil uns die Einsicht in ihre Begründung mangelt. Im letzten Fall befinden wir uns jenem Drohwort Jehovahs (Exodus 20, 5; 34, 7) gegenüber, daß er die Missetat der Väter heimsuche auf Kinder und Kindeskinder bis ins dritte und vierte Glied. Offenbar liegt hier der Gedanke zugrunde, daß sich die Sünde durch Vererbung bis ins dritte und vierte Glied erhalte. Nach dem Kommentar von Keil-Delitzsch bedeutet das dritte Glied den Urenkel, d. h. also die vierte Generation (einschließlich des Erwerbers der Eigenschaft). Man könnte demnach in der ganzen Stelle die Idee vermuten, daß sich die Sünde oder der Trieb zur Sünde bis in die vierte oder fünfte Generation vererbe.

Nach Morel erstreckt sich die Wirkung vererbter Trunksucht auf vier Generationen folgendermaßen: in erster Generation übermäßiger Alkoholgenuß, in der zweiten erbliche Trunksucht, in der dritten Hypochondrie, in der vierten Schwachsinn und wahrscheinlich Erlöschen des Geschlechts.

Durch fünf Generationen erstrecken sich die Greuel der Tantaliden: Tantalus, Pelops, Atreus, Agamemnon, Orestes. Erst bei diesem ist der Frevel sühnbar und es tritt eine Regeneration der Familie ein. Die fünfte Generation erschien ja auch schon bei Jehovahs Drohung als zweifelhaft hinsichtlich ihres Charakters. Eine indische Sage berichtet von einem Vatermördergeschlecht, das sich durch fünf Generationen auf dem Throne des Reiches Magadha erhielt, bis sich endlich die Birmanen erhoben und den letzten verjagden. Ajâtaçatru nämlich hatte seinen Vater Bimbisâra im Gefängnis verhungern lassen; Udâyin tötete seinen Vater Ajâtaçatru; Anuruddha seinen Vater Udâyin; Munda seinen Vater Anuruddha; Nâga Dassaka endlich seinen Vater Munda[1]).

In allen diesen Fällen handelt es sich um ethisch „schlechte", d. h. antisoziale Eigenschaften. Diese können aktiver oder passiver Art sein. Wollen wir nun resumieren, so können wir etwa sagen: die Vererbung antisozialer Eigenschaften erstreckt sich durch vier Generationen (einschließlich des Erwerbers der Eigenschaft). Ein fünftes Glied wird gewöhnlich nur da erscheinen, wo es sich um antisoziale Eigenschaften aktiver Art handelt. Der Charakter dieses fünften Gliedes aber ist zweifelhaft; es kann regenerativ oder degenerativ wirken.

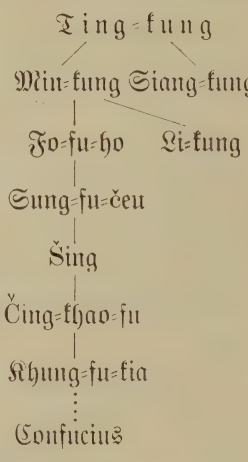
In eigentümlicher Weise finden diese Sätze ihre Bestätigung durch ethische Belege. Zunächst ein Beispiel für die regenerative Wirkung des fünften Gliedes! Die Mischlinge, sagt Ammon[2]), von Weißen und Negerinnen (Mulatten) und von Weißen und Indianerinnen (Mestizen) und deren Nachkommen sind in Amerika wegen ihres schlechten Charakters verrufen und dienen hauptsächlich dazu, die Zuchthäuser zu füllen. Sie besitzen die Ansprüche an das Leben, die der Weiße macht, aber nur die Fähigkeiten des Farbigen, um diese Ansprüche zu befriedigen, dazu die Wildheit des Urmenschen durch Rückschlag. Nun pflegten aber die Quinteronen in Mexiko als Weiße angesehen zu werden und deren Rechte und Privilegien zu erhalten[3]). D. h. in der fünften Generation erlischt die Sichtbarkeit der Mischung mit farbigem Blut und deren Charaktereigenschaften. Die eben beschriebene Vererbungserscheinung fällt unter Galtons allgemeines Re-

1) Kern, Buddhismus II, 283.
2) Ammon, Natürliche Auslese Nr. 326.
3) Mühlenpfordt, Mejiko I, 199.

gressionsgesetz, daß nämlich Kinder, im Ganzen genommen, in derselben Richtung wie die Eltern vom Typus der gegebenen Population abweichen, jedoch in geringerem Grade. Natürlich darf dabei keine anderweitige Mischung eine anderweitige Verschiebung hervorrufen oder, wie Johannsen[3a]) auf Grund seiner botanischen Studien die Forderung ganz allgemein faßt: die gegebenen Populationen müssen aus reinen Linien bestehen.

Und nun zwei Beispiele für die degenerative Wirkung des fünften Gliedes. Von den vielen Frauen des Königs von Siam sind nur vier legitim. Die Abkömmlinge von den illegitimen Frauen heißen in der zweiten und dritten Generation Monchao und erhalten noch Gehälter. Die der vierten Generation, also die fünften Glieder (einschließlich des Königs), werden aber gewöhnlich von der Liste gestrichen und kehren ins Volk (Phrai) zurück[4]).

In der Grafenwürde von Sung folgte auf Sian-kung der zweite Sohn des Min-kung, da der ältere Bruder Fo-fu-ho verzichtet hatte. Fo-fu-ho ist also der erste, der aus der Herrscherfamilie heraustritt. Er mit seinen drei Nachfolgern, also vier Generationen, bilden noch die Seitenlinie der Grafen von Sung. Der fünfte gilt nach chinesischem Gesetz als nicht mehr zur Fürstenfamilie gehörig; er geht unter dem Volk auf mit neuem Familiennamen und zwar Khung. Von ihm stammt dann auch Khung-tsï (Confucius) ab[5]).




Daß sich Ausnahmen von den hier aufgestellten Regeln, vielleicht sogar zahlreich, finden lassen, ist gewiß. Aber sie bilden keine Gegenbeweise. Denn solange wir den Vorgang der Vererbung nicht kennen, solange sind uns auch die Umstände, welche die Ausnahmen hervorriefen, unkenntlich und darum undiskutierbar. Ich selbst bin übrigens geneigt, derartigen Regeln großen Wert beizulegen, weil Volksanschauungen auf jahrhundertelanger praktischer Erfahrung zu beruhen pflegen.

Freilich wird man eins dabei nicht vergessen dürfen; in der vierten, selten der fünften Generation begrenzt sich der Umfang einer Familie bezüglich des persönlichen Kontaktes ihrer Mitglieder. Es wäre daher leicht denk-

3a) Johannsen, Über Erblichkeit in Populationen und in reinen Linien. Jena 1903, S. 58.

4) Bastian, Völker des östlichen Asien III, 109.

5) Dvořak, Chinas Religionen I, 7.

bar, daß Völker zuweilen die Verwandtschaft in der sichtbaren Ascendenz begrenzt hätten in schriftloser und darum geschichtsloser Periode und daß diese Begrenzung rechtliche Norm wurde und sich als Überlebsel in spätere Zeiten rettete, in denen eine fixierte Tradition der fortlaufenden Genealogie jede Begrenzung an sich aufhob.

## § 31.

## Der Atavismus.

Atavismus oder Rückschlag heißt jene merkwürdige Erscheinung der Vererbung, daß eine Eigenschaft — feature or character, sagt Galton[1]) — Generationen hindurch latent bleibt, um plötzlich wieder zu erscheinen. Mitunter liegt eine direkte Neigung zum Atavismus vor; und Darwin[2]) bemerkt mit Recht dazu, daß eine derartige Neigung an sich nicht unwahrscheinlicher ist, als die Vererbung eines tatsächlich ganz unnützen oder rudimentären Organes.

Für den Atavismus hat Haeckel ein besonderes Gesetz der latenten oder unterbrochenen Vererbung aufgestellt. Ich habe schon oben meinen Standpunkt derartigen „Gesetzen" gegenüber klargelegt. Die Erklärung, die Weismann[3]) für die ganze Erscheinung gibt, lautet: Die für das Bild des Großelters bestimmend gewesene Idantengruppe war ganz oder teilweise in der Keimzelle des Elters enthalten, aus welcher sich der Enkel entwickelte; und es trat ihr vom anderen Elter her eine minder starke Idantengruppe gegenüber. Würde es sich nach Weismann hier gleichsam um einen Kampf der Idantengruppen ums Dasein handeln, so liefe es bei folgerechter Auslegung der Theorie von de Vries[4]) auf die Inaktivität der betreffenden Pangene hinaus.

Gleichviel aber! Der eigentliche Grund der Latenz ist uns dennoch unbekannt. Die geringe Stärke der unterliegenden Idantengruppe (bei Weismann) ist, selbst wenn wir alle seine Prämissen zugeben, höchstens eine Tatsache; und eine eventuelle Inaktivität der Pangene von de Vries höchstens eine Annahme. Ich wiederhole also, daß wir aus mangelnder Kenntnis der Ursachen vorläufig vollberechtigt sind, alle Erscheinungen der Latenz von Eigenschaften unter dem Gesamtnamen Atavismus zusammenzufassen. Unterteilungen sind darum natürlich nicht ausgeschlossen. Nur der Vollständigkeit

1) Galton, Natural interitance, London 1889, S. 11.
2) Darwin, Entstehung der Arten, 2. Aufl. 1863, S. 188.
3) Weismann, Keimplasma, S. 409.
4) Hugo de Vries, Intracellulare Pangenesis, S. 194.

halber teile ich diejenige von Yves Delage[5]) mit. Er unterscheidet: 1. La transmission dans une famille, de caractères individuels qui, après avoir fait défaut pendant quelques générations, réapparaissent subitement. 2. La réapparition plus ou moins régulière, dans une race, de caractères, qui appartiennent normalement à une race voisine, dont la première provient par des croisements pertinemment constatés. 3. L'apparition exceptionelle de caractères tératologiques pour la race où ils se montrent, mais qui sont normaux dans des races que l'on suppose être les ancêtres de celle-ci.

De Vries[6]) dagegen, und ihm schließen wir uns hier an, unterscheidet zwischen physiologischem und phylogenetischem Atavismus. Unter ersterem werden jene Eigenschaften verstanden, deren primordiale Erscheinung in Ascendenten historisch bekannter Vergangenheit stattfand; phylogenetischer Atavismus ist der Rückschlag auf die entwicklungsgeschichlich zu postulierenden Voreltern. Wie sich Reinke übrigens mit den letzteren abfinden wird, der die Phylogenie im allgemeinen für transcendent[7]) erklärt, vermag ich nicht zu sagen. Die Aufgabe des physiologischen Atavismus ist die Erkenntnis der Variationsgesetze; die des phylogenetischen Atavismus der Aufschluß über die Phylogenese, der experimentell durch Kultur und Selektion oder durch Beobachtung zufälliger Funde erfolgen kann.

Es erübrigt noch, Beispiele für beide Arten des Atavismus beizubringen. Bezüglich des physiologischen kann ich mich aber im allgemeinen nur Yves Delage anschließen, der dazu, d. h. zu seinem atavisme de famille, bemerkt[8]): La ressemblance d'un enfant avec un grand-père ou un aïeul, sans ressemblance avec les parents intermédiaires, est un fait assez fréquent. Nul ne le conteste et ce serait perdre son temps que lui consacrer de long développements. Die Armenier[9]) haben ein Sprichwort: Der Großvater hat unreife Weintrauben gegessen, da bekam der Enkel stumpfe Zähne. Bekannt ist die Benennung des Enkels nach dem Großvater, so bei den Griechen und bei den Arabern[10]). — Besonders bei Epilepsie ist ein atavistischer Zug schon Boerhave aufgefallen, wozu sein Kommentator van Swieten[11]) bemerkt: morbus ex parentibus propagari

5) Yves Delage, La structure du protoplasma et les théories sur l'hérédité, Paris 1895, S. 242.

6) Hugo de Vries, Die Mutationstheorie, Leipzig 1901, I, S. 483.

7) Reinke, Einleitung in die theoretische Biologie, Berlin 1901, S. 22.

8) Yves Delage, l. c. S. 243.

9) Chalatianz, Armenische Märchen, S. 136.

10) Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 52, 159.

11) Legrand du Saulle, Erbliche Geistesstörung, S. 22.

in progeniem innumeris observationibus confirmatur, indem er noch hinzufügt: silente morbo in genitore dum ex avo derivatur in nepotem. Eine besondere Art atavistischer Vererbung setzt die Meinung der Araber[12]) als Überlebsel des Mutterrechts voraus, daß nämlich die natürliche Beschaffenheit des Mannes auf den Sohn seiner Schwester übergehe. Man glaubt also, daß jemand nicht den Charakter seines Vaters, sondern den seines Oheims (châl) mütterlicherseits erbe. Diese Beziehung zwischen Oheim und Neffen geht aus dem häufig gebrauchten Apprekations- und Imprekationsformeln hervor: Gott lohne es seinem châl! Gott verdamme seinen châl! Ein Sprichwort in Damaskus sagt: Wenn jemand sittlich zugrunde geht, gehört er zu zwei Drittel seinem châl, d. h. er hätte seine Schlechtigkeit größtenteils vom Oheim mütterlicherseits geerbt. Gehört vielleicht hierdie Sitte[13]) der Zigeuner, den Hauptmann oder einen anderen, dem sie schmeicheln oder sonst Ehrfurcht erweisen wollen, mit Onkel (gako) anzureden? Freilich nennen Kinder gewöhnlich alle Männer außer dem Vater „Onkel". Auf jeden Fall wird dem Weib hier eine konduktorische, überleitende Rolle zugeschrieben, wie wir sie als Regel bei der Hämophilie, der wunderlichen Bluterkrankheit finden. Ähnlich konduktorisch wirkt das Weib bei einzelnen oben aufgezählten Beispielen der Vererbung künstlerischer Fähigkeiten (cf. die Martini, ferner die Assemani usw.).

Der phylogenetische Atavismus hat seinen Wert durch die Aufklärung, die er uns bezüglich der Phylogenie erteilt. Schon Kollmann[14]) hat darauf hingewiesen, daß die Muskelvarietäten ein wichtiges Kapitel der Stammesgeschichte des Menschen bilden; ein großer Teil derselben sei zweifellos theromorph, und viele von ihnen geradezu pithekoid. Die Polydaktylie gehört nach Bardeleben's Untersuchungen hierher, der die heptadaktyle Form als Ausgangspunkt für Hand und Fuß des Menschen nachgewiesen. Die Hypertrichosis, d. h. die Behaarung am ganzen Körper, wie sie sich z. B. bei der Familie von Ambras[15]) findet, ist atavistisch, insofern sie vom Naevus pilosus, dem behaarten Muttermal, streng zu scheiden ist. Die Hypermastie (Vermehrung der Brustdrüsen) und Hyperthelie (Vermehrung der Brustwarzen) faßt auch Ziegler[16]) als wahrscheinlichen Rückschlag auf mehrbrüstige Vorfahren auf. Die früher ungleich größere Ausdehnung der Wirbel-

12) Wilken, Matriarchat, S. 44.
13) Liebich, Die Zigeuner, S. 40.
14) Biologisches Zentralblatt III, S. 218.
15) Archiv für Anthropologie X, 259.
16) Ernst Ziegler, Allg. Pathologie und pathologische Anatomie, 9. Aufl. I, 532.

säule[17]) des Menschen drängt durch den Umstand, daß jene primitiven Verhältnisse in embryonaler Zeit noch heute zum Ausdruck kommen, zu der Annahme, daß die Zeit der geschwänzten Primaten noch nicht so sehr weit hinter uns liegt. Schwanzbildungen sind beim Menschen[18]) überhaupt nicht so selten, bei vielen davon ist sogar erbliche Anlage nachweisbar. „Das gelegentliche Erscheinen von Eckzähnen heutigen Tages noch, sagt Darwin[19]), welche über die andern vorspringen, mit Spuren eines Diastema, d. h. jenes offenen Raumes zur Aufnahme des Eckzahnes der entgegengesetzten Kinnlade, ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Rückschlag auf einen früheren Zustand, auf welchem die Urerzeuger des Menschen mit diesen Waffen versehen waren, ebenso wie viele jetzt noch existierende männliche Quadrumanen." Ich will schließlich noch auf die Verschmelzung der Nasenbeine verweisen, häufig bei Patagoniern und Südafrikanern, bei den Affen die Regel[20]); und auf jenen Fortsatz an der Basis des Schädels neben dem Foramen jugulare, der als Processus paramastoideus besonders bei Huf- und Nagetieren zu starker Entwicklung gelangt[21]).

17) Wiedersheim, Der Bau des Menschen, S. 5.
18) Münch. mediz. Wochenschrift 1890, Nr. 31.
19) Darwin, Abstammung des Menschen, 1879, II, 303.
20) Wiedersheim, l. c. S. 22.
21) Wiedersheim, Ibid. S. 20.

Dritter Teil.

# Die Anpassung.

Erstes Kapitel.

## Zur Lehre von den geographischen Provinzen.

§ 32.

### Die Anpassung.

Wir haben schon oben die Unterteilungen angedeutet, nach welchen wir die Erscheinungen der Anpassung hinsichtlich des Menschen zu behandeln gedenken. Im Kapitel von der geographischen Provinz behandeln wir die Anpassung des Menschen an diese, resp. die künstliche Anpassung derselben an den Menschen; die Anpassung des Menschen an seinesgleichen aber deckt sich im allgemeinen mit der Lehre von der Entstehung und Ausbildung der Gesellschaft. Was ist nun aber Anpassung überhaupt?

Durch die Vererbung ist, wie wir gesehen haben, die Richtungstendenz der Entwicklung einer Eigenschaft gegeben; durch sie wird also jene Gleichartigkeit der Menschheit und der Gruppen innerhalb derselben gewährleistet, die uns Typus und Typen aufzustellen berechtigt. Insofern das Individuum aber nur die (entwicklungsgeschichtlich bedingte) morphologische Gestaltung eines (minimalen) Teiles der Gesamtmaterie, der φύσις der alten ionischen Philosophie (in der also Physik und Physiologie zusammengefaßt waren), ausmacht, ist das Individuum von vornherein in Wechselbeziehung zu der gesamten übrigen φύσις gesetzt. Der Grundcharakter dieser φύσις ist ein Streben der toten und lebenden Materie nach unaufhörlicher, immer gesetzmäßiger, nur manchmal vielleicht vorläufig noch für uns scheinbar willkürlicher Variation ihrer Erscheinungen, ein Streben in den kleinsten Mikroorganismen der Erde ebenso unwiderstehlich wirkend wie in den größten Weltsystemen teleskopischer Himmelsfernen. Nicht jede Variation ist aber nun auch „Anpassung“. Suchen wir uns an Beispielen das vielumstrittene

Wort einmal klar zu machen! Die allmähliche Vertiefung der Röhrenblumen und die dadurch bedingte tiefere Lage des Honigs erzeugte anpassungsweise eine Verlängerung des Rüssels der jene Blumen besuchenden Schmetterlinge. Eine Anpassung ist die Fähigkeit des Auges, sich durch Einwirkung des Ciliarmuskels in bezug auf die Weite der Blendungsöffnung der Iris zu verändern; die Fertigkeit eines armlosen Menschen, mit den Zehen zu schreiben, zu sticken, zu weben, ist anpassungsweise erworben u. s. w. Gemeinsam ist allen diesen Beispielen die physiologische (biologische) Notwendigkeit, sowohl hinsichtlich ihrer Ursache als ihres Zweckes. Ich mache aber darauf aufmerksam, daß Ursache und Veranlassung nicht dasselbe sind; schon Bunge hat in der physiologischen Chemie (S. 38) darauf scharf hingewiesen. Der vom Dach fallende Stein, der den Menschen armlos machte, ist nicht Ursache der angezogenen Anpassung, sondern nur ihre Veranlassung. Husten und Erbrechen, zwei physiologische Reflexe des Organismus, erworben als nützliche Eigenschaften der Spezies, treten in praxi in Erscheinung als momentane Anpassungen unseres Körpers zur Entfernung schädlicher Gegenstände aus seinem Innern. Diese letzteren sind aber nur Veranlassung, die physiologische Nützlichkeit ist Ursache jener Anpassung.

Anpassung ist also jede Abänderung des Organismus oder eines seiner Teile, sofern sie individuelle Zweckmäßigkeit (zur Selbsterhaltung) in sich birgt. Ob die Veranlassung notwendig oder zufällig war oder ob die Finalität eventuell als direkt pathologisch[1]) erscheint — für uns hier ist die Pathologie ein Teil der Physiologie — ist ganz gleichgültig. Die Anpassung kann fortdauern, auch wenn die Ursache aufgehört hat, die sie erzeugt. Reinke weist diesbezüglich auf die durch Wachstum fixierten Krümmungen von Pflanzenteilen hin. Sie kann aber auch sogar das Individuum, an dem sie in Erscheinung trat, überdauern, d. h. sie kann vererbt werden. Im Charakter der Anpassung liegt also eine generelle Nützlichkeit noch nicht. Denn jede Anpassung ist zunächst nur individuell und kann ja auch nichts anderes sein. Aus der Gesamtheit der Anpassungen aber wählt die Natur meist diejenigen aus, denen generelle Nützlichkeit innewohnt, indem sie die betreffenden Individuen zur Nachzucht verwendet, so daß die generell nütz-

1) Pathologische Finalität in der Natur ist in generativ verhängnisvollster Form durch das Aussterben so vieler fossiler Arten erwiesen. Man denke nur z. B. an die riesigen Dinosaurier der Kreidezeit! Ob aber mangelnde Anpassung des individuellen Organismus (d. h. der Teile zum Ganzen und umgekehrt) oder mangelnde generative Anpassung der Art an ihre geographische Provinz ihren Untergang herbeiführte, ist nicht zu entscheiden. Ernst Koken (Vorwelt und ihre Entwicklungsgeschichte, Leipzig 1893, p. 394) scheint beides anzunehmen, da er neben die allgemeine Hypertrophie des Körpers den Mangel des nötigen Spielraumes zur Erhaltung aller vitalen Energie als Ursachen ihres Aussterbens stellt.

lichen Eigenschaften vererbt werden. Das ist das Wesen der Selektion. Bei der Vererbung aller anderen Anpassungen liegt es schon im Charakter der betreffenden Anpassungen, daß sie zum Erlöschen neigen.

Es liegt auf der Hand, daß die Vererbung als generelles Element der Entwicklungsgeschichte immer im Übergewicht ist gegenüber der Anpassung als einem nur individuellen Element. Anpassungen finden stets und überall statt; der Faktor der generellen Nützlichkeit aber, durch den allein die Bildung neuer Arten[2]) bewirkt wird, ist viel seltener gegeben, insofern die Entstehung neuer Arten, als physiologischer Prozeß größten Maßstabes, an sich schon rein logisch eine größere, kompliziertere Vereinigung physiologischer Bedingungen voraussetzt. Daher können wir vorläufig noch nicht hoffen, diese Vereinigung im Laboratorium künstlich herzustellen. Dahin gehende Versuche sind daher ziemlich aussichtslos; daß sie zufällig gelingen können, ist nicht ausgeschlossen.

Jedes Individuum, insofern sich der Typus in ihm eben wegen seiner individuellen Konstitution nur individuell spiegeln kann, hat nur eine beschränkten Abänderungsfähigkeit. Rückschlag bei künstlicher Selektion kann daher nichts gegen Darwin besagen, weil wir ja gar nicht wissen, wie weit durch die gewaltsam oktroyierte Anpassung der jedesmalige individuelle Variationsspielraum überschritten ist, so daß die Abänderung vielleicht schon hart ans Pathologische grenzt oder direkt pathologisch ist; die Bildung neuer Arten kann aber auf jeden Fall nur physiologisch (im gewöhnlichen Sinne des Wortes), nie pathologisch gedacht werden. Rückschläge bei künstlicher Selektion sind daher immer mehr oder minder als regenerative Heilungsprozesse pathologischer Zustände zu fassen, oder wenigstens als Analoga solcher.

Beim Menschen speziell greift eine natürliche und eine künstliche Selektion unaufhörlich und fast unentwirrbar in einander. Bezüglich der künstlichen Selektion will ich hier nur nebenbei noch darauf hinweisen, daß sie die Art und damit die Gesellschaft erhaltend wirkt, indem sie direkt die der Gemeinschaft schädlichen Elemente auswählt und normativ außer Wirkung setzt, sei es durch unbewußt traditionelle Prinzipien (Rassenfeindschaft, Anthropophagie der senilen Individuen u. s. w.), sei es durch bewußte Gesetzgebung (negativ z. B. bei Isolierung der Verbrecher in Gefängnissen oder Strafkolonien und bei dem nationalen oder religiösen Verbot der Mischehen, positiv z. B. besonders durch die moderne soziale Schutzgesetzgebung).

2) In neuester Zeit hat sich Rabl in einer Prager Rektoratsrede zum Problem der Artenbildung geäußert. Nach ihm vernichtet der Kampf ums Dasein nur das Schlechte; direkt dagegen ist die züchtende Wirkung funktioneller Reize. (Rabl, Über die züchtende Wirkung funktioneller Reize. Leipzig 1904, S. 28.)

## § 33.
## „Mutter Erde".

Mit Zähigkeit sehen wir den Organismus an seinem Typus hängen, mag dieser nun als Urform der ganzen Art zu gelten haben, oder nur als lokale Spielart auf die Urform zurückweisen. Jede gewaltsam erzwungene Abweichung vom Typus sehen wir ihn so schnell als möglich nach Aufhören der Gewalt abwerfen; jede natürliche Abweichung davon erst nach längerer Zeit sich festsetzen. Woher stammt diese Anhänglichkeit? Was ist dieser Typus? (Ich brauche wohl nicht erst zu betonen, daß dieser Typus trotz meiner Fragestellung nicht als reales Ding mit Existenz an sich gefaßt sei.)

Ein Typus ist die Summe aller morphologischen und physiologischen, natürlichen Anpassungen einer Zelle oder eines Zellenkomplexes, durch die der Organismus auf das relativ vollkommenste für die Lebensbedingungen seines Wohnplatzes hergerichtet ist. Darum hat er innere Notwendigkeit; darum kann er nicht oder höchstens ungern und nur in geringer Spielweite überschritten werden.

Die Lehre von den Typen gehört in das Gebiet der Morphologie. Morphologische Gestaltung ist (mit Ausnahme der Kristalle etwa) nur organischer Materie eigen. Wir kennen die Gestaltungen organischer Materie, vorläufig wenigstens, nur von einem einzigen Weltkörper, der Erde; denn auch die größten Teleskope mit ihrer raumdurchdringenden Kraft haben uns noch nicht Kunde von organischem Leben auf andern Weltkörpern bringen können. Ob das je möglich sein wird? Unwissenschaftliche Phantastereien eines Du Prel sowie überhaupt des ganzen Spiritismus sind keiner Beachtung wert.

„Aus der planetarischen Stellung der Erde unter Kombination der solarischen Strahlenwärmewirkungen auf die tellurische Konstitution unseres rotierenden Himmelskörpers ergeben sich differenziert abgeschlossene (aber doch durch wechselsweis wahlverwandtschaftliche Ineinanderkreuzungen einheitliche) Kräftezentren, die ihren „causae efficientes" entsprechende Effekte ins Dasein rufen: das organische Leben[1])." Die Zelle ist der Typus des organischen Lebens der Erde im allgemeinen. Inwiefern man sie symbolisch als Analogon des Welteneies, über dem der Geist Gottes brütete, fassen kann, möge traumsüchtigen Mystagogen überlassen bleiben. Auch die physikalischen Gesetze, die ihre Entstehung bedingten, sind unbekannt. Aus der Zelle hat sich durch eine Reihe aufsteigender Typen das organische Leben der Erde

1) Bastian, Kulturländer des alten Amerika III, 2, 5.

im Laufe von zahllosen Jahrtausenden zu größter Mannigfaltigkeit entwickelt, bis es im Menschen den (vorläufig?) höchsten Abschluß fand. Wie das geschah, lese man in Haeckels standard works nach!

Karl Ernst von Baer[2]) hat in bezug auf die anorganische Welt die Gravitation metaphorisch die Mutterliebe der Erde genannt. Auch für alle Organismen, einschließlich des Menschen, ist die Erde die wahre Mutter. Im denkenden Menschen hat sich das Gefühl dieser absoluten Abhängigkeit unendlich und innig zu vertiefen vermocht. Der gabenspendenden Erde nahte sich der Grieche in scheuer Ehrfurcht mit Opfern bei den Eleusinien; er umschrieb seine Abhängigkeit von ihr in der Sage von Antäus, der durch Berührung der Erde stets neue Kraft empfing. Der Zigeuner scheut das Handwerk der Bergleute[3]). Es mag ihm ein Frevel dünken, in das Innere der ihm heiligen Erde, den Aufenthaltsort seiner Toten, einzudringen. Darum darf auch sein Trinkbecher, der zur Erde fiel, nicht weiter gebraucht werden; er ist heilig geworden.

Überall klingen in kosmogonischen Mythen ähnliche Anschauungen wieder. „Zwischen Licht und Finsternis in schamanischer Kosmologie[4]) liegt die dem Menschen verwandte, von Leben erfüllte Erdoberfläche, die er mit seinen Sinnen fassen kann, von der er selbst einen Teil ausmacht, das jer – su (Erde – Wasser) mit seinen siebzehn Gebirgen und Meeren, die dem Menschen alles Notwendige zum Unterhalt seines physischen Lebens bieten, indem sie ihn in reichem Maße mit Speise, Kleidung und Wohnung versehen. Diese Erde steht dem Menschen so nahe, ja ist mit ihm ihrer Natur nach so verwandt, daß er sich ohne Furcht an sie wenden kann (während er sich den höheren Geistern gegenüber der Vermittlung des Schamanen bedienen muß). Jeder Mensch bringt daher dem jersu seine Libationen und Spenden dar, um ihm seinen Dank und seine Verehrung zu bezeigen. Jeder vermag ihn ohne Schaden in Liedern und frommen Sprüchen zu preisen und zu ehren. Bei jedem gefährlichen Bergpasse, bei jeder Furt über reißende Ströme bringt der Wanderer seinen Dank der Gottheit des Ortes dar, indem er einen Stein auf den aus diesen Spenden gebildeten Haufen legt oder einen Lappen an einen geheiligten Baum befestigt."

In wundersamer Weise hat diese Anschauung ihre Verklärung im buddhistischen Tempelbau gefunden. Kern sagt[5]): Der Caitya besteht aus einer soliden Halbkugel, gewöhnlich von einem treppenförmigen Kegel oder

2) Baer, Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, Petersburg 1873, II, 97.
3) Liebich, Die Zigeuner, S. 63, 84.
4) Radloff, Das Schamanentum, S. 14.
5) Kern, Buddhismus II, 174.

einer vierseitigen Pyramide gekrönt. Die Stufen des Kegels oder der Pyramide sind 13 und deuten die dreizehn Boddhisatvahimmel der buddhistischen Kosmographie an. Der Kegel oder die Pyramide endet in einen palus, ähnlich einem lingam, welcher meist einen Sonnenschirm über sich hat. Dieser Teil des Baues repräsentiert den höchsten Himmel; die fünf Speichen des Sonnenschirmes stellen die Wohnsitze der fünf Dhyanibuddhas dar. Zwischen der Halbkugel und dem Kegel oder der Pyramide ist ein kurzer viereckiger Hals, auf dessen vier Seiten ein Augenpaar, welches Buddhas Allwissenheit andeutet, eingegraben. — Die Halbkugel ist das durch den Horizont in zwei Halbkugeln geteilte Weltenei. Neben dieser Imitation des buddhistischen Weltalls ist aber der Caitya zugleich auch eine Nachahmung der Erdhügel, die in vedischer Zeit die Überreste verbrannter Leichen aufnahmen. Die Kuppel entspricht dem tumulus, die Umzäunung dem Steinringe um den tumulus, der Oberbau endlich der Säule oder Stange auf dem tumulus. Diese Form des tumulus ist uralt[6]). Und so klingen im buddhistischen Tempel die uralte Grabform wie ihre phantastische Kosmographie nach: Der Kosmos als Ort, wo sich das Nirwana erfüllt, deutet auf die irdische Stätte zurück, wo der Mensch seine letzte Ruhe findet.

## § 34.

## Die geographische Provinz.

Als Typus also ist der Mensch morphologisch und physiologisch dem planetarischen Weltkörper der Erde angepaßt; darauf allein, nicht auf der vorläufig doch immer nur hypothetischen monophyletischen Abstammung basiert der Satz von der Einheit des Menschengeschlechts. Die Individuen selbst aber zeigen eine unendliche Fülle von Verschiedenheiten, so daß alle Kombinationen der morphologischen und physiologischen Elemente innerhalb der Variationsspielweite des Typus sich zu erschöpfen scheinen; wir haben hierin das Resultat der Vererbung bei zweigeschlechtiger Fortpflanzung zu sehen, welche immer neue Mischungen der verschiedenen Anlagen hervorbringt. Dabei besteht meistens eine relativ größere Ähnlichkeit der auseinander hervorgehenden Generationen gegenüber allen anderen Individuen. Aus der natürlichen Verwandtschaft solcher Generationen löste sich als ethische Konsequenz der Begriff der Familie aus; man vergesse daher nicht, daß die „Familie" nur als in zeitlicher Ausdehnung denkbar ist.

Bei der Entstehung der ethnographischen Differenzierung größerer Menschenkomplexe ist die „Familie" dagegen nur sekundär als konservatives

6) Rigveda X, 18, 13.

Element beteiligt; die Begriffe Horde, Stamm, Volk sind begrifflich nur in räumlicher Ausdehnung zu fassen und zu deuten, indem ein „Rudel" Menschen durch Anpassungen an die Besonderheiten der Lebensbedingungen seines engeren Wohnsitzes eine intensivere Ähnlichkeit untereinander aufweist. Die Rasse, als philosophischer Begriff genommen, ist demnach ein Produkt der Anpassung an die „geographische Provinz", d. h. eben jenen durch Besonderheit der Lebensbedingungen enger umgrenzten Wohnbezirk. In der Entwicklungsgeschichte der „Gesellschaft" als sozialer Vereinigung mit ethischen Normen hat die Nichtbeachtung vorstehender Sätze das größte Unheil angerichtet; man leitete bald die Familie aus dem Rudel (als der primitivsten Gesellschaftsform), bald das Rudel (die Gesellschaft) aus der Familie ab. Beides sind aber heterogene selbständige Elemente des persönlichen Kontaktes, deren fast unentwirrbares Ineinandergreifen erst die Gesellschaft im höheren sozialen Sinne schuf. Auf welchen Gründen die Rudelbildung beruht, ist dabei zunächst völlig gleichgültig. Bei den niedrigsten Organismen, wie den Paramaecien, ist es z. B. nur die positive Chemotaxis, die zu einem Kohlensäure produzierenden Individuum weitere Individuen anlockt [1]).

Neben der Rudelbildung zu Schutz und Trutz findet sich häufig eine Rudelbildung, die unter dem hervorstechenden Einfluß des Geschlechtstriebes erfolgt. Echinoiden und Holothurien sowie ferner viele Fische sammeln sich zur Zeit der Eiablage an der Küste; Hirsche und Elefanten vereinigen sich zu Herden. In diesem Falle sind natürlich die Linien, die das reine Rudel und die Familie charakterisieren, an ihren Grenzen völlig verwischt. Daß es aber reine Rudel dennoch in der Natur gibt, zeigen z. B. die Vereinigungen der Wandervögel im Frühling und Herbst.

Sind also nun die Rassen als Begriffe von zunächst nur räumlicher Ausdehnung Produkte der Anpassung eines Menschenkomplexes an die speziellen Lebensbedingungen seines Wohnsitzes, so ergibt sich die Frage, woher diese Differenzierung der Lebensbedingungen stammt. Mit einem Wort: aus dem, was wir „Antlitz der Erde" nennen müssen! Denn die Erde ist ja keine homogene glatte Kugel mit überall gleicher oder ganz regelmäßiger Wärmeverteilung, so daß wenigstens die Isothermenlinien mit den Parallelkreisen zusammenfielen (Humboldt). Die Erde zeigt vielmehr ein überall verschiedenartiges Antlitz, besonders durch die Verteilung von Wasser und Land, und auf dem letzteren (wie im ersteren) mit verschiedenartigem Abstand vom Mittelpunkt der Erde; der heterogene Charakter ihres Antlitzes zeigt sich ferner im geologischen Aufbau der Erdrinde mit seinen Folgen für das organische Leben in chemisch-physikalischer Rücksicht usw.

1) Verworn, Allgemeine Physiologie, 3. Aufl., Jena 1901, S. 459.

Den Satz, den ich in diesem Paragraphen aufgestellt, hat schon Karl Ernst von Baer[2]) folgendermaßen formuliert: „Es gibt keinen Grund anzunehmen, daß die verschiedenen Völker ursprünglich aus der Hand der Natur verschieden hervorgegangen sind. Man hat vielmehr Grund anzunehmen, daß sie verschieden geworden sind durch die verschiedenen Einflüsse des Klimas, der Nahrung, der sozialen Zustände. Der soziale Zustand wird aber, zwar nicht allein, aber doch vorherrschend durch die physische Beschaffenheit der Wohngebiete veranlaßt. So können wir also sagen, daß überhaupt die Verschiedenheiten im Menschengeschlecht durch die physischen Verhältnisse seiner Umgebung hervorgebracht zu sein scheinen."

Freilich nachweisen lassen sich diese primären Anpassungen an die Lebensbedingungen der geographischen Provinzen als Entwicklungszentren heute selten. Kreuzung und die Wanderungen der Menschheit berauben uns bei der historischen Unkenntnis, in der wir uns diesbezüglich noch und vielleicht immer befinden werden, jeder sicheren Grundlage, ob wir auch wirklich die richtigen Elemente in Beziehung setzen. Fettanhäufung und Pigmentierung beruhen sicher auf der geographischen Provinz; auf die letztere wies auch Ranke[3]) einmal hin. Dazu kommt die Akklimatisationsfähigkeit des Menschen, welche größer ist als bei den meisten Tieren. Konnte z. B. das Eichhörnchen niemals von den Laubwäldern am Nordrand der südrussischen Steppe über die letztere hinweg bis zur Krim gelangen[4]), so müßte man dem Menschen dagegen schon a priori Akklimatisationskraft an Länder mit verschiedenem Klima und verschiedenem Pflanzenwuchs zuschreiben, wenn er das Herrentier schlechthin werden sollte. Es ist ferner sehr wohl denkbar, daß bei langer ausgedehnter Wanderung einer Rasse sich Anpassungen an verschiedene geographische Provinzen schichtenartig übereinander gelagert, eventuell so vermischt haben, daß eine Auseinanderlegung überhaupt unmöglich ist. Als Erfolg könnte man dann eine gesteigerte Akklimationsfähigkeit dieser Rasse gegenüber den andern annehmen. Vielleicht beruht hierauf die hervorragende Stellung des indogermanischen Europäers, der von Lemurien aus den weitesten Weg und zwar immer durch wirtliche Länder hatte, deren Wirtlichkeit eben Anpassungen im Sinne eines Fortschrittes, einer Vervollkommnung (Haeckels Teleosis) hervorrief, während hingegen die amerikanische Rasse, wenn sie aus Asien über das Behringsmeer einwanderte, nur unwirtliche Gegenden zu passieren hatte.

2) Baer, Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, Petersburg 1873, II, 1, 35.

3) Beitr. z. Anthrop. u. Urg. Bayerns II, 75.

4) Baer bei Peschel, Neue Probleme, 4. Aufl., S. 181.

Neben der physiologischen Seite äußert sich die Teleosis beim Menschen speziell noch psychisch als Zivilisation. Mildes mittleres Klima ist für diese Vorbedingung. Auch die Pflanzen verkümmern ja bei großen Unbilden des Klimas und die ewig ruhelose Stimulation derselben durch die klimatischen Agentien der Tropen erzeugt ein regelloses Wuchern, während im mittleren Klima, wie in Mitteleuropa, die Waldriesen zu voller Schönheit erwachsen.

„Gegenüber der ungebändigten Triebkraft der tropischen Natur ist der Urmensch machtlos. Mit seinem mangelhaften Werkzeug erscheint er unfähig, die zügellose Kraftfülle der Pflanzenwelt zu bändigen, die ihm entgegentretenden Widerstände zu überwinden. Keinerlei Niederlassung konnte er gründen, kein Feld anbauen; denn die keimende Saat wurde von der üppig aufschießenden Vegetation erstickt, bevor sie zur Reife, ja nur zur Entwicklung gelangen konnte. Der Einwanderer sah sich gezwungen, den Vorsatz der Urbarmachung des jungfräulichen Bodens aufzugeben, zog im Urwalde hin und her, ernährte sich von wildwachsenden Früchten, Knollen, Wurzeln und Kräutern, dem Fischfange, stellte den Tieren des Waldes Fallen und Schlingen, verlor sich schließlich in den Wäldern, sank, wenn er bereits einen gewissen Kulturgrad aus anderen Gegenden mitgebracht hatte, nach längerer oder kürzerer Zeit wiederum in Barbarei zurück und wurde zum umherschweifenden Wilden, wie es noch heute fast alle Bewohner der am Napo, Marañon und Amazonenstrome gelegenen Urwälder sind“ [4a]).

Zivilisation ist Arbeitsteilung. Der Mensch arbeitet aber zunächst naturgemäß immer nur unter dem Drucke des augenblicklichen Bedürfnisses. Die Folge davon ist evident: sie besteht in fortdauernder Vererbung der unveränderten physiologischen Eigenschaften und fortdauernder Tradition [4b]) der sozialen Urzustände. „Ausgedehnte Wälder machen die Menschen zu Jägern, und ausgedehnte Grasfluren zu Nomaden, selbst wenn die Natur des Bodens dem Ackerbau nicht widerstrebt. Es ist so natürlich, daß der Mensch, solange er die Vorteile nicht genossen hat, welche der Dienst der Ceres bringt, es lieber seiner Herde überläßt, durch ihre natürliche Vermehrung für seinen Nahrungsvorrat zu sorgen“, sagt der gleiche K. E. von Baer [5]).

Die Tropen, wo auch das augenblicklichste Bedürfnis fast ganz wegfällt, waren im allgemeinen kein günstiger Boden für die Entwicklung der Zivilisation. Ein gewisser Grad derselben ist aber selbstverständlich auch am

---

4a) Brehm, Das Inka-Reich, Jena 1885, I, 9.

4b) Ausführliches darüber wird mein Aufsatz „Zur Psychologie des Nomadentums“ im dritten Heft der „Völkerschau“ von Dr. B. K. Renz bringen.

5) Baer, Studien ꝛc. II, 1, 17.

Äquator möglich und tatsächlich vorhanden, wenn z. B. Hochebenen ein milderes Klima schaffen, so auf dem 3000 Fuß hohen Plateau von Agam (Menangkabau) oder dem 4000 Fuß hohen von Toba. Wieviel höher kulturell die Malaien dieser beiden Gegenden stehen gegenüber ihren Nachbarn in den glühenden Sumpfniederungen Sumatras, hat Junghuhn[6]) hervorgehoben. In den Hochländern warmer Zonen hat man deshalb auch seit je die Paradiese und Urheimaten gesucht, es sei nur an Kaschmir und Armenien erinnert. In der absteigenden Reihenfolge der Wärmezonen werden wir daher a priori die chronologische Folge der Zivilisationsepochen vermuten dürfen. Und in der Tat! In kultureller Entwicklung folgten sich Ägypten und Babylonien, Griechenland und Rom, Mitteleuropa; entsprechend sind die Mayavölker in Amerika die ersten, Peru und Mexiko folgen, den Reigen schließt das (freilich mit jenen Kulturen nicht verwandte, weil importierte) Yankectum.

## § 35.

## Typische Konfigurationen und ihre Wirkungen.

Auf den folgenden Seiten sind eine Reihe von Wirkungen der geographischen Provinz auf ihre Bewohner zusammengestellt nach typischen Konfigurationen der Lokalitäten. Selbstverständlich kann es sich dabei noch nicht um ein allseitig umfassendes Bild der Wirksamkeit einer solchen typischen Konfiguration, wie Gebirge, Sumpf u. s. w. handeln. Erst wenn wir eine wirkliche Geschichte der Menschheit haben werden, d. h. eine Geschichte, in der die physiologischen und psychologischen Spezifika der Völker genetisch entwickelt sind, wird es möglich sein, durch komparative Methode die typischen Konfigurationen der geographischen Provinzen als entwicklungsgeschichtliche Faktoren festzulegen.

Wie schon im vorigen Paragraphen bemerkt wurde, ist das Hochland in den Tropen Erzeuger der Zivilisation als isothermales Äquivalent des mittleren Klimas. Auch im Hochnorden scheinen bei dem Menschen wie bei der gesamten Fauna und Flora aus analogen Lebensbedingungen sich analoge Bildungen zu entwickeln wie im Hochgebirge[1]). Höhere wahrhaft gebirgige Gegenden machen nach Ranke[2]), wie es scheint namentlich infolge höherer Tätigkeit der Bewegungsorgane, im allgemeinen den Menschen größer. In psychischer Hinsicht ließe sich dann a priori die Schilderung erwarten,

6) Junghuhn, Battaländer II, 26.

1) Beiträge zur Anthropol. u. Urg. Bayerns II, 75.

2) Ibidem IV, 17.

die Junghuhn von den Batta der Hochebene Toba in Sumatra gab: mutig und stark, treu und ernst. Von den Bewohnern des alten Reiches Fu-yü in Korea berichtet Pfizmaier[3]): der Boden ist eine Hochebene, die weit über die Gebiete der Fremdländer hinausragt. Die Bewohner sind im ganzen sehr mutig und stark, dabei gewissenhaft und ernst. Die beispiellose Dauer der kriegerischen Machtfülle der Assyrer beruht auf dem gebirgigen Charakter ihrer Heimat; Jahrhunderte des furchtbarsten Druckes auf die Völker Vorderasiens bedurfte es, bis Meder und Babylonier sich zu jenem Vernichtungszuge aufrafften, der Ninive und die Assyrer für immer vom Erdboden vertilgte. Das Gebirge wirkt konservierend, resp. stabilisierend. Felix Dahn hat in den Bewohnern des Ultentales bei Meran Nachkommen der Gothen finden wollen. „Non loin de Kienchow, dans le Kuang-tung province chinoise, vit une tribu de sauvages „Yao", aborigènes qui ont conservé jusqu' ici leurs anciennes coutumes"[4]). Das Turani, ein neuaramäischer Gebirgsdialekt, hat nach Sachau die ursemitische Passivbildung durch inneren Vokalwechsel erhalten, den das Syrische sonst nur in seinen ältesten Teilen zeigt. Wundt[5]) leugnet zwar den Einfluß des Klimas auf die Sprache; Es wird aber doch kaum Zufall sein, daß die Worte der Küstenmadagassen aus weichen Vokalgruppen bestehen, während die Hova auf dem Hochland eine Neigung für rauhere kräftigere Laute haben[6]). Auch Dr. Glaser, der beste Kenner Südarabiens, bestätigte mir, daß Unterschiede in der Klangfarbe der Sprache beständen bei den Arabern des jemenischen Hochlandes und der tieferen Küste; jener spricht immer in höherer Lage, dieser in tieferer; jener spricht au, dieser u. Einen merkwürdigen (indirekten) Einfluß des Gebirges in kultureller Hinsicht aus modernster Zeit möge man mich zum Schluß noch durch eine Bemerkung Steubs[7]) beleuchten lassen, der darlegt, daß die Leselust der Bauern immer schwächer wird, je flacher das Land wird. Der Landmann der bayerischen Ebene hält sich selten ein Blatt; wenn er etwas lesen und nebenbei hören will, wie es in der Welt zugeht, so setzt er sich ins Wirtshaus und sucht sich dort zu unterrichten. Denn die Landleute der Ebene leben in großen Dörfern zusammen, deren Zentrum das Wirtshaus ist, während der Bauer im Hochlande auf zerstreuten Einöden sitzt, so daß er schon dadurch gezwungen wird, für sich und seine Angehörigen auf häusliche Unterhaltung bedacht zu sein. Die Folge ist das Verbreitetsein von Zeitungen, die Kolportage und die Anlage von Bibliotheken im Hochlande.

3) Sitz.-Ber. d. Wiener Ak. philos.-hist. Kl., Bd. LVII, S. 481.
4) Internationales Archiv für Ethnographie II, 109.
5) Wundt, Völkerpsychologie I, 1, 398.
6) Sibree, Madagaskar, S. 165.
7) Steub, Aus Tirol, 1880, S. 239.

Dem konservativen Charakter des Gebirges entspricht in einsamen Gebirgsdörfern die homogene Einheitlichkeit der Bevölkerung; desgleichen in durch Sümpfe isolierten Gebieten. Beides bestätigt Luschan für Lycien[8]). Grade die letzteren mit ihrer besondern Eigenartigkeit bieten ein wunderliches Beispiel der Analogie der Anpassungen unter verschiedenen Arten des Tierreiches an gleiche Existenzbedingungen. Schweinfurth[9]) sagt von den Nuer am Gazellenfluß, die Heuglin mit den Flamingos verglichen hatte: „Man kann sie Sumpfmenschen nennen und ihre sonderbare Gewohnheit, nach Art der Sumpfvögel stundenlang auf einem Beine zu stehen, das andere aber mit dem Knie zu unterstützen, steht dieser Bezeichnung wirksam zur Seite. Ihr gemessener langer Schritt im hohen Schilf ist dem des Storches zu vergleichen. Dürre und langschüssige Gliedmaßen, ein ebenso verlängerter dürrer Hals, auf dem ein kleiner und schmaler Kopf ruht, vervollständigen diese Übereinstimmung." Eine ähnliche Übereinstimmung schildert Vambéry[10]): „Der Oxus ist der leibhaftige Repräsentant der Gegend, die er durchzieht. In seinem Laufe ist er wild und unbändig, wie das Naturell der Mittelasiaten; seine Untiefen und seichten Stellen sind ebenso schwer zu bezeichnen wie die guten und schlechten Eigenschaften des Turkestaners; er bricht sich täglich neue Kanäle, denn wie der Nomade nicht lange in einer Gegend weilen kann, so scheint auch ihm sein altes Bett verpönt zu sein." Dem entspricht, was ein Mittelasiate einst zu Vambery sagte: „Turkestan und seine Einwohner hat Gott in seinem Zorn erschaffen, denn so lange der bittersalzige Geschmack von den Quellen in der Wüste nicht weichen wird, solange werden die Turkestaner Groll und Bosheit aus ihren Herzen nicht entfernen[11])."

Die Wüste überhaupt fordert von ihrem Bewohner und sichert ihm die Unabhängigkeit vom Menschen; desto abhängiger ist der Bewohner von ihr selbst durch ihre stärkeren Mächte; Fatalismus ist die notwendige Folge davon. Und naturgemäß erscheinen darum Asiens Wüsten und Steppen als ungeheure Raumbehälter und Konservatoren gesunder Menschenkraft, die Asien oft genug gegen Europa ausspielte. Nur aus dem Realismus und der Zähigkeit der Araber als Anpassungen an die Natur der Wüste läßt sich die Arabisierung der von ihnen eroberten Welt erklären.

Die Ebene und die Reitkunst (mit ihren physiologischen und psychologischen Folgeerscheinungen) gehören seit der Domestikation des Pferdes eng zusammen. Daß alle Kirgisen krumme Beine haben und schlecht zu Fuße

8) Arch. f. Anthrop. 19, 38.
9) Schweinfurth, Im Herzen von Afrika, S. 27.
10) Vambery, Skizzen aus Mittelasien, S. 104.
11) Ibidem S. 58.

sind, war schon Pallas[12]) aufgefallen. Von den Turkomanen erwähnt Vambery[13]) das Einwärtsgebogensein der Füße als Folge des vielen Reitens. Die Vaqueros auf den ungeheuren Weiden Mexikos sind die geschicktesten und verwegensten Reiter, um mit dem Lasso das Vieh einzufangen[14]). Und nach Dobrizhoffer[15]) waren die Eyiquayegis am Paraguay die geschicktesten Reiter, und deshalb meistens dick am Körper; groß und stolz, ohne jede Schamhaftigkeit, kriegerische Räuber und der Spanier abgesagteste Feinde.

Der Wald hat besonders auf die Farbe Einfluß. Die Indianer von Mbaevera in Paraguay waren von Angesicht sehr weiß, weil sie sich nie von der Sonne bescheinen ließen[16]). „Die weiße Hautfarbe der Karen an der Grenze von Pegu und Siam[17]) ist wahrscheinlich ihrem steten Aufenthalte in feuchten Waldungen zuzuschreiben, wie auch die Bewohner des von üppiger Vegetation strotzenden Siam eine hellere Färbung zeigen, als die Birmanen, die besonders in den oberen Provinzen schattenlose Ebenen oder spärlich belaubte Berge bewohnen." Wie weit dabei übrigens die geographische Provinz etwa nur eine mittelbare Rolle spielt, indem ja auch die Ernährung des Menschen als ein durch die geographische Provinz bedingter Anpassungsfaktor in Frage kommt, läßt sich bei dem heutigen Stande der Physiologie nicht entscheiden. Noch eine sehr bemerkenswerte Anpassung an die Natur der Wälder möge schließlich hier stehen. Von den Kalio oder Behosy wird berichtet: „Sie springen wie Affen von Baum zu Baum und sind, da ihr Land sehr gebirgig ist, schwer zu verfolgen. Sie sind ungemein furchtsam und sterben, wenn sie gefangen werden, vor Schrecken"[18]). Diese Behendigkeit erinnert an die Affenmenschen der Durgastraße auf Neu Guinea und weiter auch an die außerordentliche Geschicklichkeit der Tagalen[19]), mit den Zehen etwas aufzuheben und festzuhalten, eine Eigenschaft, die letzteren beim Klettern so zugute kommt.

12) Pallas, Russ. Reise I, 331.
13) Vambery, l. c., S. 236.
14) Mühlenpfordt, Mejico I, 161.
15) Dobrizhoffer, Die Abiponer I, 124.
16) Ibidem I, 83.
17) Bastian, Die Völker des östlichen Asien III, 7.
18) Sibree, Madagaskar, S. 152.
19) Blumentritt, Philippinen, S. 10.

## § 36.

## Die Anpassung an die geographische Provinz.

Es mögen in diesem Paragraphen noch eine Reihe weiterer Belege für die Anpassung an die geographische Provinz ohne weiteres folgen!

Die kleinere Gestalt der Asiaten, sagt Ammon[1]), beruht größtenteils auf der Kürze ihrer Beine. Der Europäer jagte in der Eiszeit als Fußgänger; das gezähmte Pferd und den Jagdhund gebrauchte er erst später. Die Folge war eine natürliche Auslese, Steigerung der Schnelligkeit des Laufes bei der Verfolgung auf der Jagd durch Verlängerung der Beine. Der Asiate aber war tierzüchtender Nomade.

Der Kälte und Armut Kamtschatkas sind die Itälmenen in außerordentlicher Weise angepaßt. Sie schlafen halbnackt in kalten Hütten. Kaltes Wasser und Fischnahrung erzeugt stetige Gesundheit und Schnellfüßigkeit. Bei Hungersnot essen sie die Rinde von Weiden und Birken, so daß ihre Exkremente wie Gerberlohe aussehen[2]).

Aus der Anpassung an die klimatischen Verhältnisse folgt, daß das gelbe Fieber bei Eingeborenen und schon akklimatisierten Europäern in Rio de Janeiro in der Regel einen günstigen Verlauf nimmt, einen sehr gefährlichen dagegen bei den Neuangekommenen, gleichviel ob sie aus Europa oder dem Innern Brasiliens kommen. Die nordländischen Matrosen auf den Schiffen wurden am meisten betroffen[3]).

Die Teimenis, ein Stamm der Ostiranier um Sebsewar, sind, seitdem die Afghanen nach Westen vorrückten, völlig umgeschlagen. Durch den immerwährenden Krieg zur Abwehr der Afghanen sind sie, obwohl ackerbautreibende Leute, wild und kriegerisch geworden, und keine Spur findet sich mehr von dem wissenschaftlichen Geist und der poetischen und musikalischen Anlage, die sie zur Zeit der Timuriden besaßen[4]).

Gegenüber der dem Neger allgemein eigentümlichen Furcht vor Geistern, kennt sie der Neger von Ugogo nicht. Er geht selbst nachts in die abgelegensten Felsenschluchten. Denn das Land Ugogo ist das Land der Steine, besonders im Osten gebirgig; alles rot, kahl und öde; alles ruht im Schweigen der Wüste. So sehr hier die Geisterfurcht blühen könnte, die Selbsterhaltung zwingt den Wagogo, sich ihrer zu entäußern[5]).

---

1) Ammon, Natürliche Auslese, Nr. 249.

2) Steller, Kamtschatka, S. 303.

3) Tschudi, Reisen in Südamerika I, 88.

4) Vambery, Skizzen aus Mittelasien, S. 261.

5) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten V, 200.

Die Batta, welche Sumatra vom Hochland von Toba aus bevölkerten, brachten von dort ihren Charakter mit. Eine 4000 Fuß hohe Hochebene mit kühler, leichter Luft ist ihre Heimat; ihr Blick schweift dort, durch keinen Baumwuchs gehemmt, Tagereisen weit in die Ferne; ihr Gesichtskreis ist offen und ihre Verfassung frei. Keine hohen Gebirgskuppen ragen über sie hervor, und keine Obergewalt erkennen sie an. Nur Hügelzüge mit schlanken luftigen Fichten besetzt ziehen sich um sie hin; und wie diese Fichtenstämme stolz und gerade emporstreben, so ist auch ihr Charakter kühn und offen. Der Javane aber wohnt vorzugsweise nur in Tiefländern, fast stets verborgen im Schatten von Bäumen, die seine Aussicht hemmen; sein Gemüt ist eng; kleinherzig hängt er sich an seinen Herd und zagt sein Dorf auf einige Meilen zu verlassen. Von West nach Ost in einer langen Reihe ragen hohe Kegelberge über ihn empor, deren Riesenhäupter drohend auf ihn herabblicken: und knechtisch erkennt er die Gewalt seiner Gebieter an. So wie er den Rand der Krater, die ihn von West und Ost umdampfen, nur zitternd betritt, mit Weihrauchdampf und Opfern, so naht er auch nur kriechend, prosterniert und halbnackend seinen Despoten, die in ihrem Zorn nicht minder gefährlich sind, als die fünfzig Vulkane, die ihre Rauchsäulen von Zeit zu Zeit über ihm entfalten, und vor deren Verwüstungen er mutlos wie vor dem Machtspruch seiner Gebieter zusammensinkt[6]).

Auch Sibree sieht in der Intelligenz der Hova ein Produkt ihrer geographischen Provinz. „Imerina, sagt er[7]), ist der höchste Teil des inneren Madagaskar und weist eine mittlere Höhe von 4000 Fuß über dem Meere auf. Da der Boden im allgemeinen weniger fruchtbar ist als in den warmen Küstenebenen, so können die ersten Lebensbedürfnisse nur durch einen größeren Aufwand von Energie und fortwährender Arbeit gewonnen werden, als dies bei den meisten andern Stämmen nötig ist. Alles dies aber hat den Hova einen kräftigen selbstvertrauenden Sinn gegeben und ihnen zu der ihnen augenscheinlich bestimmten Stellung des herrschenden Volkes auf der Insel verholfen."

Semon[8]) schildert, wie ausgezeichnet der Australier seiner geographischen Provinz psychisch angepaßt ist. Geist und Sinn in vorzüglicher Ausbildung nach allen den Richtungen hin, die mit der Jagd in Zusammenhang stehen: ungemein scharfe Beobachtungsgabe, Ortssinn, Gedächtnis, auch ein gewisses Vermögen aus kleinen Zeichen und Spuren auf den Aufenthalt, das Verhalten, den gegenwärtigen Zustand des Wildes Rückschlüsse zu machen. Alles

6) Junghuhn, Battaländer II, 245.

7) Sibree, Madagaskar, S. 138.

8) Semon, Im australischen Busch, S. 238.

dieses im Verein mit großer Handgeschicklichkeit im Waffengebrauch reicht aus, jegliches australisches Wild zu einer hilflosen Beute dieser Jägerstämme zu machen. Damit ist im Kampf ums Dasein der Sieg hinsichtlich der „Ernährung" gewährleistet. „Das Prometheische, Vorausschauende fehlt solchen nomadischen Jägern, wie die Australier es sind, vollständig — als etwas Überflüssiges — und damit fehlt ihnen auch die wirksamste Triebkraft zu steigender geistiger Entwicklung und zur Kultur." Die natürliche Zuchtwahl hatte hier so vollendete Jäger, als immer denkbar sind, geschaffen; und solange nicht eine neue Seite menschlicher Tätigkeit hinzukam, die neue geistige Kräfte erforderte, war ein Fortschritt durch weitere Auslese kaum möglich.

Endlich gestattete man mir noch zwei Zitate bezüglich der Inder anzuführen, die den besten Kennern des indischen Volkes entstammen. Rudolf von Roth[9]) schildert die Anpassung des ins Gangestal einwandernden Volkes an die neue geographische Provinz nach den Nachklängen in den Hymnen der Veda. „Vasishtha besiegt Visvamitra, sagt er, d. h. der alte Zustand des kriegerischen Hirtenlebens im Pendschâb wird durch eine neue Ordnung der Dinge abgelöst, als deren Schöpfer in Rücksicht auf die nachfolgende brahmanische Epoche ein priesterlicher Held (Vasishtha) erscheint. Die Kampflieder des ins Gangestal hinabziehenden Volkes waren aber zu heilig, um in den üppigen Gegenden vergessen zu werden. Sie wurden zu Gesängen friedlicher Opfer, ebenso wie ja auch die Götter anders werden mußten und wurden. Das ritterliche Volk selbst aber wurde träumerisch und gewann die Ruhe lieb; nur auf dem Gebiet der Askese blieb der streitbare Sinn und jene uralte Charakterfestigkeit lebendig." Das zweite Zitat enthält Oldenbergs[10]) Analyse des indischen Volkscharakters. „Die Trennung der Inder von den Iraniern war für die nach Südosten Ziehenden der Verzicht oder der letzte abschließende Schritt zum Verzicht auf die Teilnahme an dem großen Wettkampf der Völker gewesen, in welchem die gesunde Männlichkeit der westlichen Nationen herangereift ist. In der üppigen Stille ihres neuen Heimatlandes haben jene Arier, die Brüder der vornehmsten Nationen Europas, mit der dunkeln Urbevölkerung Indiens sich vermischend, immer mehr die Charakterzüge des Hindutums in sich entwickelt, erschlafft durch das Klima, dem sich ihr Typus, in gemäßigter Zone ausgeprägt, nicht ohne schwere Schädigung anzupassen imstande war, erschlafft nicht minder durch das tatenlose Genießen, welches das reiche Land ihnen nach leichtem Siege über unebenbürtige Gegner, widerstandsunfähige Wilde, darbot, durch ein

9) Roth, Zur Geschichte und Literatur des Veda, S. 141.
10) Oldenberg, Religion des Veda, S. 2.

Leben, dem die großen Aufgaben, die stählenden Leiden, das starke und harte Muß fehlte. Die geistige Arbeit, welche unter diesem Volk getan wurde, ist arm an Spuren jenes mühevollen Ringens, dem allein es beschieden ist, die Tiefen der Realität auszuschöpfen, die eignen inneren Welten in kräftiger Freudigkeit heranzureifen. In spielender Leichtigkeit umspann man die Oberfläche der Dinge mit den Bildern, deren Überfülle der eignen Phantasie entströmte, hier anmutig dort seltsam verschnörkelt, reich an Farben, arm an festen energisch gezogenen Linien, bald ineinander verschwimmend, bald sich wieder sondernd, in immer neuen Formen sich verschlingend."

## § 37.

## Die Behausung.

„Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nichts, da er sein Haupt hinlege", sagt Jesus zu den Schriftgelehrten (Matth. 8, 20) und spricht damit in ergreifender Weise die Sehnsucht nach einer „Behausung" aus, die dem Menschen eine Ruhestätte nach des Tages Last und Mühe und ein Schutzort vor den Unbilden des Wetters sei. Die Behausung ist (neben Ernährung und Fortpflanzung) das elementarste Bedürfnis der Menschheit. Sie bildet einen festen, unwandelbaren Punkt inmitten aller Wandlungen des Lebens. Sie wird durch das spezialste Eigentumsrecht für den Besitzer zur „Heimat". Grade dies Eigentumsrecht an der Behausung ist zu allen Zeiten ideell am höchsten eingeschätzt worden, so daß die Dichtung den Besiegten, der für seinen Herd gestritten, vor dem Sieger verklärend zu feiern vermochte. Jene Sehnsucht Christi ist nur die Sehnsucht eines jeden Menschen; und so imaginär der Wert unter den heutigen sozialen Umständen geworden ist, so unmöglich die Erfüllung dieser Sehnsucht im allgemeinen bleiben wird, sie wird trotzdem immer fortleben, wie in dem Herzen jener armen Arbeiterin (bei Zola), deren Lebensideal es war, dereinst im eigenen Bett zu sterben. Die moderne Zeit hat die Wichtigkeit der Frage gefühlt, als sie die Wohnungsreformbewegung im großen Stil einleitete; sie versucht der Verwirklichung dieses Menschheitsideales näher zu kommen, indem sie den Bau von Familienhäusern inauguriert, deren Besitz durch mietweise Benutzung ersessen wird.

Grade in bezug auf die Behausung ist die geographische Provinz von weittragendster Bedeutung. Wie der Mensch selbst sich seiner geographischen Provinz anpaßt, so paßt er ihren Lebensbedingungen auch seine Behausung an. Nur die angepaßte Behausung erzeugt in ihm jenes Wohlbehagen, das durch den Rechtstitel eigentümlichen Besitzes zum Heimatsgefühl gesteigert

wird. Die Gleichartigkeit der Lebensbedingungen innerhalb der geographischen Provinz ruft überall die gleiche Form aus gleichem Material hervor; was der eine durch Erfahrung erprobt hat, ahmt der andere direkt nach; so wird die Form zum Typus und als solcher zum (künstlichen) Rassenmerkmal.

Die Behausung ist ein Produkt der geographischen Provinz. So mannigfaltig und variabel die letzteren auf der ganzen Erde sind, in ebenso bunter Mannigfaltigkeit hat uns die Ethnologie die Behausungstypen kennen gelehrt. Nur sehr wenige Völker, wie die Botokuden z. B., sind durch außergewöhnlich günstige klimatische Verhältnisse in der Lage, die Nächte ohne Obdach neben dem Feuer im Urwald zubringen zu können. Auf der Halbinsel Kalifornien ist es dagegen die grenzenlos elende Beschaffenheit des sterilen Bodens, den oft drei, sechs oder mehrere Jahre kein Regen netzt, woraus sich die absolute Obdachlosigkeit seiner armseligen Bewohner erklärt.

Der elende Mura in Brasilien, ohne Dach und Fach umherziehend, behilft sich mit einer Hängematte [1]) aus Rinde, zwischen dichtlaubigen Bäumen ausgespannt; dem Patacho genügt eine gegen Sonne, Nachttau und Regen flüchtig erbaute Decke von Schilf und Palmblättern.

Die Negritos auf den Philippinen [2]) haben als einzigen Schutz gegen die Unbilden der Witterung leicht bewegliche Schirme, welche schräg gegen den Wind oder gegen die Sonne gestellt werden. Dieselben sind aus Palmenblättern geflochten und haben oft eine Oberfläche von 25—30 Quadratfuß.

Der primitive Mensch bei geringsten technischen Fertigkeiten begnügt sich als Troglodyt mit den Höhlen, die ihm die Natur ohne weiteres zur Behausung bietet. Ein solches Troglodytenvolk erwähnt Strabo am Hypanis (Kuban), das διὰ τὰ ψύχη [3]) in Höhlen wohnte. Die Entwicklung technischer Fertigkeiten gestattet die Anlegung künstlicher Höhlen. Ebenfalls im Kaukasus finden sich von dieser Art ganze Felsenstädte, wie Uplas Zichi [4]) am Kur oder Wurdsie (Rosenschloß). Als Beispiel aus Amerika mögen die Soones am oberen Salinas genannt werden, die ihre Behausungen in Felsen hauen [5]).

Die Bewohner des Reiches Ma-han (Korea) bauten Häuser aus Erde, welche mit Grabhügeln Ähnlichkeit hatten und bei welchen sich oben eine Öffnung als Türe befand [6]).

---

1) Martius, Rechtszustand, S. 37.
2) Blumentritt, S. 5.
3) Strabo, XI, 5, 7.
4) Haxthausen, Transkaukasia II, 60.
5) Buschmann, Spuren der aztekischen Sprache, S. 279.
6) Pfitzmaier, in Sitz.-Ber. d. Wiener Ak. philos.-hist. Cl., Bd. LVII, S. 467.

Die Beweglichkeit der Behausung ist für den Nomaden eine conditio sine qua non. Die kroatischen Zigeuner singen:

Zelt, mein Zeltchen,
Von rußiger Leinwand,
Du bist mein Häuschen
Von Silber und Gold.

Die Paläste der Großen —
Unbewegliche Wände;
Aber du begleitest den Zigeuner
Wohin er zieht.

Der Ostjake am Ob [7]) fand bei dem Waldreichtum seines Landes überall Stäbe, die er in Pyramidenform zusammenstellen konnte. Die zusammengenähten Birkenrinden aber, mit denen die Stäbe zur Sommerjurte bekleidet wurden, führte er stets auf seinen Wanderungen mit sich. Bezüglich der Kunstfertigkeit, mit der die Kibitke der Kalmücken aufgeschlagen und abgebrochen wird, will ich nur auf Pallas' Beschreibung derselben [8]) verweisen. „Das Gerüst oder Skelett zu diesen Filzhütten besteht zuerst aus einem Hürdenwerk von sieben oder mehreren Stücken, deren jedes aus etwa 30 Zoll dicken Weidenstäben in Gestalt eines Netzes beweglich zusammengefügt ist, so daß diese Stücken, welche auseinandergezogen ein Gatter etwa einen Faden lang und fünf Fuß breit ausmachen, dergestalt zusammengeschoben werden können, daß ein Stock dicht an den andern zu liegen kommt. Diese Stücken werden in einem Kreis, so groß als die Hütte ist, gesetzt und da, wo sie sich einander berühren, mit Haarseilen oder Bändern verbunden. Wo die Tür der Hütte sein soll, wird ein Rahmen mit einer oder zwei beweglichen Türchen eingesetzt und mit den nächsten Stücken der Hürde verbunden; auch wird von diesem Rahmen noch ein starkes härenes Seil um den ganzen Kreis der Hürde gelegt, um dieselbe fester zusammen zu halten und in eine recht runde Form zu bringen. Alsdann wird ein hölzerner Kranz, der aus zwei etwas voneinanderstehenden Ringen besteht, auf etwa drei derer langen Weidenstäbe, woraus das Dach der Hütte bestehen soll, über die Hürde emporgehoben und darauf alle übrigen Weidenstäbe zwischen die Reife des Kranzes eingesteckt, mit dem unteren Ende auf die Gabeln der aufgerichteten Hürde gestellt und mit Schnüren gleichsam eingehängt. Alsdann ist das Gerüste, dessen Teile rot gefärbt zu sein pflegen, fertig. Über das Dach wird nun ein großer, danach zugeschnittener Filz wie ein Regenmantel herumgelegt und mit darüber geschlungenen Seilen befestigt. Die Seiten bleiben im Sommer

7) Pallas, Russ. Reise III, 32.
8) Ibidem I, 239.

offen; wenn es aber kalt ist, werden Stücke Filz oder Schilfmatten oder auch beide darum gelegt und mit einem herumgezogenen Seil befestigt, vor die Tür aber ein Vorhang von Filz gemacht. Die Öffnung des hölzernen Kranzes, welcher die Spitze der Hütte einnimmt, bleibt gemeiniglich als ein Rauchloch offen; wegen des Windes aber sind Kreuzbögen von Weidenzweigen darüber befestigt, auf welche ein Stück Filz von der Windseite oder, wenn das Feuer ausgebrannt ist, zu mehrerer Wärme über die ganze Öffnung gedeckt wird."

In den Küstengegenden und den tiefen und heißen Tälern Mexikos [9]) baut der Indianer sein Haus aus Rohrstäben (carizo). Diese werden so dicht als möglich aneinander in den Boden gesteckt, so daß sie etwa acht Fuß hoch aus demselben hervorragen. In der Mitte dieser Höhe und oben sind stärkere Rohrstäbe mittelst Agavenfasern oder Riemen horizontal herausgebunden. Noch stärkere Rohrstämme bilden die Sparren, schwächere die Latten des Daches, auf dem die Bedeckung aus Palmblättern, Gras oder Blättern der Agave ruht. Die Tür besteht ebenfalls aus zusammengebundenen Rohrstäben; Hespen und Schloß aus Riemen. Fenster sind unnötig, da Licht und Luft genug eindringen.

Die Hütten der Tagalen stehen auf Pfählen. Der von den Pfählen eingeschlossene Raum wird durch Bambuslatten abgesperrt; er dient zur Kehrichtaufnahme. Die Hütten selbst sind aus Rohr, bei Reicheren aus Brettern und Balken erbaut; meist jedoch besteht nur das Gerüst aus diesem Material; die Wände werden dann aus Pandanusblättern verfertigt. Selten fehlt die azotea, eine Art Veranda. Das Dach wird mit Blättern der Nipapalme gedeckt. Der Aufstieg geschieht mittelst einer Leiter oder eines eingekerbten Bambus; bei Nacht wird die Hütte durch Aufziehen der Leiter unnahbar gemacht [10]).

Es kann hier natürlich nicht der Ort sein, diese Entwicklung der einzelnen Behausungstypen aus den Lebensbedingungen der geographischen Provinzen bis ins Kleinste weiter zu verfolgen, und besonders nicht, sie an den modernen Häusern der Kulturvölker Europas nachzuweisen, obwohl auch diese eine solche Herkunft trotz aller umhüllenden Architektonik und Facadenausschmückung nicht verleugnen. Der müßige Streit über die Urform, aus der man sämtliche Behausungstypen herleiten wollte, die Goethe schon in seinem Aufsatz von deutscher Baukunst bekämpfte, ist hoffentlich überwunden. Die Frage ist überhaupt noch nicht spruchreif. Denn aus dem Dargelegten geht

9) Mühlenpfordt, Mejico I, 223.
10) Blumentritt, S. 10.

zum Mindesten klar hervor, daß die Entwicklungsgeschichte der Behausungstypen erst aus einer Entwicklungsgeschichte des Menschen selbst zu erschließen sein wird; diese schließt jene implicite in sich ein, insofern sie die Lehre von den geographischen Provinzen behandeln muß. Auch hier aber wird man selbstverständlich scharf Entlehnungen und Überlebsel, wie bei der Entwicklungsgeschichte des Menschen überhaupt, auszusondern haben.

## § 38.

## Stabilität des Typus.

Eine Behausung, die den Lebensbedingungen der geographischen Provinz angepaßt ist, weckt in ihrem Bewohner Wohlbehaglichkeit. Nur ungern entfernt er sich von ihr; und muß er dies dennoch einmal, kehrt er so bald als möglich wieder zurück. Das gilt in verstärktem Maß vom Sohn und Sohnes Sohn des Erbauers, der in dieser Behausung einst zum Licht erwachte und für den jeder Winkel, jedes Plätzchen eine Stätte der Erinnerung an seine Jugend ist. Angenommen nun, eine Feuersbrunst zerstöre die Behausung, schon aus Pietät wird der Enkel das Vorbild des Ahnen nachahmen. Ihm selbst aber ahmt der Nachbar wieder nach aus rein praktischen Gründen. Dieser hat bemerkt, wie gerade so die Behausung am besten den Lebensbedingungen der geographischen Provinz entsprach; er übernimmt ihre Form und überliefert sie seinen Söhnen und Nachbarn. Damit wird die erste Form zum Typus erhoben und sie ist in bezug auf die Rasse dieser geographischen Provinz zum (künstlichen) Rassenmerkmal geworden.

Es ist seltsam, mit welcher Zähigkeit die Rassen an diesen Typen festzuhalten pflegen. In Arsamas an der Tescha, erzählt Lepechin[1]), bestand der Gebrauch, die Häuser aus Holz zu bauen, noch fort, als die Waldungen, die einst das bequemste Material lieferten, längst ausgerodet waren und der entblößte Boden Steine in Hülle und Fülle darbot. Den Leuten war der wahre Grund längst aus dem Gedächtnis entschwunden; man widerlegte Vorhaltungen mit dem Sprüchlein, steinerne Häuser seien der Gesundheit schädlich.

In Mittelasien, erzählt Vambery[2]), hat das Haus oder die feste Wohnung selbst dort, wo die Ansiedlung schon mehrere hundert Jahre besteht, bis heute noch nicht festen Fuß fassen können. Ein Teil der Bevölkerung baut wohl Häuser, doch werden diese für düster und Schwermut er-

1) Ruß. Reise I, 43,
2) Skizzen aus Mittelasien, 1868. S. 90 und 242.

regend gehalten, so daß dem leichten Zelt immer der Vorzug gegeben wird. Besonders der Özbege baut Häuser zu Stallungen und Speichern, als Wohnung aber dient ihm das im Hofe aufgeschlagene Zelt.

Bei den Dschemschidis, einem Stamme der Ostiranier, öffnet sich die Tür des Zeltes noch immer nach Osten, wie es einst ihr zoroastrischer Glaube forderte, obwohl das Volk längst schon muhammedanisch geworden ist[3]).

In den Blockhäusern der Mingrelier[4]) klingt noch die Zeltform nach in den zwei gegenüberliegenden Türen auf den Giebelseiten. Wie beim Zelt fehlen ferner auch die Fenster und Schornsteine; das Innere bildet nur ein Gemach, in dessen Mitte der Herd steht.

Aber nicht nur innerhalb der geographischen Provinz erhält sich der Behausungstypus mit solcher Zähigkeit; auch außerhalb derselben, wo jede Nötigung gerade zu dieser Form fehlt, finden wir ihn nach Jahrhunderten noch in der Rasse lebendig.

Die brasilianischen Indianer[5]), welche in Waldungen leben, bedienen sich der Feuchtigkeit des Bodens wegen zum Schlafen der Hängematten. Jene aber, die in offenen Fluren ihr Dasein hinbrachten, bauten sich Gerüste aus Latten, welche mit getrockneten Blättern und Tierfellen bedeckt wurden. So schützten sie sich am besten gegen die in offenen Fluren empfindlichere Kälte. Unterm Bann solcher urheimatlichen Tradition bauten z. B. die Camacan-Indianer ihre Schlafstätten noch in gleicher Weise, als sie schon lange pacifiziert und an der Küste von Brasilien bei Almada fest angesiedelt waren.

Selbst auf kulturellen Höhepunkten klingen zuweilen urheimatliche Erinnerungen und Neigungen nach. Caveda[6]) sagt von der Baukunst der spanischen Mauren: „Als sie das Zelt ihrer nomadischen Väter mit festen Städten vertauschten, scheinen sie all ihr Streben darauf gerichtet zu haben, jenes Zelt fester und in größerem Maßstabe an den Ufern des Xenil und Darro wieder aufzuschlagen. Daran erinnert uns das Gemach der beiden Schwestern in der Alhambra mit seiner seltsam leichten und schlanken Form. Wo früher der Pfosten stand, sehen wir nun eine marmorne Säule; die persischen Teppiche und die Tücher von Kaschmir, mit denen das Innere verhangen war, sind hier Mosaiken und vergoldete Stukkaturen geworden; die wehenden Vorhänge von bemalter Seide zierliche Wände, die wie buntfarbige Zauberschleier sich von Säule zu Säule, von Arkade zu Arkade,

3) Ibidem, S. 264,
4) Haxthausen, Transkaukasia I, 15.
5) Martius, Reise II, 578.
6) Geschichte der Baukunst in Spanien, S. 90.

vom Boden bis zur Decke spannen, ohne den Luftzug zu hemmen, der so frei durch ihre Ausschnitte und Arkaden spielt, wie er es nur immer durch ein leichtes Taffetgewebe könnte."

## § 39.

## Die Heimat.

Zur Erklärung der engen Zusammengehörigkeit des Menschen mit seiner geographischen Provinz reicht der Umstand, daß ihm dieser Boden Nahrung liefert und die Fortpflanzung ermöglicht, noch nicht hin. Die drei Indianer, die Dobrizhoffer[1]) als die letzten eines guaranischen Stammes vom Empalado nach S. Joachim in Paraguay verpflanzte, welkten in kurzer Zeit hin. Und der Schweizer „zu Straßburg auf der Schanz" schwamm über den Rhein, obwohl auf Fahnenflucht der Tod steht.

Auch die Zugehörigkeit zur Rasse löst unser Problem allein noch nicht, mag diese Zugehörigkeit in noch so intensiver Anpassungstätigkeit des Individuums oder in Jahrhunderte lang dauernder Vererbung und Tradition der Rassencharaktere begründet sein. Der Negerimport nach Amerika, die Statistik der Auswanderer, die Juden, Zigeuner und Armenier würden eine solche Behauptung widerlegen.

Mit einem Wort; die Behausung erst ist es, welche die geographische Provinz dem Menschen zur Heimat macht. Daher gebrauchen auch die Turko-Tataren[2]) oj und jurt (= Wohnung, Wohnsitz) heute fast überall für Heimat; dem Nomaden ist die Heimat dort, wo er sein Zelt aufschlägt.

„Es gibt kein unruhigeres, reiselustigeres, mehr umhervagierendes Volk, sagt Haxthausen[3]), als die Armenier in der Zerstreuung, in den fremden Ländern, wo sie sich als Kaufleute angesiedelt. Wie oft trifft man armenische Kaufleute aus Konstantinopel und Smyrna in deutschen Badeorten! Aber wie ganz anders im Heimatlande, in Armenien selbst! Schon die Kaufleute, z. B. in Eriwan, kommen wenig aus, höchstens kennen sie die umliegenden Handelsorte, aber über Tiflis, Tabris, Erzerum hinaus fast nie. Die eigentlichen Landleute verlassen ihre Heimat dagegen nur etwa zu einer gelobten Wallfahrt. Es gilt für etwas Außerordentliches und verursacht eine Art Zerstörung des Hauswesens, wenn ein Hausvater einige Tage abwesend ist. Es ist ganz gegen die Sitte, daß Jünglinge über Nacht außer dem Dorfe bleiben." Das Wesen des Armeniers wird nur verständlich, wenn

1) Geschichte der Abiponer I, 113.
2) Vambery, primitive Kultur, S. 74.
3) Transkaukasia I, 295.

wir bedenken, daß er ganz und gar in der Heimat wurzelt. Je mehr er dieser angepaßt ist, desto geringer wird seine Anpassungsfähigkeit an fremde Orte sein; die Ruhelosigkeit ist davon die natürliche Folge.

Die Intensität des Heimatsgefühles kann, seinem Ursprung gemäß, nicht vom Reichtum des Bodens abhängen. Die Anwohner der Nordseeküste oder die turkomanischen Nomaden lieben ihre Heimat vielleicht sogar noch inniger als der Bewohner eines sonnigen Campanien die seine. Das prägt sich auch in der Sprache aus. Der Turko-Tartare[4]) bezeichnet alles außer dem Bereiche seines Wohnsitzes liegende Land mit jaban (= wüste, leer) oder ööl (= Wüste, eigentlich nackt, dürr). Man vergleiche damit das deutsche „Elend".

Die Heimat betrachtet der Mensch als Ureigentum, so imaginär der Besitz an sich vielleicht ist. Die diebischen Tagalen[5]) bestehlen mit besonderer Vorliebe die Spanier, indem sie behaupten, alles, was jene besäßen, sei Landeseigentum. Von den Maori auf Neuseeland berichtet Schirren[5a]): Jeder Landkomplex ist in gewissem Grade und bleibt Gemeingut des Stammes. Der einzelne hat nicht immer fixierten Landbesitz; er baut bald hier, bald dort. So gibt es kein herrenloses Land. Der Neuseeländer verläßt das einmal benutzte Feld nur mit dem Vorbehalt, jederzeit zu ihm zurückzukehren. Im Kriege nahm darum der Sieger vom eroberten Lande meist nicht eher Besitz, als bis er den versprengten Gegner aufgesucht, vernichtet oder gesklavt hatte, damit sein jüngererer Landanspruch unbestritten bliebe. Die Payagoa[6]), die Todfeinde und ewigen Rivalen der Guayeuru, vereinigten sich mit diesen, sobald die Portugiesen ihr Land in Besitz nahmen. Selbst die trübsten politischen Verhältnisse sind nicht imstande, das Heimatsgefühl zu vernichten. Die Dsungaren flüchteten nach furchtbaren Niedermetzelungen durch die Chinesen 1756–59 nach Sibirien; schon 1770 aber kehrten sie wieder zurück, den chinesischen Druck in der Heimat dem russischen Joch in der Fremde vorziehend. Und der Batta[7]) auf Sumatra mag lieber Sklave seines heimatlichen Radja sein, als frei übers Meer schiffen.

Die Wurzeln aller Kräfte des einzelnen wie ganzer Völker ruhen in der (freien) Heimat. Das beste Mittel zur Unterdrückung ist daher die

---

4) Vambery, primitive Kultur, S. 77.

5) Blumentritt, S. 15.

5a) Schirren, Die Wandersagen der Neuseeländer und der Mauimythos, Riga 1856, S. 7.

6) Martius, Reise I, 271.

7) Junghuhn, Battaländer II, 237.

Deportation, ein Mittel, das einst schon die Assyrer gegen die Juden anwandten.

Nur durch fremde Söldner (ahmâs) als Hausmacht vermochten die südarabischen Fürsten[8]) im Anfang unserer Zeitrechnung sich ein Gegengewicht gegen die einheimischen Stämme zu schaffen, bis der Übermut der Fremden die Stämme gegen sie waffnete, und jene in zermalmender Reaktion zu einer Pariakaste herabgedrückt wurden, die noch heute unter dem Namen ahl el hums existiert und deren körperliches Aussehen die fremde Abkunft (Negertypus mit gekräuseltem Haar und aufgeworfenen Lippen) verrät, aus der Söldner herkommen mußten, wenn sie gegenüber den am Heimatsboden hängenden Stämmen gefühllos auftreten sollten.

In ergreifender Weise besingt Lord Byron[9]) unter dem Namen Norman Abbey seine eigene Heimat. Den Ton ätzenden Spottes, mit dem sonst sein Gedicht getränkt ist — nur hier fand er ihn nicht.

Und je größer ein Mensch, desto stärker beherrscht das Heimatsgefühl als Lebenselement sein ganzes Dasein. Die Jahre der Verbannung Dantes bieten ein einzigartiges Schauspiel, wie der gewaltige Mann mit seinem gewaltigeren Schicksale ringt.

Ja, bis in die religiösen Utopien klingt das Heimatsgefühl nach. Im Avesta[10]) wird dem Yima aufgetragen, ein Paradies zu schaffen an einer immerfort goldfarbigen Stelle, dort das Wasser anzusammeln und an diesem Vögel wohnen zu lassen. Die Erwähnung der Vögel deutet auf die Heimat des Verfassers des Avesta. Warum Vögel? Gerade hier? Sie waren für Baktrien nach langer Wüstenwanderung die ersten Vorboten der Kultur.

Nur einer hat keine Heimat auf Erden: der Gauner. Das Strafgesetzbuch, das ihm eine Stellung außerhalb der Menschheit anweist, macht ihn vogelfrei und heimatlos. Die polizeilich verordnete Anmeldepflicht hat ihn sogar aus den Herbergen vertrieben, die dem modernen Kosmopoliten Ersatz für eine heimatliche Behausung sein müssen. Man ließ ihm keinen anderen Zufluchtsort als die Verbrecherkneipe.

## § 40.

### Wechsel der geographischen Provinz.

Wenn der Dorfhund in die Stadt kommt, fängt er an, hochpersisch zu bellen, sagt ein armenisches Sprichwort. Im allgemeinen aber werden dennoch

8) Glaser, Abessinier in Arabien, S. 77.

9) Don Juan, 13. Gesang.

10) cf. Spiegel, zu Vendidad II, 63—67.

ursprüngliche Eigenschaften aufs hartnäckigste vererbt. Trotz der langdauernden Domestikation zeigt sich z. B. beim Esel das ursprüngliche Wüstenleben noch in dem heftigen Widerwillen gegen die Durchschreitung des kleinsten fließenden Wassers und in der Lust sich im Staube zu wälzen[1]). Der unbesiegbare Trieb der Chinesen zum dichtgedrängten Wohnen erhält sich auch bei den Ausgewanderten. So wohnten nach Ratzel[2]) z. B. in San Franzisko wohl zehntausend Menschen in der Chinatown auf einem Raume, auf welchem nicht der zehnte Teil Europäer Platz finden würde. Konservative Tendenzen, wie sie naturgemäß aus dem Heimatsgefühl fließen, erhalten sich übrigens auch da, wo sie den Menschen in Nachteil versetzen gegenüber den Zugewanderten. Schlagintweit[3]) berichtet von der Sitte der Anatolier, sich noch heute des primitivsten Lastkarrens, der urältesten Form des Dreschschlittens usw. zu bedienen, während die Muhadjir, die aus den abgetrennten Provinzen der europäischen Türkei in Kleinasien eingewanderten mohammedanischen Flüchtlinge durchaus fleißige und tüchtige Bauern sind, die, dem Fortschritt zugänglich, sehr viel zur Hebung der Landwirtschaft beitragen. Im allgemeinen wird daher die Verpflanzung von Menschen sehr schwer halten; schon Dobrizhoffer[4]) klagt darüber, als die Ytatines-Indianer in Paraguay in St. Stanislaus angesiedelt werden sollten; an ihre schattigen Wälder gewöhnt, scheuten sie sich vor den Ebenen, auf welchen die Sonnenstrahlen überall frei hindringen konnten.

Aus dem Heimatsgefühl entspringt die Tendenz des Menschen, seine geographische Provinz festzuhalten, sei es seßhaft an einem und demselben Orte, sei es als Nomade innerhalb ihrer Grenzen im allgemeinen. Übrigens sind Ackerbau und Seßhaftigkeit nicht absolut gegenseitig bedingt. Die ackerbauenden Manobos auf den Philippinen z. B. verlassen, sobald ihr nie gedüngter Ackerboden erschöpft ist, ihre Niederlassung und gründen sich an einer andern günstigen Stelle ein neues Heim[5]). Einen Wechsel der geographischen Provinz nennen wir Auswanderung. Der Trieb zur Auswanderung fließt immer aus dem Auswandernden selbst, indem das Heimatsgefühl aufgehoben wird entweder durch soziale Momente oder die spezielle psychische Anlage eines Menschen. Der letztere Fall erzeugt durch Verbindung mit dem Nomadentum den modernen Kosmopolitismus. Wo die Auswanderung von außen her erzwungen wird gegen des Willen des Menschen, sei

1) Ribot, Erblichkeit, S. 16.
2) Ratzel, chinesische Auswanderung, S. 43.
3) Schlagintweit, Reise in Kleinasien, München 1898, S. 5.
4) Dobrizhoffer, Die Abiponer I, 77.
5) Blumentritt, Philippinen, S. 49.

es durch das Machtwort eines Despoten oder rechtlich, nennen wir sie Deportation.

Da der Mensch, wie schon einmal betont, zunächst immer nur unter dem Drucke des augenblicklichsten Bedürfnisses zum Zwecke der Ernährung arbeitet, so ist es begreiflich, daß er es am liebsten seiner Herde überläßt, durch ihre natürliche Vermehrung für seinen Nahrungsvorrat zu sorgen, d. h. er wird und bleibt Nomade auf ausgedehnten Grasfluren, selbst wenn die Natur des Bodens dem Ackerbau nicht widerstrebt [6]). Mit dem Büffel ziehen die Comanchen in Texas im Frühling von Süden nach Norden, im Herbst von Norden nach Süden [7]). Bei ihnen ist also das Nomadentum ein Ausfluß des Jägerlebens. Sinnesart und Einrichtungen sind naturgemäß immer dem Nomadentum angepaßt. Nur auf eines will ich hier hinweisen. Als Haus dient das bewegliche Zelt; und selbst die Tempel der Kalmücken sind daher Kibitken [8]). Entsprechend muß dann auch das Bett beweglich sein. Der Kirgise breitet sein Filzstück auf der Erde einfach aus; aber auch sogar der Osmane hat dieselbe Sitte noch als altes Erbstück seiner Vorzeit bewahrt. Poorer people were satisfied with the mattress only, which was spread upon the ground, and rolled up when no longer needed for use, sagt Sayce [9]) von Assyriern und Babyloniern, mit Verweisung auf Matthaeus 9, 6.

Als prinzipiellen Grund der Auswanderung habe ich oben angegeben, daß das Heimatsgefühl aufgehoben wird oder wenigstens matt gesetzt wird durch soziale Momente oder die spezielle psychische Anlage des Auswandernden.

Für den ersteren Fall ein Paar Beispiele! Meist ist es die Bedrückung des Armen durch den Reichen, die den ersteren ins Exil treibt, so bei den Ilocanen der Philippinen [10]) und sonst oft. Die syrischen Muhammedaner wandern aus, um sich dem Militärdienst zu entziehen, da sie in Konstantinopel von diesem befreit sind [11]). Auch religiöse Tendenzen spielen oft mit. Die Tscheremissen flüchteten vor dem Christentum [12]). Und die württembergischen Bauern wanderten 1818 nach Transkaukasien, weil ihnen ein neues, zu wässeriges, nüchternes Gesangbuch statt der alten, kräftigen, glaubenstreuen Lieder aufgedrängt wurde [13]). Der freiwillige Zug nach der Stadt

6) Baer, Studien aus dem Gebiete der Naturwissenschaften II, 1, 17.
7) Buschmann, Spuren der aztekischen Sprache, S. 364.
8) Lepechin, Russische Reise I, 293.
9) Sayce, Social life. Oxford 1893, S. 23.
10) Blumentritt, S. 23.
11) Mordtmann, in ZDMG 41, 306.
12) Rytschkow, Tagebuch, S. 88.
13) Haxthausen, Transkaukasia I, 48.

erfolgt meist aus dem Geburtenüberschuß usw. Der Wechsel der geographischen Provinz erfordert Anpassung an die neue, d. h. Akklimatisation. Oft erfolgt diese nur unter kritischen Krankheitsprozessen, wie z. B. in den Tropen. Hierher gehört auch eine Bemerkung, die Martius[14]) machte, daß nämlich in Brasilien eingewanderte Portugiesen viel häufiger die größte Ausartung und Sittenlosigkeit an ihren Kindern erlebten als eingeborene Brasilianer.

Für die spezielle psychische Anlage als Grund der Auswanderung Beispiele anzuführen, ist bei der Kompliziertheit der Analyse einer individuellen Seele sehr schwer, aber auch unnötig. Oft genug wird die Mißstimmung, die den Trieb der Auswanderung erzeugte, dabei zu einem allgemeinen Mißbehagen, der sich in ewiger Unruhe äußert. Hier liegt der Übergang zum Kosmopolitismus. Seine schwerste Form schildert Legrand du Saulle[15]): „Bei gewissen erblich Belasteten drückt sich das Bedürfnis nach Bewegung durch fortwährendes Reisen aus. Kaum sind sie in einer Stadt, so wollen sie schon wieder in eine andere. Sie geben ihr ganzes Vermögen mit nutzlosen Reisen aus, und durchziehen Europa nach allen Richtungen, einzig und allein aus Freude an Ortsveränderung." Das mittelalterliche Vorbild des Kosmopolitismus ist das Vagantentum. Er wird besonders durch den Aufschwung der modernen Verkehrsmittel begünstigt, die auch den Gauner zum Vaganten machen, um sich der Kontrolle und der Beobachtung in der Heimat zu entziehen.

Die Wurzel der Kraft des einzelnen Menschen, man gestatte die Wiederholung, wie ganzer Völker liegt in der (freien) Heimat. Das beste Mittel, diese Kraft lahm zu legen, liegt also in der Deportation (Verbannung). Die ersten, die es (gegen die Juden) anwandten, waren die Assyrer. Freilich schlug das Mittel nicht ganz im Sinne der Sieger an. Denn sie hatten einen Entwicklungsfaktor außer Rücksicht gelassen, die Selektion. Die babylonische Gefangenschaft wirkte als solche. Die flachen und lauen Juden bröckelten ab, um dem Spott und der Mißhandlung zu entgehen. Nur die ernsten Frommen hielten aus. Schon die Kulturreform des Josia 621 hatte aber Staat und Kirche getrennt. Da das staatliche Leben nun vernichtet war, so konnte nur ein religiös kirchliches noch betätigt werden, in dem der Rassenverband auch des modernen Judentums liegt (Wahrmund). Was endlich die Verbannung für den einzelnen Menschen bedeutet, so sei nur noch einmal — nicht an Ovid — sondern an den gewaltigen Florentiner erinnert, der uns zwar in der Verbannung die divina comedia geschenkt hat, dessen

14) Martius, Reise II, 501.

15) Legrand de Saulle, Erbliche Geistesstörung, S. 56.

Lebenskraft aber gebrochen war, genau so wie die seines großen Geistesverwandten Demosthenes, der sogar den Tod dem Exil vorzog.

---

## Zweites Kapitel.

# Prinzipien der Gesellschaft.

### § 41.

### Mann und Weib.

Eine physiologische Gegenüberstellung von Mann und Weib ist schon bei der Vererbung gegeben worden. Der Übersichtlichkeit halber aber sei dieselbe hier noch einmal wiederholt mit den Worten Zieglers[1]), deren Inhalt sich mit meinen Aufstellungen deckt: „Bei den meisten höheren Tieren, insbesondere bei den Säugetieren, sind die Männchen in bezug auf die Körpergröße und Körperkraft wie auch in bezug auf den Charakter von den Weibchen mehr oder weniger verschieden. Es ist also durchaus unwahrscheinlich, daß in den Urzeiten des Menschengeschlechts die Frau dem Manne hinsichtlich dieser Eigenschaften gleich war. Die zwischen den Geschlechtern bestehenden Unterschiede sind unter der Wirkung der natürlichen und der sexuellen Zuchtwahl entstanden. Die beim Menschen zwischen Mann und Frau bestehenden Unterschiede des Körpers und des Charakters stehen im Zusammenhang mit der Tatsache, daß die beiden Geschlechter von Natur verschiedene physiologische und soziale Aufgaben haben und insbesondere der Frau in erster Linie die Fürsorge für die Kinder zufällt. Die Aufhebung der psychischen Unterschiede ist in absehbarer Zeit nicht möglich und wenn sie möglich wäre, so würde sie einen Rückschritt, nicht einen Fortschritt darstellen. Die Forderung, daß die Frau dem Manne politisch und sozial gleichgestellt sei, ist nicht naturgemäß."

Uns interessiert hier nur mehr die soziale Seite der ganzen Frage, da nur diese als (traditionelles) Anpassungselement qualifiziert ist. Die soziale Aufgabe des Weibes kann aber natürlich nicht anders als auf der physiologischen Bestimmung des Weibes begründet sein oder begründet werden. Einzig an der Zeugung nimmt der Mann unmittelbar Anteil; die Ernährung während der Embryonalepoche und der Geburtsakt fallen nur dem Weibe zur Last. Auch während der Periode der Säugung liegt der Schwer-

1) H. E. Ziegler, Die Naturwissenschaft und die sozialdemokratische Theorie, 1894, S. 25.

punkt noch auf der Seite des Weibes, eben seiner speziellen physiologischen Natur wegen. Zugleich mit der Geburt hat auch die soziale Aufgabe des Weibes begonnen, das Kind zu pflegen und aufzuziehen. Es ist darum naturgemäß, daß das Gefühl der Mutterschaft den Zeitpunkt der Entwöhnung überdauert; es wird als soziale Aufgabe vom Weibe sein ganzes weiteres Leben hindurch empfunden und betätigt. Der Mann kann unmittelbar erst von der Geburt des Kindes an eine soziale Aufgabe diesem gegenüber empfinden und betätigen; er kann, aber er muß nicht. Denn so lange er nicht durch haremartige Absperrung des Weibes und andere derartige Mittel eine absolute Sicherheit über seine Vaterschaft zu erzielen vermag, fehlt ihm für die soziale Aufgabe der Vaterschaft jene sichere physiologische Begründung und Fundierung, wie sie dem Weibe eigen ist. Bei vielen Völkern fällt die ganze Erziehung der Mutter zur Last. In Verbindung damit steht das Matriarchat, dessen soziale Härte von der Zeit an, da die Ehe als rechtliche oder religiöse Institution galt, gesetzgeberisch gemildert wurde in verschiedenfachster Art bis zu unserem Alimentationsanspruch, der nur naturgemäß ist, gegenüber dem ungerechten Napoleonischen Verbot des Suchens nach der Vaterschaft. Ich möchte dabei aber noch besonders betonen, daß das Matriarchat keineswegs ein primitivster, dem Patriarchat voraus gehender Zustand ist, eine Meinung, die der unseligen Promiscuitätshypothese ihr Dasein verdankt. Denn es ist kein ausschließliches Rechtsverhältnis einer bestimmten Kulturepoche; auch bei „niederen Jägern", als der untersten Kulturstufe, trägt die Ehe einen ausgeprägt patriarchalischen Charakter[2]).

Wo die Vaterschaft sicher ist, ist natürlich auch die physiologische Fundierung des Vaterschaftsgefühles sicher gestellt. Wo sie zweifelhaft ist oder sein könnte, sind es zwei Faktoren, die den Mann über den Zweifel hinweghelfen. Der erste ist die Wiederholung der eignen Eigenschaften im Kinde durch die Vererbung. Der zweite Faktor ist der Glaube an das Weib, das Vertrauen auf das Weib. Dieses Vertrauen selbst aber ist eine Konsequenz des höchsten Gefühles, dessen der Mensch fähig ist, der Liebe.

Die erste Ausübung des Geschlechtstriebes ist für Mann und Weib eine Offenbarung des „Lebens" als des eigentlichen Wesens und Inhaltes der Natur; sie ist schöpferische Tätigkeit, gleichviel ob der Gedanke an Vaterschaft und Mutterschaft dabei völlig latent oder mindestens tief verdunkelt bleibt. Nennen wir nun die gegenseitige Anziehungskraft, welche die

---

2) Ernst Grosse, Die Formen der Familie und die Formen der Wirtschaft, Freiburg 1896, S. 48.

Kohabitation zweier Individuen herbeiführt, Liebe, so ergibt sich, daß Liebe ein biogenetisches Prinzip ist. Es drückt den physiologischen und psychologischen Verwandtschaftsgrad zweier Individuen zu einander aus, gegenüber der Schönheit als einem rein morphologischen Begriffe. Platonische Liebe ist philosophischer Unsinn oder entspringt aus dem Zwang der Umstände.

Liebe, d. h. das Gefühl engster (physiologischer und psychologischer) Verwandtschaft zweier Individuen (verschiedenen Geschlechtes) schließt alle anderen Individuen als in entfernterer Verwandtschaft stehend aus. Die Empfindung der Ausschließlichkeit aber ist dann eben jenes Vertrauen, von dem wir oben gesprochen.

Monogamie ist die Folge der Liebe. Daß sie auch als biologischer Grundsatz, als einzig normales Verhältnis zwischen Mann und Frau zu gelten hat, hat Rauber gezeigt[3]). Er wies nach, daß dem Überschuß an Knabengeburten in späterer Zeit ein Überwiegen des weiblichen Geschlechtes entspricht. Zwischen beiden Extremen aber, um die Zeit der Geschlechtsreife und darüber hinaus, liegt ein mittlerer Durchgangspunkt der Gleichheit beider Geschlechter. Daraus folgt: einer für eine, eine für einen! Die Polygynie findet sich gewöhnlich nur dort, wo der Mann außer seiner natürlichen auch die wirtschaftliche Überlegenheit besitzt[4]).

Ist die Monogamie die Folge der Liebe, so ist Keuschheit (Jungfräulichkeit) bei Mann und Weib ihr Hebel und Träger. Die erste Auslösung des Geschlechtstriebes darf daher nur bei gegenseitiger Liebe erfolgen, ob ohne weiteres oder erst nach formalem Eheschluß, ist zunächst gleichgültig. Mit Recht fordert daher Rauber in Konsequenz seines biologischen Grundsatzes die staatsgesetzliche Einführung einer Anwärterbuße, die von Verführern und Ehebrechern zu leisten ist.

Da wir hier nur die „Prinzipien" der Entwicklung behandeln wollen, so bleibt die genetische Entwicklung der Prinzipien sowohl wie die der aus den Prinzipien fließenden Konsequenzen meiner „Geschichte des Menschen" vorbehalten. Nur ein Punkt des Verhältnisses zwischen Mann und Weib mag noch in Betracht gezogen worden; er schließt sich aufs engste an den obigen Satz Ernst Grosses von der nahen Beziehung zwischen Polygynie und wirtschaftlicher Überlegenheit des Mannes an; er ist durch die „syphilitische Gefahr" in neuester Zeit zu einem Übel der Menschheit geworden; mit einem Wort, es ist die Frage der Prostitution. Die durchgängige wirtschaftliche Überlegenheit des Mannes im Kulturvolk hat diese traurige Er-

3) August Rauber, Überschuß an Knabengeburten, Medeasage, Don Juan-Sage.
4) Grosse a. a. O. S. 243.

scheinung des Kulturlebens hervorgerufen; neben der ethischen Gefahr steht die physische; die Kulturvölker sind durchseucht; aber nicht die Kulturvölker allein sind betroffen; auch bei manchem Naturvolk, besonders in Ozeanien, das seinem Erlöschen entgegengeht, trägt die Prostitution einen großen Teil der Schuld seines Unterganges. Die Anlage zur Prostitution ist erblich übertragbar; der Abolitionismus daher eine trügerische Hoffnung[5]). Wohl wirkt die natürliche Selektion durch die häufige Kinderlosigkeit der Prostituierten; aber der Abgang wird mehr als ergänzt durch den Überschuß des Proletariats. Je höher die Kultur, desto mannigfaltiger und verfeinerter die Erscheinungsformen der Prostitution. Für Hure und Bastard hat nach Vambery die primitive turkotatarische Sprache keine Worte; sie bedient sich persischer Lehnworte dafür; die modernen Kultursprachen haben um so eingehender alle sozialen Nüanzen in der Stellung der Prostituierten durch besondere Worte zum Ausdruck gebracht. — Merkwürdig sind die Beziehungen zwischen der Prostitution und der Priesterschaft. In Babylon und Phönizien, auf Cypern und in Korinth war die Prostitution mit dem Tempeldienst verbunden.

Die katholische Kirche, nicht das Christentum, brachte es fertig, das Weib überhaupt als unrein darzustellen — durch die Forderung des Zölibats. Das Zölibat der Priester ist die stärkste Degradation des Weibes. Statt der Trägerin und Hüterin des heiligen Familiensinnes erscheint das Weib nur als ein unreines Wesen, durch das alle Menschen, leider Gottes also auch die Priester selbst, zum Licht des Lebens emporsteigen müssen.

Trotzdem unterlagen natürlich auch die katholischen Priester zuweilen der Versuchung und begingen das peccatum originale Beverlands. Freilich die Laien waren oder sind nicht besser; aber sie begehren wenigstens keine Sonderstellung hinsichtlich ihrer moralischen Reinheit und daraus abgeleiteter Rechte. Es kann daran erinnert werden, daß der Magistrat zu Nördlingen 1472 durch Verordnung den Geistlichen den Besuch der Bordelle nur für den Tag gestattete. Die Namen Cornelis Adriaensen, Girard, Morelli ꝛc. sind aus Giovanni Frustas Abhandlung über den Flagellantismus allbekannt. Der Teufel holt keine Pfarrersköchin, heißt es in den wüsten Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts. Die Sekte der Alumbratos nannte den Ehebruch mit Priestern und Beichtvätern eine „heilige Ehe ohne fleischliche Unreinigkeit“[6]). 700 Huren fanden sich beim Kostnitzer

5) cf. Tarnowski, Prostitution und Abolitionismus, Hamburg 1890.

6) Newe Zeitung aus Hispanien, Gedruckt anno 1580. (Exemplar auf der Münchner Universitätsbibliothek.)

Konzil zusammen[7]) u. s. w. In welchem Zusammenhang die Bordellsprache mit dem Küchenlatein der Pfaffen steht, möge man bei Avé Lallemant[8]) nachlesen. Das Drängen einzelner Geistlicher auf Abschaffung des Zölibats, so noch zuletzt in Amerika und Salzburg, blieb selbstverständlich ohne Erfolg.

## § 42.

## Die Liebe.

Ich habe schon einmal betont, daß in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit „Gesellschaft" (im Sinne von Rudel) und „Familie" als zwei voneinander unabhängige, selbständige Prinzipien erscheinen. Jene ist ein räumlicher Begriff und resultiert aus dem physiologischen Trieb der Ernährung; diese ist ein zeitlicher Begriff und resultiert aus dem zweiten allgemein physiologischen Trieb der Organismen, der Fortpflanzung. Aus der Stellung des Menschen in der Natur ergibt sich, daß wir seinen Geschlechtstrieb, der zur Fortpflanzung und mittelbar dann zur Familie als sozialem Element führt, nur aus den Prinzipien der allgemeinen Physiologie verstehen können und erklären dürfen. Zu dem rein physiologischen Geschlechtstrieb des Tieres kommt aber beim Menschen noch ein wichtiges psychisches Element; diese kombinierte Form des Geschlechtstriebes nennen wir Liebe. Die naturwissenschaftliche Definition der Liebe ist schon im vorigen Paragraphen gegeben worden. Der Geschlechtstrieb der niederen Tiere wirkt (im allgemeinen) nur in natürlicher Selektion, da keine Wahl stattfindet; die Liebe dagegen wirkt gemäß ihrer Definition in künstlicher Selektion durch die freie Wahl zweier Individuen. Da die Liebe den Fortschritt darstellt, durch den sich der Mensch gegenüber dem Tier mit seinem einfachen Geschlechtstrieb auszeichnet, ist sie als entwicklungsgeschichtlicher Faktor vom Menschen mit allen Mitteln zu hegen. Die Liebe ist des Menschen Pflicht; die Liebe ist des Menschen Recht. Als Recht und Pflicht in ethischem Sinne ist sie dann zu einem Hauptträger der sozialen Idee geworden, der die Menschheit die schon erreichte Teleosis verdankt. Man verwechsele dabei aber nicht Liebe und Ehe; die letztere ist eine prophylaktische Maßregel der Gesellschaft zum Schutze der Familie. Die Liebe ist absolut frei; die Kohabitation zweier Liebenden ist ihr freies Recht und ihre Pflicht. (Hier möchte ich einem Einwand von philosophischer Seite von vornherein begegnen, da diese mir entgegenhalten wird, daß durch den Pflichtbegriff die absolute Frei-

7) Ulrich von Richental, Chronik, hrsg. von Buck, S. 183.

8) Das deutsche Gaunertum IV, 72.

heit der Liebe ja wieder aufgehoben werde. Ich erwiedere: Pflicht bedeutet hier wie überall die innerlich vom Individuum empfundene physio-psychologische Notwendigkeit; die von außen dem Individuum auferlegte Pflicht ist sekundären Charakters in der menschlichen Entwicklungsgeschichte; das Individuum hat sich ihr nur soweit zu unterwerfen und wird es auch nur insoweit tun, als die Selbsterhaltung durch Nichtunterwerfung in Frage gestellt würde).

Wenn man mir hier vorwerfen wird, daß ich damit die „freie Liebe" predige, so sei dies — zugegeben! Aber wohl gemerkt, nur jene freie Liebe, die wahre Liebe ist! d. h. jene Liebe, die im Geliebten nur den Geliebten sieht und sucht! Ich kann diese Liebe nicht besser illustrieren als durch die herrlichen Worte Heloisens, die ihr ein erschütterndes Geschick als großartigste Apologie ihrer freien Liebe abgepreßt: Nihil unquam (Deus scit), schreibt sie an Abaelard, in te nisi te requisivi; te pure, non tua concupiscens. Non matrimonii foedera, non dotes aliquas expectavi, non denique meas voluptates aut voluntates, sed tuas (sicut ipse nosti) adimplere studui. Et si uxoris nomen sanctius ac validius videtur, dulcius mihi semper extitit amicae vocabulum; aut, si non indigneris, concubinae vel scorti. Die Selbsterhaltung erst, wie gesagt, kann und soll zur Übernahme sekundärer Pflichten führen. Wo und wann die Ehe eine sozialpolitische Notwendigkeit ist, wird und muß sich ihr jeder unterwerfen, der aus dem Solidaritätsgefühle der Familie heraus die Erhaltung von Weib und Kind als Selbsterhaltung zu empfinden vermag. Wer dies nicht vermag, der würde aus erzwungener Ehe doch nur eine Hölle für Weib und Kind machen. Gleichwohl wäre es bei den absonderlichen Ehrbegriffen, die noch immer herrschen, nur recht und billig, wenn der Defloretor der „Entehrten" seinen Namen zu geben gezwungen würde unter sofortiger nachfolgender Scheidung, außer der durch das Bürgerliche Gesetzbuch jetzt Gottseidank erhöhten Alimentationspflicht. Die sofortige Scheidung hat nichts Bedenkliches, da die Ehe eine soziale Institution ist. Natürlich ist eine solche Zwangsehe nur solange zu postulieren, als die heutigen Ehrbegriffe ihre Geltung haben.

Wahre Liebe einer unberührten Jungfrau gibt dem geliebten Manne die höchstmögliche Garantie für Reinheit der Nachkommenschaft. Darum ist die Jungfrau so oft und an so vielen Orten der Erde verherrlicht worden. Die herrlichsten Blüten der Dichtung verdanken wir dieser Tatsache. Aber gegen eine alberne Verhimmelung muß dennoch protestiert werden. Wenn Mantegazza in der Jungfrau den Anfang zum „Engel" sieht, so vergißt er dabei die physiologische Stellung des Weibes gegenüber dem Manne;

auch die Jungfrau ist nur Weib Zudem erfüllt sich ihre individuelle Teleosis ja erst gerade durch den Verlust der Jungfräulichkeit. Da übrigens Mantegazza bei seinem Hymnus trotz der Begründung desselben wohl kaum eine vernünftige Idee von natürlicher Entwicklung hatte, so steht er mit seiner Ansicht ziemlich isoliert. Der Fortschritt der Menschheit wird nur vom Manne ausgehen; deshalb dachte man auch die Engel stets männlich; mir sind wenigstens nur zwei Stellen bekannt, wo weibliche Engel gedacht sind: die 16. Sure des Koran und das zweite Schöpfungsgemälde Michel Angelos in der Sixtina.

Die Liebe ist nach Darwin die Schöpferin der Musik als eines Mittels der Werbung. Daß sie die ureigentliche Weckerin der Poesie ist, ist allbekannt. Der Battaknabe in Tobah, der ohne alle Erziehung aufwächst, lernt erst dann schreiben, wenn er in Liebesbriefen die Werbung um seine Schöne beginnt. Die Spiele der Jugend bei den Turkotataren sind Liebesdialoge. Wohl widerspricht die hier gegebene Definition der landläufigen schwärmerischen Idee; nur einen Kronzeugen gestatte man mir daher anzurufen, dem gewiß niemand den Vorwurf der Unmoralität, den ich erwarten muß, zuschieben wird; ich meine Walther von der Vogelweide in seinem herrlichen Tandaradei. Liebe und Geschlechtstrieb sind untrennbar. Als dunkle Ahnung ihres biogenetischen Charakters ist daher wohl auch jener liebliche Brauch in Holland zu fassen, daß sterbende Kinder durch einen Vorhang dem Auge entzogen werden, damit der liebende Blick der Mutter sie nicht zurückhalte. Und in Lancashire sagt man: In den Armen eines heftig Liebenden kann man nicht sterben.

## § 43.

## Die Ehe.

Aus dem Begriff der Liebe, wie er in den beiden vorhergehenden Paragraphen definiert und erläutert worden ist, jener Liebe, die ein Spezifikum des Menschen ist, ergibt sich ohne weiteres, daß das Sexualverhältnis beider Geschlechter monogam ist. Die behauptete Promiscuität ist physiopsychologisch nicht zu begründen; selbst für die Vorfahren des Menschen erscheint sie als haltlose Hypothese, wenn man die Verhältnisse der Anthropoiden zum Vergleich heranzieht. Ich verweise auf E. H. Zieglers diesbezügliche Darlegungen. Selbst wenn aber die Promiscuität bei den Vorfahren des Menschen vorhanden gewesen wäre, bewiese dies nichts gegen unsern ersten Satz. Wir reden vom Menschen, d. h. dem mit einer Psyche begabten Organismus,

nicht vom Menschenaffen oder Affenmenschen. Die Kluft zwischen letzterem und dem Menschen ist doch immerhin so groß, daß man die Sexualverhältnisse jenes nicht ohne weiteres schon auf diesen übertragen dürfte. Die Promiscuität der geschichtlichen Perioden ist keine atavistische, sondern eine Degenerationserscheinung. Nochmals also, das Sexualverhältnis des Menschen ist monogam.

Ethnologisch läßt sich dies z. B. an den Wedda auf Ceylon nachweisen. Es ist ein Volk, noch auf der tiefsten Stufe der Menschheit verharrend: sie sind Jäger, die noch nicht einmal den Schritt zum Krieger gemacht haben. Sie sind friedfertig unter sich und gegen die anderen, solange man sie in Ruhe läßt. Sie halten das Eigentum heilig und sind treu und wahrheitsliebend. In dem Maße, als ihr Leben sich auf den Kreis der Familie beschränkt, ist auch das Familiengefühl stärker entwickelt. Ehebruch und Polygamie werden nur da erwähnt, wo man den Versuch gemacht hat, sie zu zivilisieren. Während unter ihren Nachbarn, den singhalesischen Kandiern, Ehebruch und Polyandrie so allgemein waren, daß die englische Regierung im Jahre 1859 ein besonderes Gesetz dagegen erlassen mußte, war eheliche Treue und Monogamie, sowie Liebe zu den Kindern unter den Weddas selbstverständliche Sitte[1]). Ein biologischer Erweis für ein monogames Sexualverhältnis beim Menschen läßt sich für die Vergangenheit (noch) nicht direkt erbringen; doch bietet die Gegenwart in dieser Richtung mindestens einen bedeutsamen Fingerzeig, nämlich das Zahlenverhältnis[2]) der Geschlechter, von welchem schon oben die Rede war.

Nun folgt aus dem natürlichen Verhältnis, in dem Mann und Weib zu einander stehen, daß das soziale Übergewicht stets auf seiten des ersteren ist. Der Mann ist des Weibes Schicksal. Dies Schicksal erfüllt sich zunächst durch die Defloration. Hygin[3]) erzählt: Alcinous dixit ad Aretam, si virgo fuerit Medea parenti redditurum, sin autem mulier coniugi. Hoc cum audivit Arete a coniuge mittit nuntium ad Jasonem et is Medeam noctu in antro devirginavit. Postero autem die cum ad iudicium venissent et Medea mulier esset inventa coniugi est tradita. Mit anderen Worten: die Deflorierte ist Eigentum des Deflorators. Und wo nun oder sobald als dies Eigentumsrecht durch Sitte oder Gesetz sanktioniert wird, haben wir die Ehe. Dementsprechend finden wir in Urzeiten

1) Virchow, Über die Weddas auf Ceylon, Berlin 1881, S. 21.
2) Rauber, Der Überschuß an Knabengeburten, S. 194.
3) Hygin, Fab. 23.

das Weib zunächst als besitz- und rechtlose Sklavin des Mannes; so bei den Jägern und Viehzüchtern, wo die Hauptproduktion in der Hand des Mannes liegt und demgemäß auch aller Besitz und alles Recht. Erst bei niederen Ackerbauern, wo die weibliche Wirtschaft in bezug auf die Erhaltung der Gesellschaft größere Bedeutung gewinnt, tritt das Weib als Genossin, zuweilen sogar als Herrin des Mannes auf[4]).

In Urzeiten wählte die Liebe wohl meist nur nach der Schönheit des Weibes. Die physische Überlegenheit des Mannes aber machte die Ehe unter gewissen sozialen Verhältnissen zu einer Raubehe. Wie viele Nachklänge an diese sich bis heute noch allenthalben erhalten haben, ist allbekannt, z. B. bei den Südslaven, wo die Eheschließung ein komödienhafter Raubzug ist (F. Krauß).

Bei allen Eheformen, Raubehe, Ehe durch Kauf oder nach Dienstperioden, selbst bei der arabischen mut'a-Ehe[5]), die nur für eine bestimmte Zeit durch Vergütung (Kleidungsstück, Lebensmittel) an die Frau geschlossen, nach Ablauf des Termins von selbst aufgehoben war, ist das Eigentumsrecht am Weibe das Prinzip. Zu den merkwürdigsten, obwohl logischen Konsequenzen hat diese Anschauung bei den Ewe[6]) geführt. Ihnen ist es gleichgültig, was ihre entlaufene Frau treibt; aber wenn sie ein Kind zur Welt bringt von einem Fremden, so gehört dies nicht seinem Erzeuger, sondern dem rechtmäßigen Gatten. Stirbt ein entlaufenes Weib während der Schwangerschaft oder an den Folgen einer Geburt, so verlangt der rechtmäßige Mann sogar Ersatz von dem Erzeuger, und zwar nicht nur für das Weib, sondern auch für das Kind. Konsequentermaßen wird bei den Ewe auch der Ehebruch durch Sühne in Geld oder Gut seitens desjenigen geahndet, der sich an dem rechtmäßigen Eigentum des Mannes verging. Den Batta aber genügt für Ehebruch nicht einmal mehr die einfache Todesstrafe; der Verbrecher wird auch noch gegessen[7]). Diese Eigentumsanschauung klingt übrigens im modernen Europa noch deutlich genug nach. „Dem Manne steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu; er bestimmt insbesondere Wohnort und Wohnung." „Die Frau erhält den Familiennamen des Mannes." Der Mann kann das Recht der Frau, ihn zu vertreten, beschränken oder ausschließen usw. (BGB. §§ 1354 ff.).

---

4) Grosse, Formen der Familie, S. 243.
5) Wilken, Matriarchat, Leipzig 1884. cf. Ammian Marcellin XIV, 4.
6) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten V, 161.
7) Junghuhn, Battaländer II, 147.

Die Indianer von Quito, die um die Braut dienen, nennen dies Zusammenleben im Hause des Brautvaters el amañarse „die Zusammengewöhnung". Die Ehe erfordert infolge der autokratischen Stellung des Mannes eine völlige Anpassung des Weibes an die neue Lebenslage. Ist sie dazu nicht imstande, sei es durch ihre eigene innere Organisation, sei es durch Verschulden des Mannes, so ist die Scheidung naturgemäß recht und billig. Die Idee von der Unlösbarkeit der Ehe ist echt mittelalterlich, begründet auf der dogmatischen Vorstellung von der Ehe als Sakrament. Scheidung muß gestattet sein, zumal auch noch deshalb, da der autokratische Mann die Werbung als ausschließliches Recht betrachtet. Chadidja dagegen machte selbst dem Muhammed den Heiratsantrag und in der Djahilijja hatten auch die Weiber das Recht der Scheidung oder Verstoßung[8]). Drastisch meint Wolstein[9]): „Warum die Gesellschaft, die Gesetze, die Obrigkeiten und Priester solche (d. h. unpassende) Menschen zusammenknüpfen, weiß ich —; es ist Gewohnheit, Dummheit, Vorurteil; daß sie aber ihre ungeschickt gebundenen Knoten nicht auflösen, nicht zerschneiden, daß sie glauben, jedes Weib sei für jeden Mann ein Weib, und jeder Mann für jedes Weib ein Gatte, ist heilige Raserei." Bei den Arabern[10]) kamen deshalb schon Heiraten auf Probe vor, die ohne irgend eine Formalität geschlossen und ebenso leicht wieder aufgehoben wurden, wenn die Gatten an ihrer gegenseitigen Gemeinschaft keinen Gefallen mehr fanden. Über derartige Fälle bei Indianern und sonst berichtet Waitz[11]). In neuester Zeit hat man, wenn ich nicht irre, in der Neuen Deutschen Rundschau, für Deutschland die Zulassung von Heiraten auf Probe verlangt. Eine Mißstimmung zwischen Ehegatten wird meist (ich behaupte nicht immer) eintreten bei Kinderlosigkeit, d. h. die Liebe erkaltet, wenn ihr biogenetischer Zweck sich nicht erfüllt. Auch hier muß die Scheidung gestattet sein. Als weise Prophylaxe erscheinen also die Probenächte der deutschen Bauernmädchen, wie sie uns der alte Fischer so ergötzlich geschildert hat.

Die allgemeine Abhängigkeit des Menschen der Urzeit von seiner Umwelt führte ihn notwendig zu einem gewissen Fatalismus. Es ist daher begreiflich, daß, sobald der Animismus (Tylor) durch Aufstellung von Vermittlern zwischen den unsichtbaren Ahnen und dem zwischen Furcht und Hoffnung hinsichtlich seiner Zukunft (einschließlich der Ehe und allen ihren

8) Wilken, S. 64.

9) Joh. Gottl. Wolstein, Über das Paaren und Verpaaren der Menschen und der Tiere, Altona 1815, S. 54.

10) Wilken, S. 21.

11) Anthropologie der Naturvölker II, 114; III, 105.

Folgen) schwankenden Menschen, also bei Entstehung der Priesterkaste, zur Religion wurde, dieser auch die Ehe in jeder Hinsicht unterstellt wurde. Sie wurde mit religiösen Zeremoniell umgeben; ihre Eingehung war von religiösen Geboten oder Verboten abhängig; selbst das, woran nach Lage der Sache die Gottheit kein Verdienst haben konnte, wurde hinsichtlich seiner Wirkungen ihr zugeschoben, d. h. Kinder galten als Segensgeschenk von oben, das durch Opfer erkauft werden konnte. So erscheint das Ehepaar z. B. im ältesten Indien[12]):

Das Ehepaar, was gleichen Sinn's
Den Soma preßt und knetend spült,
O Götter, stets mit Milch ihn mischt,

Das dringt zu reicher Nahrung hin,
Vereint bereiten sie die Streu,
Bei Opfern werden sie nicht matt.

Sie weisen nimmer von sich ab,
Verschmähen nie der Götter Gunst,
Und großes Gut gewinnen sie.

An Söhnen und an Töchtern reich
Erreichen sie des Lebens Ziel,
Sie beide reich mit Gold geschmückt.

Durch Opfermahl mit reichem Gut
Verehrend die Unsterblichen,
Verleihn den Göttern Gaben sie.

Der Priester war Vertreter des Rechts und der Heilkunst, insofern diese inspirative Ausflüsse der Gottheit waren oder wenigstens als solche erscheinen sollten. Die Ehe war also nur giltig nach religiöser Sanktionierung, die von mancherlei Bedingungen abhängig gemacht wurde. Jene priesterliche Heilkunst, resp. Hygiene, hat sich aber überhaupt nie bewährt. Und ebenso, wie wir jetzt die Speisegesetze der Juden als völlig willkürliche und darum überflüssige Beschränkungen zu erkennen vermögen, so erscheinen die Beschränkungen, denen die Eingehung der Ehe unterlag, völlig unmotiviert. Aus dem, was wir oben über Inzucht dargelegt haben, ist nur zu folgern, daß Rassenmischung im allgemeinen und Ehen naher Verwandten wenigstens nicht wünschenswert sind. Die wichtigste Frage, nämlich die der erblichen Belastung und ihrer Bedeutung für die Ehe und die Nachkommenschaft, ist im religiösen Ehekodex überhaupt außer Acht gelassen worden. Seit Anerkennung der Zivilehe ist eine dahin gehende Beschränkung der Eheschließung nicht nur mehr wie früher schon geboten, sondern auch rechtlich ohne weiteres

12) Rigveda VIII, 31 B.

möglich. Hier liegt die Hauptaufgabe zukünftiger Sozialpolitik. Die Zukunft eines Staates hängt von der körperlichen und geistigen Konstitution der Träger der Staatsidee ab. Diese beschränkt sich aber, wie oben im Kapitel über Vererbung gezeigt worden ist, nicht allein auf die Rassenzugehörigkeit, sondern erhält ihr Spezifikum erst durch die guten oder schlechten Faktoren der familiaren Vererbung; das Individuum ist ein Produkt der Amphimixis der elterlichen Erbstücke. Die Wertung der Konstitution eines Individuums, und daraus fließend seine soziale Wertung, ergibt sich also aus dem (generativen) Werte seiner ererbten Anlagen. Nicht die Umschaffung krank geborener Generationen in gesunde, sondern die Schaffung gesunder Generationen, die gesund sind von Geburt an, die von gesunden Eltern stammen, und ihre Erhaltung im größtmöglichen Glück ist das Erfordernis, das die zukünftige Sozialgesetzgebung durchaus beherrscht. Wir haben oben eine Reihe pathologischer vererbbarer Zustände aufgezählt. Die Reihe wird sich leicht vermehren lassen. Nicht alles Pathologische wirkt aber gleich degenerativ, oder wenigstens die fortschrittliche Entwicklung aufhaltend. Auch sind wir noch nicht über die Vererbung aller pathologischen Zustände im einzelnen im Klaren. Für Deutschland wäre daher eine Reichskommission zur Schaffung einer Ehegesetzgebung[13]) zu fordern; in jener hat hervorragendsten Sitz und Stimme zu beanspruchen die Biologie, insofern ihr das Urteil hinsichtlich der Vererbung zusteht. Den zweiten Rang behauptet die medizinische Statistik. Den dritten die Jurisprudenz; ihr fällt als Aufgabe zu die Übertragung der Tatsachen in Rechtsgrundsätze und die Anpassung derselben an das Rechtsgefühl der Nation einerseits und die historisch tradierte Gesetzgebung andererseits.

Wenn wir oben sagten, es handle sich (vom wissenschaftlichen Standpunkte aus) nicht um die Umschaffung krank geborener Generationen in gesunde, so ist das natürlich cum grano salis zu verstehen. Man kann die kranken Individuen einer Generation nicht ohne weiteres totschlagen, wie etwa der Baccalaureus im Faust die alten Leute. Aber man soll auch nicht aus Hyperphilanthropie und Humanitätsduselei sie künstlich züchten, damit sie zur Fortpflanzung gelangen können gleich ihren normalen Kameraden. Die Aufgabe löst sich also in der Weise, daß die mit bestimmten pathologischen Erscheinungen behafteten Individuen an der Eingehung der Ehe zu hindern sind. So werden sie nach Möglichkeit zum Aussterben gebracht und eine

13) Es wäre wünschenswert, wenn vor allem der deutsche Naturforscher- und Ärztetag sich einmal in prinzipieller Weise mit der Frage eines Ehegesetzes beschäftigte.

künstliche Selektion der normalen Individuen herbeigeführt. Dann erst, aber auch erst dann, hätte Elias Metschnikoffs Traum von der Herbeiführung eines „natürlichen" Alters und „natürlichen" Todes im Menschenleben Aussicht (aber auch nicht mehr vorläufig!) auf praktischen Nutzen.

Eine bedeutende Schwierigkeit des ganzen Problems liegt in der Frage der unehelichen Kinder. Daß außereheliche Geburten zu verhindern sind, wird wohl allgemein zugegeben. Nach meiner Überzeugung läßt sich diese Verhinderung nur strafgesetzlich erreichen. Daß die christliche Volksschule in dieser Hinsicht gar keinen Erfolg zu erreichen vermocht hat, ist zwar für den Gläubigen betrübend, war aber vorauszusehen. Gegenüber dem angeborenen elementaren Geschlechtsinstinkt des Menschen ist der anerzogene Glaube mit seinen einschränkenden Pflichtgeboten zu sehr im Nachteil. Eine Altersgrenze der Heiratsfähigkeit (ohne Möglichkeit des Dispenses) ist festzulegen. Uneheliche Geburten sollten Zuchthausstrafe und gegen die jetzigen Bestimmungen erhöhte Alimentationspflicht für den Verführer nach sich ziehen. Ist kein Verführer vorhanden, d. h. hat die Mutter mit mehreren Umgang gepflogen, so trifft sie selbst Gefängnisstrafe. Man wird hoffentlich nicht dagegen einwenden, daß das Kind im letzten Falle ja die Mutter entbehren müsse. Vor der Fürsorge einer solchen Mutter ist das Kind im Gegenteil direkt zu bewahren. Daß Abortus resp. Kindesmord sich deshalb vermehren würden, ist nicht anzunehmen. Eine vorzeitige Befriedigung des Geschlechtstriebes freilich ist weder damit, noch überhaupt zu verhindern. Nur ein Erziehungsfaktor kann hier wirken, der freilich bisher unter dem Banne starrer Tradition alter Verkehrtheiten seine wahre Aufgabe aufs gröblichste vernachlässigt hat: Die Schule. Sie kann wirken durch frühzeitige und darum rechtzeitige Aufklärung über die wahre Natur des Menschen.

## § 44.

## Das Kind.

Die Ehe knüpfe an den Ackerbau an, behauptet Mommsen; in alten griechischen Formeln heißt die Gewinnung von Kindern Ernte; die älteste römische Eheform ist die confarreatio und die Götter sind Ceres und Tellus in Italien, Demeter in Griechenland. Es ist der alte Fehler in der modernen Kulturgeschichte, daß man eine Ehe ohne Zeremoniell bei der Schließung derselben nicht denken kann oder — will. Bei den Ewe in Togo holt der Bräutigam die ihm als Kind schon Verlobte heim, sobald die erste Menstruation eintritt. Die Hochzeit vollzieht sich ohne jede Zeremonie; die

Heirat trägt kaum den Charakter einer Zivileheschließung[1]). Das Wesen der Ehe liegt nicht im Zeremoniell, sondern im Eigentumsanspruch des Mannes an das Weib, soweit dasselbe anerkannt wird. Diese Anerkennung hat allerfrühst vielleicht nur in stillschweigender Duldung seitens der anderen Rivalen bestanden, weil der Eigentümer der Stärkere war. Goethe betrachtete sein Verhältnis zu Christiane Vulpius vom Augenblick der Geburt seines Sohnes an als Ehe und darauf allein kommt es an, und er zwang seine Anschauung der Welt auf. Wer aber durchaus nur die zeremonielle Ehe als Ehe gelten lassen will, den möchte ich gegen Mommsen doch darauf verweisen, daß ein Zeremoniell auch bei Fischern, Jägern und Hirten denkbar und höchst wahrscheinlich ist nach Analogie der Jetztzeit; nur werden wir niemals mehr etwas darüber erfahren, weil die historische Tradition erst mit dem Ackerbau einzusetzen vermochte.

Goethes Anschauung ist überhaupt rein und echt menschlich. Er betrachtete sein Verhältnis als Ehe von der Geburt des Kindes an; denn der Zweck der Ehe ist die Erzeugung eines echten Erben[2]). Nach Chorda Avesta 33,57 galt Kindersegen den Parsen unter allen Reichtümern am höchsten. Das Bestreben jedes Fellachen, sagt Benzinger[3]), geht, sobald er das heiratsfähige Alter erreicht hat, darauf „ein Haus zu eröffnen" und Vater einer Familie zu werden. Das Prinzip der Arbeitsteilung ist hier in vollster Kraft wirksam. Weib und Kind sind Schutzmittel im Kampf ums Dasein. Und je früher der Mann sich verheiratete, um so früher kam (ihm oder seinen Eltern) die weibliche Arbeitskraft zugute, um so früher erwuchsen die Kinder zur Mitarbeit. Das gilt für jegliche Epoche der Menschheit, natürlich jene ausgenommen, wo nicht mehr die reine Arbeit, sondern irgendwelche Äquivalente derselben zu Regulativen des Privateigentumes werden. Beim Bauern aber hat sich noch heute das alte Verhältnis in ziemlicher Reinheit erhalten.

War der echte Erbe als (lohnfreier) Mitarbeiter Zweck der Ehe, so ergab sich die Erhaltung und bestmögliche Aufzucht des Kindes als logische Konsequenz und soziale Aufgabe der Eltern. Ergab sich aber aus irgendwelchen Gründen die Unmöglichkeit der Erfüllung dieser Aufgabe, so erfolgte der Kindermord, oft unter der Bemäntelung als Kinderopfer, wie es z. B. unter Aue von Upsala geschah[4]), oder in der schwächeren Form der Kindsaussetzung (bei Spartanern, Italmenen) und des Kinderverkaufes (bei den

1) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten V, 150.
2) Wilken, Matriarchat, S. 26.
3) Hebräische Archäologie, S. 138.
4) Olaf Dalin, Geschichte Schwedens, 1756 I, 285.

Jakuten noch im Jahre 1900 nach Zeitungsberichten). Bei den Abiponern [5]) töteten die Mütter oft ihre Söhne, weil sie dieselben drei Jahre lang säugen mußten. Während dieser Zeit aber durfte der Mann das Weib nicht berühren und so entstand für diese die Gefahr, daß er sich andere Weiber nähme. Die Töchter ließ man am Leben, weil für sie später ein Kalym zu lösen war. Der Kindesmord bei Kulturvölkern betrifft fast ausschließlich die unehelich Geborenen. Deutsche Partikularrechte verliehen daher diesen auf alle Fälle Alimentationsansprüche, selbst wenn die Mutter nicht unbescholten war, um dem Verbrechen der Kindestötung und Aussetzung vorzubeugen. Innerhalb des Gaunertumes, das auf die Benutzung und den Genuß des Augenblickes gestellt ist, ist daher überhaupt schon die Ehe selbst etwas sehr seltenes; die Beweggründe, die zur Ehe führen, fallen fort; das Hangen zwischen Leben und Tod, das Augenblicksleben tobt sich nur in den wildesten sexuellen Orgien aus [6]).

Der Wert des erwachsenen Weibes für den Kampf ums Dasein ist natürlich größer als der später erst zu erhoffende des ungeborenen Kindes. Gilt daher der abortus mit Recht als Verbrechen, so muß er gestattet sein, im Falle der Geburtsakt die Mutter in Gefahr des Lebens bringt. Die „Kirche" aber hat natürlich auch hier wieder ihre Sonderstellung. Bergervoort [7]) wirft die Frage auf: „Darf ich das Kind im Mutterleibe töten, um die Mutter zu retten?" und beantwortet sie mit Brutalität: „Die Kirche sagt Nein; die Wissenschaft Ja!" Daß das Weib außer ihrem Geschlecht noch Werte für den Mann besitzt als die treueste Mitstreiterin im Kampf ums Dasein, kann und braucht ja der Cölibatär nicht zu wissen.

Es ist des Mannes physiologische Aufgabe, ein Weib zu nehmen, da ihm sonst die physiologische Ergänzung zur Teleosis fehlt; es ist seine soziale Aufgabe, das Weib so zu halten, wie sie es als Mitstreiterin im Kampf ums Dasein verdient. Es ist beider Aufgabe, Kinder zu zeugen und zu erhalten, um Mitarbeiter zu gewinnen für die Zukunft. Loths Töchter taten von naturwissenschaftlichem Gesichtspunkt aus recht. Mit Recht gilt und galt Kinderreichtum (in religiöser Umschreibung) als Gottes Segen. Und es ist ferner Aufgabe des Staates, insofern er nicht an sich selbst als Idee zugrunde gehen will, für Träger seiner Idee zu sorgen, d. h. die Eltern zur Zeugung von Kindern anzuhalten und die Erhaltung der Kinder zu überwachen.

5) Dobrizhoffer II, 124.
6) Avé-Lallemant II, 8.
7) Direkter Abortus und Kraniotomie und deren Erlaubtheit, 1896, S. 10.

Welche Grenzen der Staat in ersterer Hinsicht zu ziehen hat, ist durch die im vorigen Paragraphen geforderte Ehegesetzgebung festgelegt. Seine Aufgabe, die Erhaltung des Kindes zu überwachen, wie wir sie hier aus naturwissenschaftlichen Prinzipien deduziert, hat der Staat in rechtlicher Formulierung in § 1 des B.G.B. anerkannt (vergl. oben § 15 Abs. 1): das durch die Geburt Selbständigkeit der Existenz erlangende Lebewesen gilt von diesem Augenblick an als natürliche Person mit der Rechtsfähigkeit einer solchen; d. h. es hat die Pflichten des Staatsbürgers zu übernehmen und hat dementsprechend auch Anspruch auf die Rechte eines solchen. Da aber das Kind bei der Geburt erst im ersten Anfang einer Entwicklung steht, die es ganz allmählich bis zur völligen Reifung der physischen und psychischen Anlagen führt, so ist sein Anspruch auf Schutz ein höherer als der des erwachsenen Menschen. Rechtlich normiert ward dieser Anspruch durch die Festlegung einer Periode der Minderjährigkeit. Das Kind ist aber nicht nur Staatsbürger, sondern auch zunächst integrierender Teil der Familie. Im Vertrauen auf das Solidaritätsgefühl[8]), als welches sich der Familieninstinkt beim Menschen dokumentiert, überließ nun der Staat den größten Teil seiner Aufgabe der Familie. Nur da, wo der Schutz des Kindes seitens der Familie versagt, z. B. bei Mißhandlungen durch die Eltern, bei Tod derselben u. s. w., greift der Staat ein (durch Vormundschaft, Waisenhäuser, Besserungsanstalten u. dergl.). Und ferner greift er da ein, wo es sich um kulturelle Probleme handelt, die in engster resp. absoluter Rückbeziehung zur Staatsidee stehen und demgemäß der Familie nicht allein aufgebürdet werden können. Die Entwicklung eines Kindes erfolgt in zwei Richtungen, in körperlicher und geistiger; die Aufgaben des Erwachsenen als Staatsbürger im modernen Kulturstaat sind zwiefache: Ableistung der allgemeinen Wehrpflicht und Vertretung resp. Veredlung der Staatsidee durch größtmögliche kulturelle Ausbildung. Das Ziel, das Kind zur Erfüllung dieser Aufgaben fähig zu machen, sucht der Staat auf zwei Wegen zu erreichen: durch die öffentliche Hygiene und durch die Schule.

In diesem Sinne hat die Schule im besondern zwei Leistungen zu erfüllen: sie hat dem Kinde die Vorbereitung für seinen zukünftigen Stand, den er als Erwachsener volkswirtschaftlich einnehmen will und wird, zu geben; sie hat dem Kinde ferner jene wissenschaftlichen und ethischen Unterlagen zu geben, die notwendig sind, damit aus dem Kinde ein gesinnungstüchtiger Mensch werde oder, wie Goethe sagt, damit aus dem Kinde im Strom der Zeit sich ein Charakter bilde. Das ist aber nur möglich, wenn dem Kinde

8) Vergl. unten § 45.

schon nach seinem spezifischen Fassungsvermögen die Grenzen der menschlichen Fähigkeiten klargemacht werden, so daß es rechtzeitig sein Wollen und sein Können in Einklang zu bringen vermag. Die Kenntnis seiner eigenen Natur wird es dann vor optimistischer Schwärmerei und vor pessimistischer Skepsis bewahren[9]). Daraus folgt, daß Phylogenie und Physiologie des Menschen in spezifischer Begrenzung einen Teil des wissenschaftlichen Unterrichtes in jeder Schule auszumachen haben.

Der größte Teil der Grundsätze der gesamten öffentlichen Hygiene gilt natürlich auch für das Kind. Ferner ist aber zum Schutze desselben durch den Schulzwang noch eine spezielle Schulhygiene geboten und erforderlich. Die Schulhygiene hat erstens das Schulhaus den Forderungen der rationellen Gesundheitslehre anzupassen; zweitens die Arbeitsleistung und deren Dauer qualitativ und quantitativ mit der individuellen Fähigkeit des Kindes in Einklang zu bringen.

## § 45.

## Die Familie.

Wenn die Äquivalenz ein ethischer und damit auch rechtlicher Elementargedanke ist, so fordern naturgemäß die Empfindungen der Eltern für ihre Kinder ein Reziprozitätsgefühl seitens dieser gegenüber jenen; wir nennen diesen wechselseitigen gefühlsmäßigen Konnex, in dem Blutsverwandte zueinander stehen, den Familiensinn. In ethischer Hinsicht postuliert ebenso naturgemäß der Eltern Arbeit für die Kinder die Arbeit dieser für jene (BGB. § 1617); in sozialer Hinsicht konstituiert sich der Familiensinn als Solidarität der Glieder der Familie.

Die Kindespflicht war so selbstverstanden, daß es darüber im Buddhismus, wie über den in Athen für unmöglich angesehenen Elternmord, keine Bestimmungen gab[1]). Bei den verschiedenen Altersstufen der Mitglieder einer Familie sowie ihrer physiologischen Scheidung in die zwei Geschlechter aber kam es schon in Urzeiten zu einer Arbeitsteilung der Gesamtarbeit, welche die Familie zu leisten hatte; oft wurden von daher gradezu die Appellativnamen für die einzelnen Glieder der Familie genommen, ich erinnere nur an das türkische ana oder ene = Mutter, ursprünglich Weib, Amme (Vambery), an das sanskritische duhitar = Tochter, ursprünglich Melkerin ꝛc.

---

9) Vergl. Metschnikoff, Studien über die Natur des Menschen, S. 154

1) Bastian, Völker des östl. Asien III, 361.

Die Prävalenz des Alters und die daraus notwendig sich ergebende vorzüglichere Bereitschaft des einen Familiengliedes für den Kampf ums Dasein gegenüber den anderen führte ohne weiteres zur Prominenz des Betreffenden in allen Lebenslagen. Der Vater ist a priori das Haupt der Familie; denn er kann durch seine Machtmittel allemal seinem Willen Nachdruck verleihen. Und da die Familie durch die Vererbung an sich schon der konservativste Faktor innerhalb der Entwicklungsgeschichte ist, so dauert das Ansehen seiner Stellung auch dann noch fort, wenn ihm jene tatsächlichen Machtmittel durch Senilität oder Krankheit entwunden sind; nur eine sehr niedrige Kulturstufe oder Not des Volkes führt dann zuweilen zur Entziehung des Ansehens, so bei den Batak oder den alten Scythen unter der Erscheinung des Endokannibalismus, oder noch heute in Oberbayern durch Verbannung ins „Austragstüberl" infolge erbrechtlicher Notwendigkeit. Vambery hat darauf aufmerksam gemacht, daß türkisch ata = Vater auch in der Bedeutung „stark", „männlich" vorkommt und den Begriff: Obrigkeit, Oberaufsicht, Herrschaft, kurz alle jene Attribute in sich schließt, die dem Vater laut der patriarchalischen Verfassung der Familie zukommen. Schrankenlos ist diese Gewalt des Vaters über die Kinder aber natürlich nur, solange diese unmündig vom väterlichen Herde abhängen, also bis zur Emanzipation, bei den Töchtern speziell bis zur Verheiratung. Der Staat hat diese Schrankenlosigkeit überhaupt abgeschafft, indem er dem Kinde vom Augenblicke der Geburt an die Rechtsfähigkeit zuteilte und es damit also auch unter den Schutz der Gesetze (gegen Freiheitsberaubung, Mißhandlung, Mangel der Ernährung) stellte.

Die Prävalenz des höheren Altersgrades mit den (wirklich vorhandenen oder schon wieder verlorenen) Machtmitteln verleiht aber auch im allgemeinen dem Betreffenden eine Vorzugsstellung gegenüber andern Familiengliedern, auch wenn es sich nicht um das Verhältnis von Erzeuger und Erzeugtem handelt. Der ältere Sohn geht dem jüngeren voran, die ältere Tochter der jüngeren. Und so fest hielt sich dieser Elementargedanke innerhalb der Menschheit, daß selbst innerhalb des Christentums sich noch Überlebsel davon vorfinden, die durch rechtliche Normen gestützt wurden, wie z. B. die Fideikommisse. Die übertriebenste Ausdehnung dieses Verhältnisses findet sich bei den Chinesen. Confucius hat das „Vater und Mutter" des vierten Gebotes nicht nur bis auf die entferntesten toten Ahnen ausgedehnt, sondern auch auf das Verhältnis des jüngeren Bruders zum älteren, des Untergebenen zum Vorgesetzten, des Volkes zum Herrscher und er hat das „ehren" in den blindesten Gehorsam, in die völlige Abhängigkeit, in der ein Mensch zu seinem Gott steht, gesetzt. So band er das Geschlecht von heute an das vergangene

Geschlecht von gestern, die Lebenden an die Toten, und statt wie andere Völker in die Morgenröte der Zukunft zu schauen und hoffnungsvoll hineinzuwandern in eine kommende bessere Zeit, steht das chinesische Volk und starrt in das Dunkel der Vergangenheit[2]). Bei Weismanns Keimplasmatheorie, nach der das Individuum nur eine Mischung einer Anzahl Ahnenplasmen ist, wäre das auch der richtige Standpunkt. Damit wird jede Möglichkeit eines Fortschrittes abgeschnitten, ja ein Fortschritt selbst muß geleugnet werden, wie er für uns in der Vererbung erworbener Eigenschaften liegt. Das Individuum ist nicht einzig und allein ein Produkt seiner Ahnen und der Ahnenkult daher nicht seine ausschließliche Aufgabe (neben der Selbsterhaltung). Doch als ein Faktor des Familiensinnes, als ein Mittel zur Erhaltung desselben in seiner Gesamtheit ist er von Wichtigkeit.

Unwillkürlich drängt sich ja die Frage auf, wohin der tote Vorfahre gegangen. Und ferne sei es von uns, dem, der aus seinen religiösen Anschauungen die Antwort auf diese Frage schöpft, seinen Glauben zu rauben. Der Madagasse[3]) sagt, sie seien gegangen, um selbst Götter zu werden und er salbt demgemäß ihre Grabsteine mit Opferblut. Bastian[4]) sah in Kabin Kapellen, die als Schreine für Vorfahren dienten; jeder enthielt ein Schreiben mit den Namen derselben. Der Ewe in Togo sucht neu ankommend in der andern Welt, welche am andern Ufer des Asisa beginnt, seine Verwandten auf[5]). Cette religion des morts paraît être la plus ancienne, qu'il y ait eu dans cette race d'hommes (Griechen und Römer). Avant de concevoir et d'adorer Indra ou Zeus, l'homme adora les morts: il eut peur d'eux, il leur adressa des prières[6]). Denn der in der Familie als unentbehrlich Empfundene und nun als sichtbar Vermißte mußte ja noch jenseits fortleben, in derselben Gestalt, wenn auch unsichtbar. Diese Übertragung schuf die Anthropomorphie der Gottheiten, welche sich vererbte, da das Mysterium des Todes sich in Kontinuität der Individuen wiederholte. Die Malaien der Philippinen erweisen sogar den Anitos, den Seelen der Ahnen, eine größere Verehrung als den eigentlichen Göttern[7]). Bei den Osseten ist der Schwur bei den Gräbern der Vorfahren unverletzlich, und ihre Zauberer eruieren einen Dieb durch die Drohung, daß die Seelen der Vorfahren des

2) Voskamp, in Ostasiatische Rundschau (Shanghai) I, 6.
3) Sibree, Madagaskar, S. 279, 341.
4) Bastian, a. a. O. IV, 14.
5) Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten V, 156.
6) Fustel de Coulanges, La cité antique, 16. éd. 1898, p. 20.
7) Blumentritt, S. 41.

vermuteten Täters von Katzen gepeinigt werden würden[8]). In der dritten Himmelsschicht des schamanischen Kosmos[9]) ist das Paradies, wo die Seligen und Gerechten ein glückliches Dasein führen. Das sind die Ahnen der jetzt lebenden Menschheit, die hier geschlechterweise leben und durch die Kraft des Familienbandes die Vermittlung zwischen den Gottheiten des Himmels und ihren auf der Erde lebenden Nachkommen übernehmen und diesen in Nöten beistehen können. Rührend ist eine Sitte der Khasya am Brahmaputra[10]). Wenn die Asche eines in der Fremde Verstorbenen nach der Heimat gebracht werden soll, streuen sie Blätter an Kreuzungspunkten aus, damit der Geist den Weg finden kann; oder wenn der Weg über Flüsse geht, ziehen sie einen Faden als Brücke. Konnte der Leichnam nicht gefunden werden, so ruft die Familie nach der vermuteten Richtung hin, um der Seele so den Weg zu weisen.

Deutlich erkennbar ist schon in dieser Sitte die Wichtigkeit, die der Behausung als Heimat für den Familiensinn zukommt. Der Familiensinn wurde in dem Augenblick gelockert, wo das Familienhaus zum Wohnhaus wurde. In demselben Augenblick setzte sich auch das vorher exoterische Gaunertum in den Städten fest. Bei den Naga[11]) wird, so oft ein Opfer für Krankheit dargebracht wird, die Hütte durch einen an die Tür gesteckten Busch für jeden unnahbar. Der Familiengott erlaubt als eifersüchtig keinem Fremden die Teilnahme an seinem Opfermahl. Das malagassische Wort für Tor oder Pforte, vavahady, ist aus vava (Mund) und hady (Graben) zusammengesetzt. Es bezeichnet heute jedes Tor, gleichviel ob ein umgebender Graben vorhanden ist oder nicht. Es ist aber ein Andenken aus jener Zeit, wo jedes größere Dorf in Imerina ein unabhängiger Staat und jedes Haus die Burg seines Besitzers (my house is my castle in England) war, die von einem tiefen und breiten Graben und innerhalb desselben noch von einem Erdwalle umgeben wurde, durch den nur ein schmaler Eingang oder „Mund" in den Hof führte[12]).

Der Wert, den man in patriarchalischen Zeiten der Familie beilegte, offenbart sich in der detaillierten Differenzierung der Verwandtschafts- und Altersgrade, die in der Sprache durch Spezialnamen ihren Ausdruck fand. So kennt z. B. das Tschuwaschische sechzig verschiedene solcher Namen[13]).

8) Haxthausen, Transkaukasia II, 35, 21.
9) Radloff, Schamanentum, S. 6.
10) Bastian, Völkerstämme am Brahmaputra, S. 11.
11) Ibidem, p. 23.
12) Sibree, S. 172.
13) Vambery, Primitive Kultur, 68. cf. Lepechin, Russ. Reise I, 105.

Bekannt sind auch die genealogischen Listen der Araber, so wenig Glaubwürdigkeit sie verdienen. In christlichen Familien sind die Familienchroniken dazu eingeführt; meist dienen die Vorblätter einer Bibel oder erbaulichen „Hertzpostilla" zur Aufzeichnung sämtlicher Familienglieder. Auch äußerlich kennzeichnete man die Familienzugehörigkeit gern; die Nachkommen Alis und Fatimas, der Tochter des Propheten, tragen grüne Turbane; in Altindien gingen Vasishtha und die Seinigen weiß gekleidet und waren rechts gelockt, dreilockig waren die Nachkommen des Atri, die Angirasiden trugen fünf Haarbüschel, die Abkömmlinge Bhrigus waren geschoren [14]).

Allerorten gilt die Familie als rechtlich solidarisch. Bei den Ewe in Togo sind im Innern die Verwandten eines Schuldners stets für dessen Schulden haftbar [15]). Reicht [16]) bei den Kirgisen das Vermögen eines Mörders zur Sühne nicht aus, so wird der Rest von seinen Verwandten eingetrieben. Erst unter den verzwickten modernen sozialen Verhältnissen hat die absolute Haftung aufgehört, und nur im Erbrecht gilt sie noch in gewissem Sinne (B.G.B. § 1967). Selbstverständlich war diese Aufhebung notwendig, genau so wie die Zulassung der ehelichen Gütertrennung (B.G.B. § 1426), so sehr man diese vom Standpunkt der Familie aus vielleicht bedauern muß. Sie führt zur Lockerung des Familienbandes, ja sie ist selbst eine solche. Der Familiensinn aber wird nur innerhalb der Familie selbst gehegt und gepflegt; wenig verhältnismäßig kann die Schule dabei tun.

Eines der traurigsten Beispiele für den Mangel des Familiensinnes bietet die islamische Welt. Aus dem Haremsgesetzen folgt die Trennung der Mahlzeiten, der Zimmer, der Geschäfte, der Freuden und Leiden. Daher mangelt den Kindern eine innerliche Erziehung. Sie fürchten den Vater, aber sie lieben ihn nicht. Der Aberglaube, daß ein böser Blick schaden könne, bringt ein Zuhaushalten zu Wege, durch das die Kinder verweichlicht werden. Eben dies Zuhaushalten aber bringt ihnen ferner noch eine zu frühe Kenntnis der sexuellen Verhältnisse innerhalb des Harems bei und bewirkt frühe Demoralisation. Es fehlt jede Arbeitsteilung, das Weib ist nicht Mitstreiterin des Mannes im Kampf ums Dasein; die Behausung ist keine Heimat.

Aus dem Mangel des Familiensinnes erklären sich ferner z. B. auch die Greueltaten und Zügellosigkeiten der Landsknechte. Früh aus dem Schoße der Familie gerissen oder schon im Lager geboren, ohne Familie und ohne Kenntnis von deren Wert, wurden sie zu wilden verwegenen Nomaden,

14) Roth, Zur Literatur und Geschichte des Weda 1846, S. 120.
15) Mitteilungen ꝛc. V, 157.
16) Rytschkow, Tagebuch, S. 344.

denen das Leben anderer nichts gelten konnte, weil ihnen das eigene nichts galt.

Es ist nur naturgemäß, wenn der Staat infolgedessen die Familie in jeder Weise zu schützen sucht. Im Schutz, den er der Familie angedeihen läßt, erfüllt er die wichtigste Pflicht der Selbsterhaltung. Der Staat erkennt die Familie als eine in sich geschlossene kleine Gesellschaft mit solidarischer Haftung an, soweit natürlich eine Haftung nach der Staatsgesetzgebung zulässig oder erforderlich ist. Um die Familie ist ein ideeller Kreis gezogen, den, wie den Harâm der Muhammedaner, kein Fremder zu betreten wagen darf. Der Frevler verfällt dem Strafgesetz (wegen Ehebruches, Hausfriedensbruches). Nur dem Staate selbst ist es vorbehalten, in die Rechte der Familie einzugreifen, wenn irgend ein Mitglied dieses Kreises durch ein anderes in seiner Selbsterhaltung bedroht ist.

Nichts aber erhält den idealen Familiensinn fester als die lokale Umkreisung, wie sie das Familienhaus bietet, wenn der Typus der Behausung zugleich der geographischen Provinz angepaßt ist. *Das Einfamilienhaus ist die Heimat des Staatsbürgers in seiner geographischen Provinz als seinem Vaterlande.* Die dahinzielende Bewegung im Bauwesen unserer Zeit ist vom Staat auf jede Weise zu fördern.

## § 46.

## Der Geselligkeitstrieb.

Beruht die Familie auf dem Prinzip der Vererbung, so resultiert die Gesellschaft aus der Anpassung. Sie ist die Schöpfung des Geselligkeitstriebes der Menschen; dieser selbst aber hat seine Wurzel im Prinzip der Arbeitsteilung. „Homo est animal politicum. Der mensch ist ein gesellig thier. Wir menschen müssen bei einander sein. Wir seind thier als die tuben die mit einander fliegen. Aber nit als die ulen die allein fliegen. Nitt als beren die allein seind. Aber als hirtzen und schaff die in einer schar mit einander lauffen. Alle menschen bedörffen der andern darumb so ist not das sie bei einander wonen. Ein bader bedarff des schumachers ich bedarff des schumachers auch.“ Der alte *Geiler von Kaisersberg*[1]) war ein kluger, scharfsichtiger Mann.

Der Geselligkeitstrieb ist eine erworbene Eigenschaft des Menschen, kein elementarer Faktor des Menschentums. Denn er ist es gerade, der dem elementarsten Faktor des Menschentums, dem Egoismus des Individuums,

1) Geiler von Kaisersberg, Emeis. Straßburg 1516, fol. 29 b.

am meisten widerstrebt. Ein Zusammenschluß mehrerer Individuen findet nur statt, wenn er für jedes einzelne von Bedeutung ist. Der Lebenszweck des Individuums ist die Selbsterhaltung im Genusse des Augenblickes. Der Zusammenschluß wird also erfolgen, wenn ihm entweder der Genuß des Augenblickes gestört zu werden droht, d. h. also im Kriege, bei feindlichen Überfällen, oder wenn er den Genuß des Augenblickes durch Zusammenschluß erhöhen zu können hoffen darf. Ein prächtiges Beispiel dafür bieten die Batta auf Sumatra. Ihre Dorfgemeinschaften haben keinen Zweck weiter, als einerseits Schutz gegen Überfälle zu bieten, oder den Erfolg aktiver Raubzüge aus kannibalischen Gelüsten andererseits zu garantieren. Nochmals sei es also betont, der Geselligkeitstrieb ist kein elementarer Faktor des Menschentums, er ist eine erworbene Eigenschaft. Von den Lesgiern sagt Haxthausen, daß nie eine Vereinigung von mehr als zehn zustande komme[2]). Als Zintgraf auf dem Wege von Kamerun zum Benue von 180 Mann 24 verlor, macht er dabei folgende Bemerkung: Die Freude der dem Unwetter glücklich Entronnenen war größer als die Trauer um die Umgekommenen, wie denn der Neger überhaupt von einer großartigen Gleichgültigkeit in solchen Fällen ist, die auf uns, die wir kameradschaftliches Gefühl kennen, abstoßend wirkt[3]). Von den Indianern sagt Martius[4]): Ihr Temperament ist Phlegma. Ohne Reflexion auf das Ganze der Schöpfung, auf die Ursachen und den Zusammenhang der Dinge leben sie, ihre Sinne nur auf Selbsterhaltung richtend. Vergangenheit und Zukunft unterscheiden sie beinahe nicht, daher sorgen sie nie für den kommenden Tag. Das Bedürfnis treibt ihn zum sexuellen Genuß; das Bedürfnis treibt ihm die Nahrung jeder Art ein; das Bedürfnis ist die einzige Triebfeder seines Handelns, wenn nicht gar einmal das Phlegma noch stärker als das Bedürfnis wirkt, so daß er aus Bequemlichkeit hungert. Selbst der Familie gegenüber finden wir solche Gleichgültigkeit. „Die Oronokesen haben keine Familiennamen, durch die sich ein Haus von dem andern unterscheidet. Sie sind auch so äußerst gleichgültig gegen ihre Voreltern, daß sie selten ihren Großvater zu nennen wissen“[4a]).

Wie konnte sich nun aber, fragt man unwillkürlich, der Geselligkeitstrieb, der dem Egoismus des Individuums doch so sehr widerstrebt, dennoch in einer Art festsetzen, daß er nun ein Gemeingut aller Menschen geworden ist? Da wir das Zusammengehörigkeitsgefühl auf Grund vererbter Rassen-

2) Transkaukasia I, 137.
3) Mitteilungen ꝛc. III, 85.
4) Martius, Reise I, 377.
4a) Starcke, Die primitive Familie. Leipzig 1888, S. 42.

merkmale schon oben behandelt haben, bleibt dieser Punkt hier, wo wir ja überhaupt nur von der Anpassung reden, außer Spiel. Mit einem Wort, der Geselligkeitstrieb ist eine Schöpfung der Gewohnheit. Man gestatte mir, hier die Gewohnheit etwas ausführlicher zu behandeln, als es der Gegenstand eigentlich erheischt. Denn genügte für hier wohl eine einfache Definition, so wird man mit einer solchen doch nie ein naturwissenschaftliches Prinzip erschöpfen, insofern naturwissenschaftliche Begriffe beim heutigen Stande unseres Wissens noch immer „fließen".

Übung kann fast das Gepräge der Natur verändern, sagt Hamlet zur Königin; und die Gewohnheit ist der mächtigste Hebel der Anpassung[5]). Die Gewohnheit erklärt sich aus dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Sie ist eine automatische Assoziation verschiedener Glieder; wenn deren eins in Bewegung gesetzt wird, zieht es notwendig die Bewegung aller nach sich. Denn jede Handlung in unserer leiblichen oder seelischen Verfassung hinterläßt den Hang zur Wiederholung, der nach Wiederholung an Kraft gewinnt, bis er nach einer großen Zahl von Wiederholungen automatisch wird.

Der gewohnheitsmäßige Gebrauch der Organe zu bestimmten Zwecken führt unter Ablenkung von ihrem ursprünglichen Zweck ihre Differenzierung herbei. Gewohnheitsmäßiger Nichtgebrauch führt zur Verkümmerung und völligem Verschwinden, wenn nicht die Vererbung oft genug derartige zwecklos gewordene Organe mehr oder minder erhalten hätte, die wir dann rudimentär nennen.

Schon ein alter Araber hat sich einst bitter über die Macht der Gewohnheit beklagt. In Mirbât herrschte noch zu Jacuts Zeit allgemeine Prostitution der Weiber, ohne daß die Männer daran Anstoß nahmen. Als Jacut einem Einwohner dies vorwarf, entgegnete derselbe: Ich schwöre es dir bei Gott, daß es ein abscheulicher Gebrauch ist; wir sind jedoch darin groß geworden und von unserer Geburt an daran gewöhnt, so daß wir nicht mehr davon lassen können. Wenn wir könnten, würden wir es sicher ändern, allein es läßt sich kein Weg dazu finden, auch wenn noch verschiedene Jahre darüber hingehen[6]). Und daß auch mit Gesetzen oder Glaubensvorschriften nichts gegen die Gewohnheit auszurichten ist, ist bekannt[7]).

5) Haeckel, Indische Reisebriefe, S. 60.

6) Jacut ed. Wüstenfeld IV, 481.

7) Sous le califat d'Omar I, erzählt Dozy (Histoire des Muselmans d'Espagne, I, 36) un vieil Arabe était convenu avec un jeune homme qu'il lui céderait sa femme de deux nuits l'une, et qu'en retour le jeune homme garderait son troupeau. Ce pacte singulier étant venu aux oreilles du calife, il fit comparaitre ces deux hommes et leur demanda s'ils ne savaient pas, que l'islamisme défendait de partager sa femme avec un autre. Ils jurèrent qu'ils n'en savaient rien.

Die ägyptischen Muslime wußten noch hundert Jahre nach des Propheten Tode nichts vom Weinverbot, an das sich Mutanabbi, Hafiz und die Chalifen so wie so nicht kehrten; und bei den Türken gilt der Champagner nicht als Wein. Gewohnheit wird zur Leidenschaft. Und so kann denn auch jener Dieb dem König Almotamid von Sevilla wahrheitsgemäß erklären: O König, wenn du wüßtest, wie schön das Stehlen ist, du würdest es auch nicht lassen!

Kranke mit Verfolgungswahn bekehren bisweilen die Personen ihrer Umgebung zu ihrem Delirium. Wenn eine übrigens geistesgesunde Person beständig mit einem derartigen Kranken lebt, und wenn sie den Anfang seines Deliriums mit erlebt, so findet sie zuerst die Ideen desselben fremdartig, dann aber kommt es in gewissen Fällen vor, daß sie die Verstandesirrtümer des Kranken entschuldigt, daß sie nach und nach, und in dem Maß als dieselben entstehen, alle seine Verirrungen und krankhaften Einbildungen teilt, und zwar derart, daß sie nach Verlauf von einiger Zeit ein in allen Teilen von dem Kranken hervorgerufenes Delirium angenommen und sich völlig angeeignet hat[8]). Der persönliche Kontakt erzeugt die Sucht der Nachahmung. In den städtischen Gemeinwesen von Althellas und den Städten des Mittelalters wurde durch ihn ein Gemeingeist auf dem Geselligkeitstriebe aufgebaut, wie ihn große Staaten trotz Presse und Literatur niemals erreichen[9]). Der persönliche Kontakt zwischen Soldaten und ihren Vorgesetzten in den Kasernen schuf jenen Geist der Disziplin, der der deutschen Armee zum Siegen verhalf, und der ein Erbteil jedes Deutschen ist. — Am mächtigsten wirksam ist natürlich der persönliche Kontakt, wenn große hervorragende Persönlichkeiten dabei im Mittelpunkt stehen. In ihm und auf ihm beruht die Macht der Beredsamkeit im allgemeinen und die ungeheure Macht der attischen Staatsredner und Demagogen im besonderen. Er wird auch darum von der modernen Wahlagitation mit Recht als wirksamstes Mittel betrachtet.

Las sociedades humanas tienen su infancia como los individuos que las componen. Sus primeros pasos son vacilantes, sus tendencias son mas instintivas que razonadas; facilmente arrastradas hacia el error, necesitan ser dirijidas i ilustradas[10]). Das Korrektiv ergibt sich dabei aus der natürlichen Entwicklungsgeschichte der Menschheit.

Der Zusammenschluß mehrerer Individuen hier und dort in Urzeiten, gleichviel ob er zufällig oder zu Schutz- oder zu Beutezwecken oder sonst aus

8) Legrand du Saulle, Erbl. Geistesstörung, S. 10.

9) cf. Schmoller, Grundriß 1900 I, 18.

10) Victor Pretot, in Anales de la Universidad de Chile. Santiago 1853, S. 36.

einem Grunde stattfand, führte zum Zusammenleben unter Verstärkung des Geselligkeitstriebes durch den persönlichen Kontakt und durch die Gewohnheit. Schon bei der nächsten Generation aber erscheint neben diesen beiden Faktoren zur Erhaltung des Geselligkeitstriebes in den Kindern ein weiterer, der durch die Fortpflanzung wirkte: die Vererbung. Anpassung und Vererbung gehen so vom Anfang der Menschheit an ἀσυγχύτως καὶ ἀδιαιρέτως nebeneinander. Wie viele und welche Partikelchen des staatsbürgerlichen Gemeinsinnes eines modernen Menschen er nun jener oder dieser verdankt, das wird auszumachen im allgemeinen schwer halten. Damit soll natürlich nicht die Möglichkeit einer sozialen Geschichte der Menschheit geleugnet werden, sondern nur auf die Schwierigkeit der Aufgabe hingewiesen sein.

## § 47.

## Die Gesellschaft.

„Bei den höheren Säugetieren, insbesondere bei den Affen, kommen Vergesellschaftungen vor, welche die Warnung vor Gefahr, den gegenseitigen Schutz der Genossen und die gemeinsame Verteidigung oder auch den gemeinsamen Nahrungserwerb, manchmal den gemeinsamen Angriff auf die Beutetiere zum Zweck haben“ [1]). Es ist der gleiche Zweck, der Zweck der Ernährung (im Sinne Haeckels), der beim Menschen zur Bildung der Gesellschaft führte vermittelst des Geselligkeitstriebes. Diesen eigentlichen Sinn des Wortes Gesellschaft müssen wir auf alle Fälle festhalten, wenn wir nicht den Boden unter den Füßen verlieren wollen. Das klassische Beispiel dafür bietet uns die Gründung Roms durch Romulus und sein Gesindel. Und oft begegnen wir dieser Urform der Gesellschaft noch in der Geschichte; die „Chawrussen“ der Gauner, die Rittervereine des 14. Jahrhunderts in Hessen und Westfalen (s. fasti limpurgenses), die Auswandererhaufen zur Gründung von Kolonien (gleichviel ob als ver sacrum oder im modernen Stile), Handelsniederlassungen u. s. w. gehören alle hierher.

Aber, wie schon bemerkt, sofort greift auch der Fortpflanzungstrieb ein. Die Schöpfung des Romulus wäre sofort wieder zerfallen nach dem Tode der Teilnehmer, wenn nicht der Fortpflanzungstrieb zum Raub der Sabinerinnen geführt hätte und damit zur Bildung von Familien.

Die psychologischen Triebe, welche bei den genannten Vorgängen wirksam sind, werden soziale Instinkte genannt. Die so entstehende Gemeinschaft wird gewöhnlich als „Gesellschaft“ bezeichnet, und wollen auch

1) H. E. Ziegler, Naturwissenschaft und sozialdemokratische Theorie, S. 189.

wir das Wort in diesem Sinne gebrauchen. Der persönliche Kontakt führt eine Assimilation herbei psychologisch, wie zugleich die Anpassung an die geographische Provinz eine solche in physiologischem Sinne. Die Gesellschaft wird damit zur Rasse (Horde, Stamm ꝛc.).

In solchen Gesellschaften werden wohl auch die sogenannten Wanderungen der Völker vor sich gegangen sein, „nicht in der Weise, daß ganze Völker wie Heeressäulen abschwenken und eine neue Heimat suchen; wir wissen, daß die älteren Keltenzüge in der Art eines ver sacrum der Italiker vor sich gingen . . . So werden auch die Arier, die ihren Weg nach Indien zogen, nur allmählich in kleinen Scharen, die einen um diesen, die andern um jenen Heerführer gesammelt, nach Osten vorgedrungen sein, die einen von Wanderlust, andere von der Not, andere von Raubsucht getrieben. Wie die hellenischen Stämme bei ihrem Eintritt in die Geschichte nicht eine Nation, sondern eine Gruppe von Stämmen, die nicht einmal durch einen gemeinsamen Namen zusammen gehalten werden, bilden, so werden auch die kleinen Schwärme oder Wanderstämme, die von den Ariern sich lösten und über Indien hin sich verloren, nicht als eine einheitliche Masse, sondern als Vielheit zu denken sein, die nach Kultus, Glaube und Dialekt mannigfach gegliedert war“ [2]).

An Beispielen für die Bildung derartiger Gesellschaften fehlt es nicht. Bei den Grusiern [3]) bestand nach Abasadse die „Familiengemeinde“. Mehrere Ehepaare mit ihren Agnaten wohnten in einer gemeinsamen Wohnung (Darbasi), die bisweilen 30, 50, früher selbst hundert und mehr Seelen faßte. Im Gorischen Kreise des Gouvernement Tiflis war eine Bauernfamilie, in deren Darbasi gleichzeitig 25 Wiegen standen. Bei den Itälmenen [4]) zieht der Mann in den Ostrog seiner Frau. Wer daher viele Töchter hat, dessen Ostrog, über den er Herrscher ist, vergrößert sich bald so, daß eine Sezession erfolgen muß, die weiter oberhalb am gleichen Flusse einen neuen Ostrog bildeten. Die Horde der Manobos auf Mindanao [5]) setzt sich meist aus dem Häuptling und den Brüdern seiner Frauen zusammen. Der brasilianische Indianer [6]), der sich um einer Braut willen zu der Familie einer fremden Horde, ja eines fremden Stammes verdingt, bleibt oft nach der Heirat dort zurück. Sehr deutlich kann man die Entstehung derartiger Gesellschaften auch bei den Turcotataren erkennen. Sobald irgend eine Familie, sagt Vam-

2) Hillebrandt, Altindien 1899, S. 41.
3) Internationales Archiv f. Ethnographie III, 247.
4) Steller, Kamtschatka, S. 210.
5) Blumentritt, S. 49.
6) Martius, Rechtszustand, S. 57.

bery[7]), den teils mittelst Gewalt ergriffenen, teils als Erbteil ihr zugefallenen Weidegrund zu eng und zur Nahrung des Viehstandes für unzureichend findet, muß auch allmählich die Trennung vom Stamme, das Brechen des engeren Familienbandes vor sich gehen. Der losgetrennte Teil (tire = Bruchstück), den wir nun als Zweig bezeichnen, pflegt seinen Namen entweder von jener Persönlichkeit zu nehmen, unter deren Leitung die Lostrennung stattgefunden hat, oder von der geographischen Benennung der neuen Weideplätze, mitunter auch von irgend einem Spitznamen, der alsdann in der ethnischen Nomenklatur als Eigennamen stehen bleibt. Innerhalb des tire entstehen dann die uruk (= Familie, Sprößling), worunter man sowohl die unter einem Hausvater stehende Haushaltung als auch die Gesamtheit der näheren Verwandten versteht.

Die Bildung der Gesellschaft erfolgt zum Zwecke der Ernährung. Wie der Bund des Griechen mit der Gottheit auf dem *δος μοι τα ὀφειλομενα* beruhte, so steht die Gesellschaft auf dem Prinzip der Reziprozität. D. h. die Gesamtheit garantiert dem einzelnen die Selbsterhaltung. Damit wird die Gesellschaft zu einer „Organisation wirtschaftlichen Zusammenwirkens“[8]), unter gleichzeitiger Ausbildung einer rechtlichen Sühneskala aus ethischen Gewohnheiten heraus, deren elementares Prinzip mit seinem „Aug' um Auge, Zahn um Zahn“ wiederum auf der Reziprozität aufgebaut ist.

Als unantastbar, tabu (im Sinne der Ozeanier), wie das Einzelindividuum selbst, gilt den übrigen Individuen der Gesellschaft gegenüber dabei das Privateigentum, das sich gegenüber andern Gesellschaften als Eigentum der Gesellschaft darstellt. Soweit die Familien einer Horde oder eines Stammes der brasilianischen Indianer über einen gewissen Landstrich verbreitet wohnen, wird dies Gebiet von jedem einzelnen als Eigentum der Gesamtheit betrachtet, das als solches unzerstückbar und für fremde Stämme unantastbar gilt[9]). In Imerethi[10]) hat jeder Hof sein bestimmt abgegrenztes Territorium; aber die zwischen diesen Territorien gelegenen Weiden, Wälder u. s. w. sind gemeinschaftliches Eigentum der Höfe oder Gemeinden. Hier dürfen sich Kinder der Hofbesitzer anbauen und neue Höfe bilden, aber niemals Fremde.

In logischer Konsequenz folgt daraus die rechtliche Solidarität der Gesamtheit der Gesellschaft gegenüber andern Gesellschaften. Daraus ergibt sich die gemeinsame Verteidigung und überhaupt die staatliche Gemeinschaft.

7) Vambery, primitive Kultur, S. 133.
8) Schmoller, Volkswirtschaftslehre 1900 I, 2.
9) Martius, Rechtszustand, S. 34.
10) Haxthausen, Transkaukasia I, 22.

Den deutlichsten Ausdruck findet diese Solidarität in der allgemeinen Wehrpflicht des modernen Staates.

## § 48.

## Kasten und Stände.

Die Arbeitsteilung hatte die Bildung der Gesellschaft herbeigeführt, die Arbeitsteilung leitete die Ausbildung der Gesellschaft. Hatte ein bestimmtes Individuum der Gesellschaft ein bestimmtes Geschäft oder Handwerk infolge besonderer (angeborener oder erworbener) Fähigkeit dazu übernommen, so war sein Nachkomme zu dem gleichen Geschäft oder Handwerk in doppelter Weise gleichsam prädestiniert; erstens durch die Vererbung jener Fähigkeit, zweitens durch die Tradition, der er sich von Jugend auf unwillkürlich schon anpaßte. Er war jedem andern gegenüber, der das Handwerk erst frisch ergreifen wollte, im Vorteil durch die Kenntnis der ihm vom Vorfahren überlieferten Handwerksgeheimnisse. So mußte naturgemäß das Handwerk, gleichviel welcher Art es war, ob Priestertum, Herrschaft, Kriegertum oder sonst irgend eine Betätigung seines Geistes oder Körpers im Handwerk (engeren Sinnes), zum Erbteil innerhalb der Familie als ein Stück von deren Privateigentum werden. Solange der freie Wille des Individuums aber noch darüber entscheiden darf, ob er das Handwerk ergreifen will oder nicht, sprechen wir von seiner Tätigkeit als seinem *Stand*. Da, wo die gleiche Betätigung seiner Arbeitskraft rechtlich oder religiös erzwungen wird, beginnt die *Kaste*.

Nur Indien hat Kasten (vom portugiesischen casta Gattung, Stamm, Art). „Es ist eine spezifisch indische Einrichtung, hervorgegangen aus indischen Anschauungen und indischen Lebensverhältnissen. Man hat in Ägypten auf Grund der Angaben der Griechen seit Herodot Kasten finden wollen, aber mit Unrecht, da weder das Konnubium zwischen den einzelnen Ständen, noch ein Übergang von dem einen Stand in den andern dort verboten war[1]). *Senart* definiert die Kaste des heutigen Indien folgendermaßen: „Sie ist eine in sich geschlossene Körperschaft mit altüberlieferter, selbständiger Organisation, deren Mitgliedschaft erblich ist, also durch die Geburt bestimmt wird, die in der Regel denselben erblichen Beruf hat, sich durch bestimmte, auf die Ehe, Speise und Unreinigkeit bezügliche Gesetze von anderen Genossenschaften absondert, sich unter einem Haupt oder Rat zur Feier von Festen oder bei anderen Gelegenheiten versammelt und über ihre Mitglieder soweit die Jurisdiktion ausübt, als sie sie wegen Vergehens aus ihrer Mitte aus-

1) *Pischel* im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 2. Aufl., 1900, V, 50.

stoßen, nach erfolgter Sühne aber auch wieder aufnehmen kann“ [2]). Das verwickelte Kastensystem in Indien stammt nach Max Müller[3]) aus drei verschiedenen Quellen; wir haben zwischen ethnologischer, politischer und professioneller Kaste zu unterscheiden, d. h. doch wohl nur theoretisch, da die Grenzen durch Übergänge verwischt sind, so daß die Unterscheidung praktisch überhaupt nicht durchführbar ist. Die erste Form beruht auf dem Rassenunterschied, der die einwandernden Arier von den eingeborenen Dravida schied; die zweite auf dem Ehrgeiz und den daraus folgenden Kämpfen um die Herrschaft im Staate, die dritte auf sozialer Gliederung durch Arbeitsteilung. Max Müller hat in dieser Teilung allzuoft Kasten und Stände vermischt oder verwechselt.

Der Stand des Individuums als seine integrierende Eigenschaft gibt diesem innerhalb der allgemein giltigen Rechtsnormen eine besondere rechtliche Stellung. Der Stand floß, wenn man von den Sklaven absieht, aus dem Beruf, der erblich überkommen oder freiwillig erwählt sein kann. Die Stände sind entweder ideelle Genossenschaften oder als Korporationen juristische Personen.

Der Stand wird auch noch heute erblich übertragen, soweit nicht ein Individuum durch strafgesetzliche Verfehlung ihn verwirkt oder freiwillig auf ihn verzichtet. Das B.G.B. erkennt diese erbliche Übertragung an, wenn es z. B. den Vater des unehelichen Kindes zum Unterhalte desselben gemäß dem Stande der Mutter anhält, da der Vater nun einmal mit dem unehelichen Kinde als nicht verwandt gelten soll. — Zu den mancherlei Wunderlichkeiten, die sich aus der früheren Zeit in den modernen Rechtsstaat hinübergerettet haben, gehört vor allen Dingen der Adelsstand, nicht als Stand im allgemeinen, sondern wegen seiner Postulate, die aber freilich sein Wesen ausmachen und deren Aufhebung den ganzen Stand vernichten würde. Seine Vorzüge sind längst a tale of the times of old geworden; seine Vorrechte sind aber wenigstens teilweise geblieben. Als ob nicht auch für ihn das Wort Ibn Chisdais gelte: „Für den, der sich nicht selbst Verdienst erworben, ist das des Vaters auch mit abgestorben“ [4]).

Auch eine Geschichte der Stände ist für absehbare Zeit unmöglich. Es kann daher nicht meine Absicht sein, hier die einzelnen Stände oder gar Gewerbe durchzugehen. Entwicklungsgeschichtlich können uns nur Statistiken nützen, die die Gesamtheit der Menschheit umfassen, mögen für die einzelnen Länder noch so vorzügliche Arbeiten vorliegen.

2) Ebenda V, 47.
3) Essays I, 285.
4) Prinz und Derwisch, S. 4.

Dagegen möchte ich hier noch an einer Reihe von Beispielen die ungeheuer große prinzipielle Bedeutung nachweisen, die Vererbung und Anpassung für Stand resp. Beruf haben.

„Die wirtschaftlichen Bewußtseinskreise, sagt Schmoller[5]), sind ursprünglich mit denen der Blutsverwandtschaft, der Nachbarschaft, des Stammes identisch. Die gemeinsamen gleichen Bedürfnisse, die gleichen technischen Kenntnisse und Fertigkeiten bilden den Grundstock des Gemeinbewußtseins."

Historisch-genetisch ausgedrückt würde das lauten: Die geographische Provinz zwingt ihren Bewohnern eine Lebensbetätigung auf, die im Individuum durch allmähliche Übung gewisse (physische und psychische) Fertigkeiten weckt, die durch Vererbung und Tradition im Laufe der Zeit zu Rassenmerkmalen werden. Wo es sich um handwerksmäßige Betätigung handelt, vermittelt dazu noch die gemeinsame Sprache die konstante Tradition der Handwerksgeheimnisse, so daß das Handwerk der geographischen Provinz geradezu zum Handwerk der Rasse wird.

Im weiteren Sinne fand der Ausdruck „Handwerk der Rasse" schon Verwendung, wenn wir von Jägervölkern, Nomaden, Ackerbauern sprechen. Er hat aber auch von jenen Beschäftigungen zu gelten, die nach den Zunftverfassungen des Mittelalters schlechthin als Handwerke bezeichnet werden.

Ein Beispiel, bei dem sich die eben geschilderte Entwicklung vor unseren Augen vollzog, bietet Mühlenpfordt[6]). „Mejico baute anfangs das Zuckerrohr durch Sklaven an. Die Schwierigkeit der Sklavenzufuhr bei den vielen Kriegen Spaniens mit Seemächten, sowie die Sterblichkeit derselben, veranlaßte mehrere Plantagenbesitzer, zuerst um Cuernavaca, einen Versuch zur Bildung eines brauchbaren Geschlechtes freier Arbeiter zu machen. Sie gaben jährlich eine Anzahl Sklaven frei und ermunterten diese zur Ehe mit eingeborenen Indianerinnen. So entstand und vermehrte sich bald das Geschlecht der Zambos, Menschen von starkem athletischem Bau und geeignet, die feuchte Hitze in den Zuckerplantagen zu ertragen."

Ratzel[7]) deutet auf die eigentümliche Erscheinung hin, „daß gewisse Provinzen (Chinas) gewissermaßen Kaufmannsrassen produzieren, die das ganze Reich mit ihren Komptoiren bedecken und eng verbunden durch Landsmannschafts- und Verwandtschaftsbande, durch Ähnlichkeit der Gesinnungen und Absichten sich überall finden, überall zusammenhalten und gedeihen. So beherrschen Eingeborene von Schensi und Schansi einen großen Teil des Handels in ganz China und selbst in den Nebenländern. Palladius

5) Grundriß 1900, I, 19.
6) Mejico I, 116.
7) Chinesische Auswanderung, S. 46.

findet sie in der Mandschurei, wo sie Kaufleute jeder Art vom Hausierer bis zum Bankier repräsentieren und sich vor anderen Chinesen durch große Gewandtheit in der Aneignung fremder Sprachen auszeichnen. Sie wissen z. B. sehr gut Russisch in Kjachta zu sprechen. In Siangtan (Prov. Hunan), dem chinesischem Hauptplatz für Geldgeschäfte, findet Richthofen „das Geschäft ebenfalls hauptsächlich in den Händen der Schansileute." Sacharoff bemerkt von ihnen, daß sie nicht blos über Petschili, sondern über das ganze Reich sich verbreitet haben. Auch Scherzer hebt in seiner interessanten Mitteilung über den russisch-chinesischen Handel von Kjachta und Maimatschin hervor, daß derselbe sich in den Händen von Schansileuten befinde."

Omar[8]) schonte aus staatswirtschaftlichen Gründen die Andersgläubigen, damit man sie nicht nur für ein oder zwei Jahre ausnützen könne. Es ist sehr begreiflich, daß der Sieger den Unterworfenen so viel als möglich zu nützen sucht. Wie aber könnte er das besser, als durch Verwendung im Handwerk seiner Rasse! „Alle Nationalitäten, sagt Marquardt[9]), waren im römischen Sklaventum vertreten; nach ihnen erhält der Sklave häufig seinen Namen, gewöhnlich seine Beschäftigung. Jede Nation wird in ihrer charakteristischen Eigentümlichkeit genutzt und bei dem Ankauf aus der Angabe der Herkunft nicht nur über die gute oder schlechte Qualität, sondern auch über die besondere Befähigung der Sklaven ein Urteil gewonnen. Myser, Phryger, Lyder, Carer sind schlechtes Volk; nicht besser Syrer, Sardinier und Korsen; Gallier qualifizieren sich zu Pferdeknechten, Leute aus den Donaugegenden zu Schafhirten; zu Sänftenträgern Cappadocier, Syrer, Liburner, Bithyner, Moeser, Gallier und Germanen; zu Vorreitern und Boten Numider und Mazaker; zur Bedienung beim Baden Äthiopen; zur Aufwartung bei Tische Phryger, Lycier und asiatische Griechen." Von besonderem Interesse ist die Verwendung der Äthiopen zur Bedienung im Bade. Glaser leitet nämlich das griechische *Αιθιοπες* von einem südarabischen Plural atjubjan ab, dessen Wurzel tîb „Räucherwerk" bedeute, so daß im Volksnamen selbst schon das Handwerk der Rasse zum Ausdruck käme. Und wer könnte befähigter zur Bedienung bei einem römischen Bade erscheinen als ein „Aromatensammler"!

Ähnliche Verhältnisse finden sich im indischen Kastenwesen sogar gesetzlich geregelt. Die indischen Kasten gehen großenteils auf unterworfene Völker zurück; der Brahmanismus stabilisierte in ihnen die durch die Einwanderung historisch gewordenen Verhältnisse der Arier zu den besiegten

8) Hauri Islam, S. 157.
9) Privatleben der Römer, 2, I, 170.

Eingeborenen. Von diesen war jedem einzelnen nach seiner Kaste, zu der ihn seine Abstammung von einer gewissen Nationalität verdammte, das Handwerk vorgeschrieben, mit dem er seinen Lebensunterhalt zu erwerben hatte. „Sutas[10]) müssen von Pferdezucht und Karrenführen leben; Ambashthas von Heilung der Krankheiten; Vaidehas von Bedienung der Weiber; Magadhas vom Herumziehen mit Waren. Nishadas vom Fischfang; ein Ayogava von Zimmermannsarbeit; ein Meda, ein Andhara, ein Chunchu und ein Madgu von der Jagd der Waldtiere. Ein Cshattri, ein Ugra und ein Puccasa durch Umbringen oder Einsperren der Tiere, die in Löchern leben; Dhigvanas durch Lederverkaufen; Venas durch das Schlagen musikalischer Instrumente."

In Peru stellte jede Ortschaft oder Provinz immer nur Leute für einen bestimmten Dienst; die eine Köche für die große Hoftafel, Kellermeister, Kleider- oder Schmuckbewahrer; eine andere Türhüter, diese Gärtner, jene Holzhacker, wieder eine andere Wasserträger u. s. w. Jünglingen aus der Provinz Rukana und Hatun-Rukana fiel die Ehre zu, den Tragsessel des Inka zu tragen[11]).

Noch ein Beispiel möge hier Platz finden. Die Sakâliba, ursprünglich slavische Kriegsgefangene, dienten im islamischen Spanien als eine Art Mamlucken oder Hausbeamte der Herrscher oder reichen Herren. Der Rassenname ward aber allmählich so völlig zum Handwerksnamen, daß der dem Maimonides zugeschriebene Kommentar zum Buche Esther ihn ohne Bedenken für eine Zeit gebraucht, wo von Slaven und Islam noch lange keine Rede war, indem er nämlich die Sarisim (Kämmerer) des Ahasveros (Esther 1, 10) mit Sakâliba interpretiert[12]).

Wie fest sich das Handwerk innerhalb der Rasse vererbt, zeigen beispielsweise die Araber. Als Kaufleute werden sie schon in der Josephsgeschichte (Gen. 37, 25) genannt. Durch Handelsklugheit hatten sich die Koraischiten in Mekka zur führenden Rolle in der arabischen Welt aufgeschwungen; der Prophet selbst war Kaufmann gewesen: Und noch heute stammen ja die termini technici des Handels in den europäischen Sprachen (Tarif, Bazar, Sensal, Dinar u. s. w.) aus dem Arabischen.

Haxthausen[13]) bezeichnet die Perser als die vorzüglichsten Maurer Asiens. Vielleicht, sagt er, haben sich bei ihnen die Handgriffe und Kalkgeheimnisse der alten unverwüstlichen Bauten vererbt.

10) Manu 10, 47.
11) Brehm, Das Inka-Reich, Jena 1885, I, 61.
12) Goldzieher in ZDMG 53, 602.
13) Transkaukasia I, 82.

Die Yaqui in Mexiko waren schon unter den Jesuiten willige und geschickte Arbeiter, und wurden von diesen zu allen schweren Verrichtungen gebraucht. Nach Buschmann[14]) machen sie allgemein die Hand- und Feldarbeiter in der Provinz Sonora aus, ähnlich der niederen Klasse der Iren in den Vereinigten Staaten.

Die zähe Neigung zum Handwerk der Rasse dauert aber in den Menschen selbst dann noch fort, wenn keinerlei Zwang, weder der natürliche durch die Lebensbedingungen der geographischen Provinz, noch ein künstlicher durch den Druck der Sklaverei, auf ihn wirkt. Das Faktum[15]), daß die Bewohner gewisser Ortschaften und Gegenden auswandern und in der Fremde mit Vorliebe ein bestimmtes Gewerbe betreiben, wiederholt sich noch heute im Orient. So werden z. B. die Leute aus Zafranbolu Pastetenverkäufer, die aus Boli Köche; die Kupferschmiede sind meist Lazen, die Krämer rekrutieren sich aus den christlichen Dörfern in der Umgegend von Kaissarié; die Fleischer sind aus Epirus, die Stallknechte aus Bosnien.

Strabo gibt eine Einteilung des ganzen glücklichen Arabien in Königreiche, von denen eines die Streitfähigen und die Verteidiger aller übrigen enthält; ein zweites die Ackerbauern, von denen das Getreide zu den übrigen geführt wird; ein drittes diejenigen, welche sich mit den Handwerken beschäftigen; dann das Myrrhen- und Weihrauchland. Ihre Beschäftigungen gehen nicht von einem zum andern über; sondern jeder bleibt bei der seines Vaters. Das ist die Kastengliederung, sagt Glaser[16]), wie sie noch heute besteht.

Aber auch das Gerät der Rasse selbst erhält sich in den uralten Formen, auch wenn diese selbst unpraktisch, unnütz oder gar schädlich geworden sind.

Der Familiensinn der Chinesen, erzählt Ratzel[17]), findet in seinem Kinderreichtum eine stets verfügbare Menge der allerbilligsten Arbeitskraft. Die Folge davon ist, daß er keine Maschinen zur Industrie bedarf. Sein Scharfsinn und Erfindungsgeist beschäftigt sich fast ausschließlich mit kleinen Verbesserungen in Handgriffen und Rezepten. Die Eisenindustrie geschieht in hunderten von kleinen Werkstätten, die nach derselben Methode wie vor mehr als 1000 Jahren arbeiten.

In der Erinnerung der Mittelasiaten lebte noch lange Zeit nach der Verbreitung des Islam der Buddhismus fort. Narschachi[18]) erzählt von

14) Spuren der aztekischen Sprache, S. 211.
15) Mordtmann in ZDMG 41, 306.
16) Geschichte und Geographie Arabiens, II, 17.
17) Chinesische Auswanderung, S. 27.
18) Vambery, Geschichte Bocharas I, 16.

zwei großen Puppen- oder Bildermärkten, die jährlich in Bochara abgehalten wurden, und bei welcher Gelegenheit oft an einem einzigen dieser Märkte über 50 000 Dirhem für Kinderspielwaren ausgegeben wurden. Dieses stammt von der alten Sitte her, als die Leute von Bochara noch Götzenanbeter waren und an solchen Tagen ihren Götzeneinkauf besorgten.

Die Madagassen[19]) benutzen (im Gegensatz zu den Afrikanern) nie Tierfelle als Kleidung. Und das ist um so überraschender, als während zweier oder dreier Monate im Jahre auf den Hochländern der Binnenprovinzen Imérina und Bétsiléo eine Temperatur herrscht, die gerade warme Kleidung als eines der ersten Bedürfnisse erscheinen läßt. Die Leute mit einer dünnen baumwollenen oder hanfenen Lâmba bekleidet zitterten vor Frost. Sibree deutet dies, wohl ganz mit Recht, als ein Überlebsel aus jener Zeit, wo sie eine wärmere Heimat hatten; nach der konservativen Art halbbarbarischer Völker blieben sie unverändert bei der dünnen Kleidung, die ihren Voreltern genügt hat, als sie in den warmen Küstenebenen oder vor noch längerer Zeit auf den sonnigen Inseln eines tropischen Ozeans hausten.

Max Schlagintweit[20]) fand 1897 in Anatolien noch die uralte Form des Dreschschlittens, wie er schon zur Zeit der jüdischen Erzväter im Gebrauche war. Büffel ziehen ein flaches Holzbrett, auf dem ein Türke stand oder eine Türkin hockte, fortwährend im Kreise herum. Die Holztafel ist unten mit spitzen Feuersteinen versehen, nach vorne etwas aufgebogen und durchlocht, zur Einschiebung eines Zugbaumes. Das Ausdreschen des Getreides geschieht nun in der Art, daß mit dem vom Schlittenführer beschwerten Dreschschlitten solange auf dem am Boden ausgebreiteten Getreide im Kreise herumgefahren wird, bis die Halme von den scharfen Steinen vollkommen zerkleint und die Ähren entkörnt sind; dann wird mit einer hölzernen Gabel die häckselartige Masse gegen den Wind geworfen und die Spreu von den Körnern gesondert.

Die primitiven keramischen Ornamente sind Folgen des primitiven technischen Verfahrens. Als dasselbe längst ersetzt war, behielt der konservative Schönheitssinn die einst unfreiwilligen Verschönerungen der Außenseite der Geschirre bei. Und so ist das alte stilgerechte keramische Ornament noch heute nur der in den Linien veredelte Ausdruck der primitiven Fabrikationstechnik[21]). Diesen konstant und zäh erhaltenen Charakter der Ornamentik fand Heger auch bei den Stickereien der kleinrussischen Bauern. Die Bauernbevölkerung,

19) Sibree, Madagaskar, S. 239.

20) Reise in Kleinasien. München 1898, S. 6.

21) Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, II, 222.

sagt er, „ändert unter Umständen ihre Religion, ja sogar ihre Sprache; das althergebrachte Ornament bleibt aber in den meisten Fällen bestehen“ [22]).

Da die Ständebildung, wie schon oft gesagt wurde, mit der Arbeitsteilung zusammenhängt, mag hier schließlich noch ein Wort über die Arbeit selbst und ihre Entlohnung gesagt werden.

Nicht jede geographische Provinz liefert die nötigen Subsistenzmittel für alle Individuen ohne weiteres. Der Zwang führte zur „Arbeit“. Der Arbeitsleistung widerstrebt aber das auch im Menschen waltende „Gesetz der Trägheit“. Jede Erleichterung der Arbeit mußte daher freudig angenommen werden; die Arbeitsteilung ward durch Erkenntnis ihrer Vorteile Arbeitsprinzip. Das Reziprozitätsgefühl erheischt für Arbeitsleistung Gegenleistung. Die Gegenleistung konstituierte sich in ideellen oder materiellen Äquivalenten. Alle Wandlungen der Form dieser Gegenleistung aufzuzählen, bis man zum „Geld“ gelangte, ist hier nicht der Ort. Der Staat, als Vertreter der Gesamtheit gegenüber dem Einzelnen und des Einzelnen gegenüber der Gesamtheit, übernahm durch diese Eigenschaft die Garantie für Wertung einer Arbeitsleistung und Erfüllung einer traditionell als gleichwertig geltenden Gegenleistung.

Insofern nun aber die Arbeitsteilung in historischer Stabilisierung der Verhältnisse zur Entstehung von Kasten resp. Ständen führte, deren Individuen die zur Lebensführung nötigen Subsistenzmittel nicht mehr auf beliebige Weise, sondern unter dem Banne der spezifischen staatlichen Rechtsnormen nur durch eine bestimmte Art der Arbeit zu erwerben vermögen, durfte sich der Staat nicht mehr auf die Garantie der Gegenleistung im allgemeinen beschränken, sondern er mußte auch die Arten der Arbeit bei Aufstellung seiner Rechtsgrundsätze in Rechnung ziehen. Das Individuum kann nur arbeiten bei Arbeitsfähigkeit. Diese dem einzelnen zu erhalten, ward daher des Staates erste Aufgabe; sie bedingt das ganze Gebiet der öffentlichen Hygiene. Die Berücksichtigung der Arten der Arbeit ist dagegen die eigentliche Aufgabe der Wirtschaftspolitik. Quantitativ hat dies zu geschehen durch gesetzliche Regelung der Lohnverhältnisse, da Geld im modernen Staat das ausschließliche Äquivalent der Arbeit ist. Bei der Differenz der Individuen und der daraus folgenden Differenz ihrer Arbeitsleistungen kann aber diese Regelung nicht auf dem Grundsatz: Allen das Gleiche! beruhen, wie die Sozialdemokratie unbilligerweise will. Bei der Arbeit auf Akkord entspricht der Lohn der Leistung am besten; es muß deshalb diese Art der Entlohnung als die richtigste angesehen werden. Der Grundsatz: Allen das

22) Internationales Archiv für Ethnographie III, 116.

Gleiche! kann aber noch weniger gelten bei der qualitativen Wertung der Arbeit nach ihren Arten, d. h. also nach den verschiedenen Gewerben. Der Rechtsgrundsatz muß vielmehr heißen: Jedem das Seine, das Seine, was er zum Lebensunterhalt bedarf; quantitativ geregelt durch Akkord unter Zugrundelegung von Minimallöhnen, die aber selbst wieder abgestuft sein müssen nach qualitativer Wertung der einzelnen Gewerbe.

## § 49.

## Zur Ethik.

Wenn die Gesellschaft auf dem Prinzip der Arbeitsteilung beruht, so ist notwendig klar, daß die Gesellschaft nur dann bestehen kann, wenn von jedem Individuum der Gesellschaft die ihm zugefallene oder von ihm erwählte Arbeit geleistet wird. Der primitive Mensch, wie noch heute manche Indianer und Neger, kannte und bedurfte wenig mehr Arbeitsleistung als zur Erfüllung der physiologischen Lebensbedürfnisse nötig war. Er arbeitete nur unter dem Zwange der Notwendigkeit. Er steht damit noch auf der Grenze des Überganges vom Tier zum Menschen. Mit einem Schlage aber ward alles anders, sobald ihm der Vorteil der Arbeitsteilung bewußt ward und die Gesellschaftsbildung ein Mittel zum Zweck ward. Indem jedes Individuum der Gesellschaft, unter dem Postulat reziproker Arbeitsleistung gleicher oder ähnlicher Art seitens aller andern für ihn selbst, nicht mehr einzig den eigenen Bedürfnissen und denen der Familie Rechnung zu tragen suchen mußte, mußte er ein Mehr an Arbeitskraft zu erwerben trachten. Das erworbene und durch Übung gesteigerte Mehr an Arbeitskraft ward zum physiologischen Element seines individuellen Charakters, das als solches selbsttätig zur Auslösung drängt. Mit anderen Worten: für den geselligen Menschen, das animal politicum, ward die Arbeit Zweck des Lebens. Der Überschuß an Arbeitskraft erzeugte eine Überproduktion an Arbeitsleistung, die eine größere Vermehrung der Menschheit ermöglichte, als der primitive ungesellige Mensch je hätte erreichen können. Durch die Arbeit ward so der Mensch zum Herren der Erde gemacht.

Mit der Einordnung des Individuums in die Gesellschaft und seiner Unterordnung unter deren jeweilige Verfassung war aber zugleich die Verwendung seiner Arbeitskraft zur Arbeitsleistung die soziale Pflicht desselben geworden. Daneben tritt die Arbeitsleistung der Gesamtheit der Gesellschaft zu seinen Gunsten als sein soziales Recht. Die Erkenntnis, Unterscheidung und Betätigung von Recht und Pflicht ist die Grundlage der menschlichen Ethik.

Erst durch Arbeit erhält der Mensch ein Recht auf „Recht". Majorenn wird bei den Osseten[1]) der Sohn, sobald er mit der Grassense das Gras mähen kann. Und in Grusien[2]) nahm oft einem minderjährigen Erben der Nachbar das gutsherrliche Land mit der darauf ruhenden Abgabe weg, vielleicht auf Antreiben des Gutsherren; der Anerbe aber nahm sich, wenn er volljährig geworden, von dem vielen wüsten Acker. Diese mangelnde Fürsorge für den Minderjährigen in bezug auf sein Recht erklärt sich durch die mangelnde Arbeitsfähigkeit desselben.

Der Umfang der Pflicht ist und kann naturgemäß nur relativ sein; denn er wird beschränkt durch den Trieb der Selbsterhaltung. Diese Beschränkung wird selbst von den höchsten Kulturstaaten gesetzlich anerkannt, z. B. in den Bestimmungen über Notwehr (Strafgesetzbuch § 53), in der Beschränkung hinsichtlich der Unterhaltsgewährung an den geschiedenen Gatten, sofern eine Gefährdung des standesmäßigen Unterhalts des schuldigen Gatten einträte (B.G.B. § 1579) u. s. w.

Die Ausübung eines Rechtes ist Erfüllung einer Pflicht oder sollte es wenigstens, und zwar immer, sein, besonders in politischer Hinsicht. Die „Reichsverdrossenheit" in Deutschland ist eine Folge der Nichtbeachtung jenes Satzes. Gesetzlicher Zwang nützt da freilich auch nicht viel; das zeigt am besten Sparta. Dem Bürger Athens aber, dem jener Satz in Fleisch und Blut übergegangen war, verdankte Athen seine beispiellose politische Blüte. Die Erziehung ist hier der Faktor, der allein helfen kann. Und gerade in Deutschland, wo die humanistische Bildung, wie kaum anderwärts, gepflegt wird, wäre dies so leicht zu erreichen, wenn nämlich die Philologie nicht so einseitig, fast als Selbstzweck, sondern nur als Mittel zum Zweck getrieben würde, zum Zweck der Kenntnis des Hellenentums in seinem historischen Werden. Wie gesagt, muß aber der Nachdruck hier auf ein anerzogenes oder angeborenes Pflichtgefühl gelegt werden; denn der Egoismus des Individuums widerstrebt dem Zwange der Pflicht. Die höchste Staatskunst ist daher, die Pflichten gegen den Staat so zu formulieren, daß sie als Rechte des Individuums in Erscheinung treten, wie das z. B. bei jenen Völkern der Fall war, die die Waffenfähigkeit als ein Recht, ja Vorrecht hinstellten.

Das Recht ist an sich ein positives Element, auch die Pflicht, an sich negativ vom Standpunkt des Individuums aus, wird auf die eben angedeutete Weise positiv. Eine ethische Formel, die vom Individuum ausgeht und ausgehen muß, wenn sie praktisch verwertbar sein soll, wird deshalb ebenfalls positiv sein und sein müssen. Sie muß aber ferner auch, wenn sie vom

1) Haxthausen, Transkaukasia II, 26.
2) Ibidem I, 75

Individuum ausgeht, die angeborene Verschiedenheit der Individuen und ihre erworbenen Abänderungen in Rechnung ziehen. Mit anderen Worten: sie muß eine Unbekannte enthalten, für die sich das sie jeweils anwendende Individuum substituieren kann.

Ein Element dieser ethischen Formel: die Arbeit in ihren beiden Erscheinungsformen als Recht und Pflicht, haben wir schon besprochen.

Das zweite Element ist der Hebel, der die Arbeitskraft des Individuums zur Arbeitsleistung in Bewegung setzt, kürzer gesagt, der Hebel, der die Arbeit hervorruft. Dieser Hebel ist die Selbsterhaltung, beim Menschen speziell mit seinem Ichbewußtsein der Egoismus. Da aber jeder Mensch innerhalb der Gesellschaft steht — eine Beziehung, die bei der Arbeit selbst schon in der „Pflicht" sich ausgeprägt hat — so muß auch der Hebel diese Beziehung wiederspiegeln. Der Egoismus kann also und darf kein absoluter sein; er ist eingeschränkt durch jene Beziehung der Arbeit auf die Gesellschaft, durch den Altruismus, der als sekundäre Empfindung neben dem Egoismus steht. Der Altruismus ist eine Gefühlsskala, an deren Endpunkten Liebe und Haß (im oben dargelegten biogenetischen Sinne) stehen. Nicht aus absolutem Egoismus heraus, aus schrankenloser Freiheit, darf das Individuum „arbeiten". Vielmehr: aus Freiheit, die durch Liebe und Haß korrigiert wird, schaffe jeder!

Das ist die allgemeine ethische Formel des Menschen. Das herrlichste Volk, das die Erde geboren, hat sie mit einem tiefsinnigen Mythus umkleidet. Unauflöslich mischen sich in der Tat jenes Titanen, der den Göttern das Feuer stahl, die Begriffe von Gut und Böse. Hier ist das Gute zugleich böse und das Böse zugleich gut. Der Titane stand jenseits dieser Distinktion, er ist der Übermensch im Sinne Nietzsches. Und ward er zur Strafe für seinen Frevel an den Göttern von diesen an die Felsen des Kaukasus geschmiedet, blieb er doch frei in titanenhaftem Trotz. Aus dieser Freiheit, die ihr Korrektiv in seinem Hasse gegen die stolzen Götter und in seiner Liebe zu den armen Menschen fand, schuf er — das Wohl der Menschheit: Prometheus, der den Göttern das Feuer stahl, um es den Menschen zu bringen.

Der Verhältniswert der Arbeit des Individuums für die Gesellschaft ergibt sich aus ihrer Erscheinungsform. Jede Arbeit hebt ein Bestehendes auf. Da aber naturwissenschaftlich nichts Bestehendes absolut vernichtet werden kann, so heißt das: es tritt in einer neuen Erscheinungsform wieder auf. Auf diese also kommt es an. Sie kann einerseits nur eine schon dagewesene reproduzieren, eine, die hier oder da, früher oder später, selten oder oft da war. Sie kann eine völlig neue, noch nie dagewesene schaffen.

Im ersten Fall ist z. B. der Maurer, für den der Bau des Straßburger Münsters nichts als ein Aufrichten von Steinhaufen ist; im zweiten war Erwin von Steinbach, der erfindende und entwerfende Architekt. So ergeben sich zwei Menschengattungen: die Arbeitenden und die Schaffenden.

Weil sich nun aber die Arbeitenden wegen ihrer großen Überzahl stets als „Menschheit" par excellence zu betrachten pflegen, die, weil sie immer nur zu reproduzieren vermag, am ererbten oder überlieferten Typus hängt, so tritt der Schaffende durch sein „Neues" stets mit ihr in Konflikt. Und je nach besonderen begleitenden Umständen, wird er zum Helden oder Frevler. Lange Zeit muß gewöhnlich vergehen, bis das Neue zum Alten wird, d. h. bis die Arbeitenden, wenn sie es nicht ganz ablehnen, es absorbieren, so daß es in die Kreise des Typischen gezogen ist. Darum kann nur die Geschichte eine gerechte Würdigung des Schaffenden und seines Werkes ermöglichen.

Die Arbeit der Schaffenden aber schuf die Zivilisation; der moderne Kulturmensch ist ihr Werk.

## § 50.

## Das natürliche Rechtsprinzip.

Der Inder sieht den Hauptunterschied zwischen Mensch und Tier in der Gerechtigkeit. Güte haben auch die Tiere[1]). Gerechtigkeit oder Rechtsgefühl ist der höchste soziale Instinkt, den die Entstehung der Gesellschaft im Menschen gezeitigt. Was die Pflicht eines Individuums der Gesellschaft ist, ist auch die aller übrigen; was aber sein Recht ist, ist auch das Recht der andern. Sobald der Mensch diese Abstraktion, gefühlsmäßig oder begrifflich, gemacht hat, ergab sich die Unterscheidung von Recht und Unrecht von selbst. Er war gezwungen, die Rechte anderer anzuerkennen; wo diese mit seinen eigenen kollidierten, mußte ein Ausgleich gesucht werden. Wer diesen Ausgleich verweigert, begeht ein Unrecht; indem er sich damit freiwillig außerhalb der Gesellschaft stellt, entschlägt er sich zugleich der reziproken Garantie, durch die ihm die Gesellschaft seine eigenen Rechte gewährleistet hatte.

Der ideellen Reziprozität entspricht die materielle, d. h. Rechtsgrundsatz ist die starre Formel: Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Das Recht der Vergeltung ist das Urrecht des Menschen, das selbst Jehovah für sich in Anspruch nahm. Wir finden es aller Orten und zu allen Zeiten.

Nach den Lehren der Manichäer[2]) gehen die Seelen der Ackerbauer in Kräuter über, in Getreide und Gemüse, damit sie ihrerseits gemäht und ab-

1) Kern, Buddhismus I, 538.

2) Bastian, Völker d. östl. Asien II, 15.

geschnitten werden. Die Brodbäcker werden zu Brod werden und selbst gegessen. Wer ein Huhn tötet, wird selbst zum Huhn; wer eine Ratte tötet, zur Ratte. Wie das Töten überhaupt, ist auch das Fischen für den Buddhisten ein bedenkliches Geschäft. In siamesischen Tempeln ist oft die Strafe dafür abgebildet. Der Fischer wird von Dämonen mit einem Angelhaken aus dem Pechpfuhl gefischt.

Von den Indianern in Darien sagt Gomara[3]): als höchstes Verbrechen gilt der Diebstahl und jeder kann denjenigen strafen, der Mais gestohlen, indem er ihm die Arme abhaut und ihm um den Hals hängt.

Bei den Itälmenen wird Mord durch die gleiche Art des Todes am Täter gesühnt[4]).

Der Bluträcher der brasilianischen Indianer[5]) sucht dieselben Wunden zu schlagen, an denen sein Verwandter gestorben ist.

Auf Beleidigung folgt unter Malaien[6]) das Duell. Hat aber einer den andern mit dem Kris getötet und flüchtet nicht, so wird er sofort ergriffen und mit dem Kris erstochen.

In Wo-ga (Togo) herrscht der Gebrauch, den Mörder mit denselben Waffen umzubringen, mit denen er sein Opfer umgebracht[7]).

Ein Häuptling in Wadai sagte zu Zain el Abidin[8]), als dieser ihm den Kannibalismus verbieten wollte, ganz erstaunt: „Aber wie sollen wir uns denn an unsern Feinden rächen, wenn wir sie nicht verspeisen dürfen? Fallen wir in ihre Hände, verspeisen sie uns ganz sicher."

Drakonische Strafen finden sich in deutschen Weistümern gegen Baumfrevel[9]). Und diese Bestimmungen pflanzten sich fort, obwohl sie, wenigstens in christlicher Zeit, niemals mehr zur Anwendung gelangten. Noch 1720 verordnete das Holt-ting zum Harenberg (bei Hannover), daß dem Rindenschäler das Eingeweide aus dem Leibe geschnitten und an den Baum geknüpft werden solle; dann soll der Übeltäter solange um den Baum gejagt werden, bis derselbe wieder bewunden ist. Wer den Wipfel abhaut, soll es mit seinem Kopfe büßen. Diese Strafen hatten offenbar nur Sinn, wenn damals, als sie festgesetzt wurden, der Wipfel für den Kopf und der Bast für die Eingeweide des Baumes als eines lebenden Wesens galt, so daß der frevelnde Mensch mit dem entsprechenden Teile seines eigenen Körpers büßte.

3) Martius, Rechtszustand, S. 37.
4) Steller, Kamtschatka, S. 355.
5) Martius, l. c. S. 75.
6) Internationales Archiv f. Ethnographie III, 105.
7) Mitteilungen von Forschungsreisenden ꝛc. II, 77.
8) Buch des Sudan übs. von Rosen, 1847. S. 45.
9) Mannhardt, Wald- und Feldkulte I, 27.

Die Mordwiner[10]) hatten, ehe sie Christen wurden, das Recht ihre Weiber samt deren Kindern zu verkaufen, da ja das Weib durch den Kalym gekauft war.

Die Blutrache ist ein Postulat des Urrechtes. Im Nomadenleben der Turkotataren wurde das älteste, stärkste und erfahrenste Mitglied mit dieser heiligen Pflicht betraut. Die hohe Wichtigkeit dieser Pflicht wird durch nichts so erläutert, als durch den Umstand, daß der Ehrentitel des Bluträchers (chunkiar = dessen Angelegenheit das Blut ist) zum Ehrentitel des Familien- oder Stammeshauptes und später zum Attribut der Fürstenwürde wurde. Das ius talionis steckt aber auch noch heute uns allen im Blute. Ich erinnere nur an Kaiser Wilhelms Worte vom 27. Juli 1900, als er Sühne heischte für die Ermordung des deutschen Gesandten in Peking und für die Christenmetzeleien: Pardon wird nicht gegeben. Und selbst da, wo dem Individuum längst das ius talionis genommen ist, sühnt der Tod den Mord (St.G.B. § 211). Mit Recht! die Todesstrafe ist nicht abzuschaffen. Sie ist Sühne und Prophylaxe zugleich. Vollauf wäre dem Rechtsgefühl ja auch überhaupt erst genügt, wenn außerdem ein „Wergeld" bezahlt werden müßte. Denn weder Hinrichtung noch Zuchthausstrafe des Mörders ersetzen armen Hinterbliebenen des Ermordeten den Ernährer und Vater. Mindestens müßte der Ertrag der Zuchthausarbeit des Mörders ihnen zufallen.

An dem Rechtsgrundsatz des Aug' um Auge, Zahn um Zahn, ist nichts zu drehen und zu deuteln; er ist klar wie die Sonne. Das wurde anders, als die Äquivalenz an seine Seite trat oder ihn ganz ersetzte. Wer sollte die Schätzung treffen? Neben die Parteien mußte ein Unparteiischer treten. Und da die Gesellschaft als Gesamtheit dem einzelnen sein Recht zu garantieren hatte, übernahm sie als Gesamtheit oder durch ihre Vertreter die Rechtsprechung. Das waren zunächst der Herrscher oder der Priester; erst sehr spät folgte ein spezieller Richterstand. Die zuerst beliebig festgesetzten Äquivalente aber setzten sich im Rechtsbewußtsein der Gesellschaft fest, insofern sie der Rasse angepaßt waren. Sie gingen traditionell auf die Nachkommen über, sie wurden zur Eigentümlichkeit der Rasse.

Die Rechtsfragen wurden sofort äußerst kompliziert, als soziale Unterschiede eintraten. Das Nomadentum kennt solche noch nicht. „Reichtum bedingt bei den Beduinen weder Einfluß noch Macht"[11]). Und nur eine große zahlreiche Familie ist es, auf die sich der Turkotatare z. B. stützt, wenn er das Recht beugen will. Erst der Übergang zum Bauernleben führt

10) Lepechin, Russ. Reise I, 106.

11) Benzinger, hebräische Archaeologie, S. 173.

zu sozialer Ungleichheit. Im räuberischen Nomadenleben heißt es wie nirgends sonst: wie gewonnen, so zerronnen! Im Bauernleben aber erreicht das gesicherte Eigentum einen festen, hohen Wert. Und indem das Recht nun zum Gesetz wird, wird der Ackerbau zum Schöpfer einer sozialen Ordnung, zum Schöpfer des Staates. Demeter, die Spenderin des Getreides ist zugleich auch Thesmophoros, die Gesetzgeberin.

## § 51.

## Der Staat.

Die Autorität des Staates stammt aus der Autorität der Familienhäupter, der Stammeshäuptlinge und Heerführer. Indem er gegenüber den Interessen Einzelner das Interesse der Gesamtheit zum Ausdruck bringt, erzwingt er die Erfüllung der Pflicht seitens des Individuums unter Gewährleistung des Rechtes desselben. Pflicht und Recht ist hier politisch und wirtschaftlich zu nehmen; denn die Interessen nach beiden Richtungen hin sind untrennbar; aus den wirtschaftlichen Verhältnissen der Völker gehen die eigentlichen Ursachen der Kriege hervor (der Rassenhaß und Rassenkampf kann im Staat nicht mehr dieselbe Rolle spielen, wie in primitiveren Gesellschaftsverfassungen, da ihm das handelspolitische Element der wirtschaftlichen Ordnung widerstrebt) und wirtschaftliche Vorteile hin wiederum sind die Errungenschaften der Kriege (Ziegler).

Die Träger des Staatsgedankens sind die Individuen der staatsbildenden Nation, d. h. der Staat beruht auf, lebt und stirbt mit der Nation. Die Politik des Staates kann und darf daher nur eine nationale sein, gleichviel welche Staatsverfassung vorliegt. Die pontischen Könige, sagt Eduard Meyer[1]), sind nie als nationale Fürsten aufgetreten, sie standen nicht an der Spitze einer nationalen Reaktion gegen den Hellenismus, wie die Könige von Atropatene, von Armenien, auch die von Kappadocien. Im Gegenteil, Mithradates Ktistes hatte die kriegslustige mazedonische Besatzung zu den Waffen gerufen. Auch konnte im pontischen Reich von Nationalgefühl und nationalem Leben gar nicht die Rede sein; waren doch die verschiedenartigsten Nationen in demselben vereinigt und der wichtigste Teil des Landes, die Küste, in den Händen der Griechenstädte. Nur die beispiellose Rücksichtslosigkeit und Energie der Königsfamilie erhielt das Reich so lange.

Der Staat beruht auf der Nation, und diese auf der geographischen Provinz der Rasse. Es ist nur Selbsterhaltung, wenn der Staat fremde

1) Geschichte des Königreiches Pontus, S. 63.

Rassen innerhalb seiner geographischen Provinz resp. seines politischen Bezirkes zu absorbieren trachtet oder vertreibt. Die Nationalisierung der Ostseeprovinzen und Finnlands seitens Rußlands mag brutal sein, aber sie ist staatsklug. Und das Slaventum im allgemeinen, wie die panslavistische Idee im besonderen zwingen nun hinwiederum auch Deutschland zur Germanisierung der Ostmarken.

Ein Beispiel, wie der Staat mit der Nation lebt und stirbt, bietet Syrien. Eduard Meyer schildet die Niederwerfung besiegter Völker durch die Assyrer sehr anschaulich so: „Waren die Gegner in blutigem Kampfe besiegt, ihre Städte ausgeplündert und zerstört, die Führer der Feinde niedergemacht oder was namentlich, wenn sie sich empört hatten, die Regel war, unter Martern hingerichtet, so wurde der Adel der Bevölkerung, die besitzende und gebildete Klasse fortgeführt und in möglichst entfernten Gegenden angesiedelt, fremde Bewohner an ihre Stelle gesetzt . . . Die Wirkung dieser Maßregeln war gewaltig; sie haben die Vernichtung der alten Nationalitäten in dem ganzen dauernd von den Assyrern beherrschten Gebiet herbeigeführt. Namentlich in Syrien ist seit Tiglatpileser und Sargon das so mannigfache und individuell gestaltete politische Leben für immer vorbei. Von ihrer Zeit an bis auf den heutigen Tag wissen diese Lande es nicht anders, als daß sie fremden Herren zu gehorchen haben. Allerdings wurde so keine Einöde geschaffen, oft genug rühmt sich Sargon, die von ihm selbst zerstörten Städte wiederhergestellt zu haben. Aber alle Besitzverhältnisse wurden von Grund aus umgestaltet, und indem der beste Teil der Nation weggeführt wurde, war dieser selbst die Axt an die Wurzel gelegt. Aus der Mischung der Reste der alten Bewohner mit den neu zugeführten Elementen ging ein Konglomerat hervor ohne selbständiges nationales Leben, ohne eine ruhmreiche Vergangenheit, gewohnt den Fremden zu gehorchen."

Das Nationalbewußtsein lebt besonders in der Sprache. Auch sie ist daher ein staatserhaltender Faktor ersten Ranges. Auf den Streichholzschachteln, die ich mir einst im Trentino kaufte, steht gedruckt: „Si ricordino tutti a cui cale della patria comune che, secondo l'esperienza, la morte delle lingue è quella delle nazioni. Gioberti." So macht die Irredenta in Südtirol Propaganda für ihre Zwecke. Und es ist Katheder weisheit, wenn Schmoller meint: „Das Ideal einer letzten fernen Zukunft wäre die einheitliche Weltsprache." Es müßten sich eben dann die Nationen gegenseitig auffressen, bis zuletzt nur mehr eine einzige übrig bleibt. Nur solange das Römervolk mit eisernem Willen darauf bestand, die Welt seiner eigenen Individualität rücksichtslos anzupassen, bestand sein imperium. Seit Hadrian,

der allen Völkern gerecht zu werden versuchte, sank es. Das gilt auch besonders für Österreich. Caveant consules!

Das Wesen des Staates beruht auf der Dauer der Verfassung, nicht der jeweiligen Verfassungsform. Ziegler[2]) hat diesbezüglich besonders auf Frankreich hingewiesen, wo der Staat schon so mancherlei Regierungsformen durchmachte.

In der Gegenwart reichen sich Vergangenheit und Zukunft die Hände. Die Vergangenheit hinsichtlich des Staates ist seine Geschichte. Die Lebenskraft des Staates hängt also ab oder besser ist „die in der historischen Entwicklung begründete politische Einheit." Insofern aber das Wesen des Staates in der Dauer beruht, ist seine sozialpolitische Aufgabe nicht auf die Erlangung einer publica salus in der Gegenwart beschränkt, sondern erheischt auch eine προμήθεια für die Zukunft, so daß auf diese Weise die lebende Generation in klarer Erkenntnis ihrer historisch-genetischen Abhängigkeit von früheren Generationen, durch die sie wurde, den Dank für das, was sie ist, wenigstens teilweise noch den späteren abträgt, die durch sie werden.

## § 52.

### Religiöse und naturwissenschaftliche Weltanschauung.

„Diese irdische, tierische, teuflische Wissenschaft, wie sie der heilige Jacobus nennt, diese Lügnerin gegen die Wahrheit, würde gegen diese nichts ausrichten, könnte sie nicht auf die traurige Mitschuld des Herzens jener rechnen, an die sie sich wendet. Zufolge des Verderbens, womit die ganze Natur des Menschen ursprünglich befleckt und verkehrt ward, existiert in uns selber ein gewisser Trieb, der das Gute von sich abweist und alles, was zu unserm Verderben dienen kann, ergreifen läßt. Instinktiv laufen wir unserm Verderben nach . . .".

Der spanische Jesuit Miguel Mir, der diesen Weheruf ausstößt, bemüht sich in seinem Buch die Harmonie zwischen Glauben und Wissenschaft zu beweisen. Dabei muß er aber auf derselben Seite[1]) bekennen: „In ihrem Gegensatz zur geoffenbarten Wahrheit kann die Gott entfremdete Wissenschaft auch unmöglich in systematischer Weise angegriffen werden." Angegriffen? Und doch wohl auch vernichtet werden? Wenn aber nicht, welche Wissenschaft enthält denn dann das Buch des frommen Mannes, die im Einklang mit dem Glauben steht? Jedenfalls nicht jene Wissenschaft, von

2) Naturwissenschaft und sozialdemokratische Theorie, S. 204.

1) Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Glauben. Regensburg 1883, S. 359.

der wir reden, die moderne Naturwissenschaft, sondern jene scholastische Naturweisheit, verbrämt mit ein Paar bunten Fetzen moderner Geisteserrungenschaften, die sich scheinbar oder eventuell gewaltsam dem System anpassen lassen.

Wissenschaft und Glaube, welche Form dieser auch immer als Religion annehmen mag, sind unversöhnbar. Die Religion aber ist nichts als die in fortdauernder Tradition verknöcherte mystische Antwort auf das Warum, das sich jedem Menschen beim Erwachen des Bewußtseins im Anblick seiner Umgebung und seiner selbst aufdrängte.

Die Naturwissenschaft, wird behauptet, habe durch die Abstammungslehre den Menschen degradiert. Aber doch wohl mit Recht, wenn wir den Menschen nur als (vorläufig) letztes Glied in der Kette der entwicklungsgeschichtlichen Reihe der Organismen erblicken und erblicken müssen! Und das Christentum? Ist nicht in ihm und durch dasselbe der Mensch noch viel tiefer degradiert gegenüber der Anschauung des selbstbewußten Griechen mit seinem *δος μοι τα ὀφειλομενα*? Im Avesta[1]) wird die Verleihung des Paradieses an die Reinen als Einlösung einer Schuld gefaßt welche die Götter gegen fromme Menschen haben. Hiob aber verdankt seine restitutio in integrum einzig der Gnade.

Es ist eine komische Weisheit, deshalb, weil sich bei allen Völkern irgend eine Art Gottesidee findet, diese an sich als Elementarbegriff des Menschen, gleichsam als Postulat der praktischen Vernunft, zu fassen und daraus die reale Existenz eines Gottes als Notwendigkeit abzuleiten. Gerade die durchgängige Anthropomorphie der Gottesidee sollte doch Mißtrauen dagegen erwecken. In Japan geben sich die Götter im 10. Monat in Izumo ein Stelldichein und kümmern sich währenddessen nicht um die Menschen[2]). Mahadeva[3]) lehrte, daß Gott nicht frei von Unwissenheit sei; und die Quenoa-Indianer in Paraguay[4]) wollten überhaupt keinen Gott, der alles sieht und hört. Die Chinesen kitzeln den Gott der Arzneikunst an den Ohren, da sie ihn für sehr taub halten und der Schweinegott (Tü-kek-sei) muß freundlich auf den Rücken geklopft werden, um ihn aufzurütteln[5]). Und selbst vom Christengott sagt man in Tirol[6]), wenns donnert: er brummle oder er fährt Heu ein oder drischt oder er rückt den Tisch u. s. w. Dem Träger einer

1) Yaçna, 31, 14.
2) Gramatsky, Altjapanische Winterlieder. Halle 1892, S. 331.
3) Kern, Buddhismus II, 362.
4) Dobrizhoffer, Abiponer I, 165.
5) Bastian, Völker des östlichen Asien III, 322.
6) Zingerle, Sitten und Gebräuche Tirols 1857, Nr. 601 ff., S. 2

Gottesidee, die solche Auslegung erlaubt, die Schaffung und Erhaltung der Welt beizulegen, grenzt an Blasphemie Verbietet hier das moralische Gewissen, die allzu menschliche Gottesidee mit dem Inhalt des „All" zu erfüllen, so verbietet die Vernunft, der Idee des christlichen Gottes mit seinen absoluten Eigenschaften eine anthropomorphe Gestalt zu verleihen. Daraus folgt: Der Mensch allein hat reale Existenz, Gott ist nur ein Gleichnis. Ist Gott anthropomorph, so ist das Gleichnis unzulänglich; denn der Mensch ist nicht das einzige, was reale Existenz hat. Er ist nur ein Partikelchen jener Gesamtheit, die reale Existenz wie er unter gleichen Voraussetzungen und Gesetzen hat, des Alls; soll also das Gleichnis zulänglich werden, so müssen wir Gott dem All gleich setzen in pantheistischem Sinne[7]).

Außer der allgemeinen Verbreitung einer Gottesidee führt man als Hauptbeweis für die Notwendigkeit der realen Existenz Gottes jene Lücken in der Entwicklungsgeschichte des Alls an, wo die Naturwissenschaft noch versagt, vor allem die Urzeugung. Freilich, niemand war bei letzterer zugegen; aber — waren denn unsere gläubigen Christen bei Christi Wundern zugegen und sie sind dennoch überzeugt von ihrer Wirklichkeit? Haeckel führt mit Recht an, daß wir keine Vorstellung von dem ganz eigentümlichen Zustande der Erdoberfläche zur Zeit der ersten Entstehung der Organismen haben, um das „Wie" der Autogonie zu erkennen und sie demgemäß im Laboratorium wiederholen zu können. Kann also die Urzeugung von der Naturforschung zur Zeit nicht aufgeklärt werden, so braucht man sie doch nicht als ein Wunder anzusehen. Aus der Frage der ersten Entstehung der organischen Wesen läßt sich demnach kein Gottesbeweis ableiten.

Gott ist ein Gleichnis und Religion ist Symbolik.

Die Religion wendet sich weniger an den Verstand als an das Gemüt und hält daher nicht nur an der Idee der Weltschöpfung, sondern auch besonders an dem Gedanken der Abhängigkeit von einem alliebenden Gottvater fest; das beseligende Märchen, das ins Ohr des Kindes sich einschmeichelte, klingt im Geiste des Greises trotz aller Enttäuschung nach.

Nirgends ist die Tradition daher so fest und zäh wie gerade bezüglich des Glaubens. Obwohl kaum ein einziger der Parsen im westlichen Indien angeben kann, sagt Max Müller (Essays I, 153), worin sein Glaube besteht, da er als Kind einzig uralte Gebete in der Zendsprache, die er nicht mehr

7) Der Versuch, die anorganische und die organische Natur unter den gleichen Prinzipien zu betrachten, ist schon öfter gemacht worden, von Seiten der Philosophen besonders in der Advaitaphilosophie, vergl. Manilal Nabhubhai Dvivedi Monism or Advaitism, Bombay 1889, S. 98.

versteht, mechanisch auswendig lernt, hängen sie doch mit einer solchen Zähigkeit an den Lehren Zoroasters, daß weder Christen noch Hindus noch Mohammedaner in ihrer Bekehrung irgend nennenswerte Erfolge erzielt haben. Der Glaube ist das Erbe ihrer Väter; gibt er dies Erbe auf, so gibt er seine Väter selbst auf. Ähnlich erzählt Knappe von den Marschallinsulanern; keiner von ihnen konnte ihm das Gebet zu dem Gott, der beim Fischfang hilft, übersetzen. Die einzige Auskunft war stets: Wir haben es von unseren Vorfahren so überkommen. Kein Wunder daher, daß der moderne Brahmanismus z. B. direkt nach Gründen sucht, die beweisen sollen, daß die Hymnen des Veda viel wirksamer sind, wenn sie nicht verstanden werden!

Durch diese (scheinbare) Kontinuität religiöser Traditionen wird der Glaube verführt, am Anfang menschlicher Geschichte schon das zu suchen, was erst Produkt späterer Entwicklung ist, und z. B. dem Urmenschen schon die gegensätzliche Unterscheidung von Gut und Böse zu vindizieren, dem in der Tat zuerst nur das Böse Stoff zum Nachdenken gab. Böse Geister sind es, welche von den Völkern zuerst verehrt wurden. Und die Schlange hat es nur ihrer furchtbaren Gefährlichkeit zu verdanken, daß sie überhaupt vergöttlicht wurde (Winternitz in Internat. Arch. f. Ethnogr. III, 111). Und so kennt der Ewe-Neger den Fetischen gegenüber Bitten oder Beten überhaupt nicht, sondern nur Opfern; er opfert aber nur, wenn er die Fetische braucht; der Gedanke, daß ein Fetisch ihm einen Dienst erweisen könne, ohne daß ihm vorher ein Opfer dargebracht wäre, liegt ihm fern. Und so wechseln denn auch die Begriffe von Gut und Böse in schwankenden Grenzen. Die auf tiefster Stufe stehenden Negerstaaten haben selbst nach rechtlicher Ausbildung ihres Verbandes keine durchgreifenden Regeln der Moral aufgestellt (Bastian). Die Menschen sind gut, wenn sie zu schwach sind, schlecht zu sein, sagte Cormoro zu Baker.

Aus der Kontinuität der religiösen Tradition (in der Familie) fließt die Starrheit des Glaubens, gegen welche Staatsgesetze machtlos sind. Der Glaube ist eine Sache des Herzens; die Wissenschaft beruht auf überzeugender Erkenntnis. Der Kampf zwischen beiden spielt sich im Innern des Menschen ab. Daß er sich abspielen kann, dafür hat der Staat zu sorgen, sofern er ein Rechtsstaat ist und nicht ein Staat, dessen Verfassung schon auf religiöser Basis ruht, durch die Erziehung. Wissenschaft und Religion sind Aufgaben der Schule; den einzelnen bleibt es überlassen, wie er sich zu beiden stelle. Wen zu überzeugen die Wissenschaft nicht Macht genug hat, der ist ihrer nicht wert.

Wer die moderne Naturwissenschaft, insofern sie die Idee des anthropomorphen Gottes leugnet, atheistisch nennen will, tue es! In Wahrheit führt

sie, wie oben gezeigt, zum Pantheismus, wie ihn Spinoza divinatorisch ahnte. Eo nomine, quod est natura, non solum creata universitas, verum etiam ipsius creatrix solet significari, sagt Johannes Scotus Erigena. Ihm sieht Gott, quae sunt in seipso, dum nihil extra seipsum aspiciat, quia nihil extra seipsum est. Ihm bewegt sich Gott non extra se, sed a seipso, in seipso, ad seipsum. Er denkt Gott als aktuelles Sein, das nie in einem Indifferenzzustand war, weil es sich sonst selbst aufheben würde. Daraus folgt die theoretische Ewigkeit der Welt, deren naturwissenschaftlichen Beweis die Neuzeit erbracht hat durch den Nachweis der Unvergänglichkeit von Materie und Energie. Die Erkenntnis der Identität beider führt zum Monismus als der einzig wissenschaftlichen Weltauffassung, die, je nach der Seite, von der man sie ins Auge faßt, ein materielles Weltbild (Haeckel) oder ein energetisches (Ostwald) ergibt.

# Register.


Abaelard 27, 164.
Abortus 173.
Ackerbau 139, 201.
Adel 188.
Advaitalehre 205.
Affen 6.
Ahnenkult 177.
Akklimatisation 138.
Alimentationspflicht 164.
Alkoholismus 92.
Alter 31 ff.
Amphigonie 33.
Amphimixis 33.
Animismus 168.
Anpassung 4, 131 ff.; — bei Rassenmischung 82; phyletische und individuelle — 15; — an die geographische Provinz 144 ff.
Anthropologie 6.
Anthropomorphe Affen 8, 50 ff.
Anthropomorphie (Gottes) 204 ff.
Anthropophagie 133, 199.
Antisemitismus 73.
Apathy 21.
Arbeit 194.
Arbeitsteilung 14, 15 ff., 139.
Aristoteles 37.
Artenbildung 15 ff., 133.
Assoziation 23.
Atavismus 119, 127 ff.
Atrophie 31 ff.
Aug' um Auge, Zahn um Zahn 198 ff.
Augustinus 27.
Auswanderung 156 ff.
Autobiographie 27.
Automatismus 182.
Autorität 183.

Baer, K. E. von 5.
Baumfrevel 199.
Befruchtung 41.
Behausung 147 ff.
Belastung, erbliche 169 ff.
Beredsamkeit 183.
Bethe 22.
Beverland, Adrian 12.
Bewußtsein 20.
Biogenesis 37, 161, 165.
Blutrache 200.
Blutschande 96.
Blutsverwandtschaft 8.
Brachycephalie 51.
Bruno, Giordano 1.
Bütschli 32.

Cajal, Ramon y 21.
Chimpanse 9.
Civilisation 139.
Cölibat 11, 12, 162.
Cyklopen 51.

Dante 40.
Darwin 2, 6.
Definition 24.
Defloration 166.
Degeneration 166.
Denken 23, 25 ff.
Deportation 155, 158.
Dinophilus apatris 41.
Dinosaurier 132.
Divergenz des Charakters 16.
Dolichocephalie 51.
Drillinge 43.
Dualismus von Leib und Seele 19.

Ebene 142.
Echinoiden 137.
Egoismus 197.
Ehe 164, 165 ff.; malthusianische — 36; Fruchtbarkeit des Weibes als Vorbedingung der — 40.
Ehebruch 161.
Ehegesetzgebung 170 ff.

Eichhörnchen 138.
Eigenschaften, erworbene 4.
Einfamilienhaus 180.
Einheit des Menschengeschlechts 136.
Eizelle 34.
Elefant 137.
Emanzipation des Weibes 36.
Embryologie 5.
Encystierung 33.
Energetisches Weltbild 207.
Engel 11, 164.
Epigenesis 17.
Epilepsie 128.
Erbsünde 12.
Erde 134 ff.
Erigena, Joh. Scotus 207.
Erschöpfung 31.
Ethik 195 ff.

Fakire, indische 11.
Familie 136, 163, 175 ff.; rechtliche Solidarität der — 179.
Fatalismus 142.
Fetischismus 206.
Finalität, pathologische 132.
Fleischmann 11.
Fortpflanzung 3, 33 ff.
Fortschritt bei Rassenmischung 83 ff.
Fruchtbarkeit 42 ff.
Furchung 41.

Gang 55; aufrechter — 8.
Ganglienzellen 21.
Gaunertum 155.
Geburt 44.
Gedächtnis 22.
Gefängnis 133.
Geld 194.
Gesang 10.
Geschlechtsbestimmung 42.
Geschlechtsorgane 34.
Geschlechtstrieb 137, 160.
Geselligkeitsbetrieb 180 ff.
Gesellschaft 163, 184 ff.
Gesetz 201.
Gewebe 13.
Gewohnheit 182 ff.
Glaube 204.
Gnade (Gottes) 204.
Gliedmaßen, Vererbung charakteristischer Formen der — 54 ff.
Goethe 5, 20, 30, 37, 172.
Goette, Alexander 33.
Gottesidee 204 ff.
Graphologie 117.
Grausamkeit des Weibes 35.
Gravitation 135.
Gut und Böse 206.

Haare bei Rassenmischung 81; weiße — im Alter 32; Vererbung der — 56 ff.; — als Mittel zur Rassengruppierung 46.
Haeckel, Ernst 5, 6.
Haller, Albr. von 37.
Handwerk der Rasse 189 ff.
Haus 180
Heimat 153 ff., 178.
Held und Frevler 198.
Herzgewicht 36.
Hippokrates 20.
Hirn 8, 19 ff.
Hirngewicht 35.
Hirsch 137.
Hochland 140 ff.
Hochzeit 37.
Höhlenbewohner 148.
Holothurien 137.
Holz 31.
Homochronie 124.
Homologie 3.
Homotopie 124.
Humanismus 27.
Huxley 6.
Hygiene, öffentliche 174, 194.

Ich, das 25 ff.
Idealtypus der Schönheit 38.
Identität zweier Menschen 27.
Idiotismus 43.
Inder 146.
Individuum 11 ff.
Indogermanen 138.
Instinkt 25.
Involutionserscheinungen 31 ff.
Inzucht 93 ff.
Islam 179.
Isothermen 137.
Jungfräulichkeit 161, 165.
Jus talionis 200.

Kalkschwämme 16.
Kampf ums Dasein 2.
Kannibalismus 199.
Kasten 74, 187 ff.
Kastration 36.
Keimplasmatheorie (Weismann) 120 ff.
Keimzellen 34.
Keramik, primitive 193.
Keuschheit 161.
Kind 171 ff.
Kinderlosigkeit 168.
Kindermord und Kinderopfer 172 ff.
Kindheit 26.
Klima 28.
Knaben, Überschuß an —geburten 42.
Knospung 33.
Konjugation 33.

Konstanz der Rasse 18.
Kopernikus, Nikolaus 6.
Kopulation 33.
Korallen 16.
Körpergröße, Vererbung der — 49 ff.
Korrelation 19.
Kosmopolitismus 10, 156.
Kowalewski, Alexander 5.
Kreuzung 2.
Kristallbildung 118.

Lamarck 5.
Landsknechtstum 179.
Leben, organisches 134.
Lebergewicht 36.
Leibniz 12.
Lemuria 46.
Liebe 39, 160 ff., 163 ff.
Logik 23.
Lokalisationen im Gehirn 22 ff.
Lügen als erblicher Volkscharakter 58.
Lungengewicht 36.

Malthusianische Ehe 36.
Manie, erbliche 91.
Mann 35 ff., 159 ff.
Männliche Personen 34 ff.
Materialismus 207.
Matriarchat 160.
Mensch 26.
Metschnikoff, Elias 32.
Mimik 117.
Minderjährigkeit 174.
Minimallohn 195.
Mischehen, Verbot der — 133.
Mittelalter 27.
Mondkälber 45.
Monogamie 161.
Monogonie 33.
Morphologie 134.
Musik 165.

Nachkommenschaft 39.
Nägeli, Karl von 4.
Nase im Alter 32.
Nation 201.
Neanderthalschädel 7.
Nerven 20.
Neuronen 21 ff.
Nietzsche 27.
Nissl, Franz 22.
Nomadentum 139, 156 ff., 200.

Oken, Alexander 5.
Organe 13; rudimentäre — 182.
Origenes 12.
Ostwald, Wilhelm 207.

Paarungsakt 37.
Paläontologie 5.
Pangenesis (Darwin) 119; intrazelluläre — (de Vries) 119.
Pangermanismus 71.
Pantheismus 205 ff.
Paradies 140.
Paramäcien 137.
Perigenesis (Haeckel) 122 ff.
Person 13.
Persönlichkeit 26 ff.
Petrarca 27.
Pfahlbauten 150.
Pflicht und Recht 195 ff.
Phäaken 51.
Physik und Physiologie 131.
Pigmentierung bei Rassenmischung 81.
Pithekanthropus erectus Dubois 6 ff.
Poesie 165.
Politik, nationale 201.
Polygynie 161.
Polymorphismus 16.
Präformation 17, 121.
Priestertum 169.
Privateigentum 186.
Probenächte 168.
Prometheus 197.
Promiskuitätshypothese 160, 165.
Prostitution 161.
Provinz, geographische 136 ff.; Anpassung an die — 144 ff.; Wechsel der — 155 ff.
Psychologie 20.
Pygmäen 50.

Rabl, Karl 133.
Rassen 45; Rassenstolz, Rassenhaß, Rassenkampf 69 ff.; Rassengeruch 54; Rassenhandwerk 189 ff.; Tüchtigkeit der Rasse 69 ff.; Rassenmischung 76 ff.
Raubehe 167.
Rauber, August 42.
Recht und Pflicht 195 ff.
Rechtsfähigkeit des Kindes 174.
Rechtsprinzip, natürliches 198 ff.
Regressionsgesetz (Galton) 125.
Reifung des weiblichen Eies 40 ff.
Religion 205.
Renaissance 27.
Richterstand 200.
Riesen 49.
Roscellin 12.
Rückschlag 18.
Rückschritt bei Rassenmischung 84 ff.
Rudel 137.

Samenzellen 34.
Schädel, Vererbung der Form 50 ff.; — bei Rassenmischung 80.

Scheidung der Ehe 164, 168.
Schenk 42.
Schönheit 37 ff.
Schöpfung 12.
Schule 171, 174.
Schwalbe, G. 7.
Seele 19 ff.
Selbsterhaltung 164.
Selbstmord 92.
Selektionstheorie 1 ff.
Seligson 42.
Sexualcharaktere 34 ff.
Sinne, die fünf 24.
Sinnesvermögen, Vererbung spezifischer 53 ff.
Siphonophoren 16.
Sklaverei 69, 74 ff.
Skelett bei Rassenmischung 79.
Soziale Instinkte 184.
Sozialdemokratie 11, 194.
Sozialgesetzgebung 133.
Spinoza 20, 207.
Spiritismus 20.
Sprache, artikulierte 8; — als nationales Element 202; — als Mittel der Rassengruppierung 47.
Sprichwörter, ethnologische 64 ff.
Staat 201 ff.
Staatsbürgertum 174.
Stände 187 ff.
Sterilität des Weibes 36.
Stöcke 16.
Strafkolonie 133.
Sumpfgegenden 142.
Symbolik, Individualgesetz der — 117.
Systematik 5.

Teleosis (Haeckel) 138.
Teratologie 87.
Tierstaaten 13.
Tod 30 ff.
Todesstrafe 200.
Tradition 28 ff.
Tropen 139.
Typus 134.

Uneheliche Kinder 171, 173.
Unsterblichkeit 32 ff.
Urheimat 140.
Ursache und Veranlassung 132.
Urzeugung 205.
Utopien 11.

Vagantentum 158.
Varietät 15.
Vaterschaft 160, 176 ff.
Veranlassung und Ursache 132.
Verbrechertum 116 ff.
Vererbung 3; phyletische und individuelle — 14; — als physikochemischer Prozeß 119; Propädeutik der — 30; Tatsachen d. — 45 ff.; — erworbener Eigenschaften 16 ff.; — künstlerischer Eigenschaften 97 ff.; — geistiger Fähigkeiten 105 ff.; — des Charakters 113 ff.; — pathologischer Zustände 87 ff.
Verfassung 203.
Verführung 161.
Vielgeburten 43.
Vierlinge 43.
Virchow, Rudolf 7.
Vormundschaft 174.
Vorstellung 22 ff.

Wahnsinn 92.
Waisenhäuser 174.
Wald 143.
Walkhoff, Otto 7.
Wandervögel 137.
Wehrpflicht, allgemeine 187, 196.
Weib 35 ff., 159 ff.
Weibliche Personen 34 ff.
Weismann, August 17, 32, 120 ff.
Weltanschauung, religiöse und naturwissenschaftliche 203 ff.
Weltgeschichte 71.
Wergeld 200.
Wirbeltiere 6.
Wirtschaftspolitik 194.
Wissenschaft 203 ff.
Wohnungsreform 147.
Wolf, Kaspar Friedrich 17.
Wunderglauben 87, 205.
Wüste 142.

Yogalehre 30.

Zählen 24.
Zähne im Alter 31 ff.
Zelle 13, 134.
Zellteilung 33.
Zelt der Nomaden 152.
Zeugung 39.
Zuchtwahl 2.
Zwerge 49.
Zwillinge 14, 42 ff.

Druck von Anton Kämpfe, Jena.

(cf H. 50 )

SEMPER
BONIS
ARTIBVS

152 601/64

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21117 3734

Julius Hager, Buchbinderei, Leipzig.